Reisen eines Franzosen,

oder

Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt,

nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefasset

und herausgegeben

vom

Hrn. Abte Delaporte.

Vierter Theil.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey Bernh. Christ. Breitkopf u. Sohne.
1770.

Der 42. Brief.

Die Maldiviſchen Inſeln.

Man rechnet von Goa nach den Maldiviſchen Inſeln über drey hundert Stunden. Die Ueberfahrt dahin kam mir höchſt langweilig vor, Madame, um ſo viel mehr, da wir in beſtändiger Furcht waren, von den Malabariſchen Seeräubern angegriffen zu werden. Dieſe Leute ſind Mahometaner, und man hält ſie für die böſeſten und treuloſeſten Menſchen in der Welt. Sie wohnen in großen Flecken, wo ſie keine anderen Einwohner, als die von ihrer Religion dulden. Dieſe Flecken werden Baſards, oder Märkte

genennet, weil sie blos mit Handelsleuten besetzet sind. Die vorzüglichsten liegen am Meere, und von hieraus gehen diese Räuber zur See, um längst der Küste ihre Plünderungen anzustellen. Mit den Gefangenen gehen sie auf das grausamste um. Treffen sie Heyden an, oder Mahometaner, begnügen sie sich, sie zu berauben, gänzlich auszuziehen, und an das Land zu setzen: sind es aber Christen, machen sie sie zu Sclaven, und legen ihnen so harte Arbeit auf, daß, wenn sich niemand ihrer annähme, und sie los kaufte, sie ihr Leben gar bald einbüßen würden. Die Erzählung, die man von der Grausamkeit dieser Räuber auf unserm Schiffe machte, war zum Entsetzen. Man behauptet, daß wenn ihre Schiffe das erstemal in die See gehen, sie einen Sclaven darauf erwürgen; und haben sie dergleichen Schlachtopfer nicht gleich bey sich, warten sie, bis ein Christ unglücklich genug wird, ihnen in die Hände zu fallen.

Urtheilen Sie selbst, Madame, in was für Schrecken mich diese Beschreibung setzte. Alles, was man uns in Marseille von der Behandlung der Tunesischen und Algierischen Sclaven gesaget hatte, ist nichts in Vergleichung der unerhörten Grausamkeiten, welche

diese Räuber ausüben, hauptsächlich an den Portugiesen: diese leben daher auch in beständigen Kriege mit ihnen, so wie die Malteser-Ritter, mit den Türken. Unser Schiffs-Capitain, dem so übel zu Muthe war, als mir, befahl dem Steuermanne, die hohe See zu gewinnen, und sich von der Küste entfernet zu halten. Wir kamen solchergestalt den Räubern aus dem Gesichte, und langten zu Male, der Hauptstadt der Maldivischen Inseln, glücklich an.

Diese Inseln erstrecken sich, längst der Malabarischen Küste, in einer geraden Linie, von Mittag gegen Mitternacht. Man könnte ihrer mehr als funfzehn hundert zählen. Sie stoßen fast alle an einander, sind in dreyzehn Cantons abgetheilet, und liegen Haufenweise beysammen. Allein die meisten sind blose Sandberge, oder Felsen: andere sind so klein, und so niedrig, daß das Meer öfters darüber geht; und die wenigsten sind bewohnet. Jeder Haufen ist von dem andern durch einen Canal, oder Meerenge abgesondert, die aber vielmal so wenig Tiefe hat, daß man, ohne mehr als drey Fuß Wasser zu finden, hinüber kommen könnte. Bey andern hingegen können die Schiffe durchfahren, und der gröste Canal ist bey nahe

zwanzig Stunden breit. Jeder Haufen dieser kleinen durch Canäle abgesonderter Inseln wird eine Provinz, oder Atollon genennet. Sie liegen mehrentheils in der Runde, oder oval-förmig, und die größten Haufen haben nicht über dreyßig bis vierzig Stunden im Umfange. Sie stellen zusammen eine lange Kette vor, die sich auf hundert Stunden erstrecket; alle aber sind einem Herrn unterworfen. Ihren Namen haben sie von der Hauptstadt Male, und von dem Worte, Dive, welches eine Insel bedeutet; von diesen zweyen Wörtern hat man Maldiven gemachet. Vermuthlich sind sie sonst nur eine Insel gewesen, welche durch die Gewalt des Wassers, oder durch heftige Erdbeben ist zerrissen worden. Man weis nicht, zu welcher Zeit, und von welchem Volke, diese Inseln am ersten sind bewohnet worden: allein aus der eingeführten Mahometanischen Religion läßt sich schließen, daß die Maldiver eine Colonie der Araber sind, welche sich, seit ihren Streifereyen in Indien, daselbst niedergelassen haben. Zu Anfange des sechzehnten Jahrhundertes wurden sie von den Portugiesen mit dem Degen, und dem Crucifixe in der Hand, überfallen. Diese breiteten das Joch ihrer Herrschaft überall aus, so wie die

Miſſionnairs ihre Lehre. Der König des Landes, der den Titel Raſquan führet, nahm das Chriſtenthum an, und wurde darüber ſeiner Länder verluſtig. Die Portugieſen beredeten ihn, ſein Königreich zu verlaſſen, und ſich zu Cochin taufen zu laſſen: unter dem Vorwande aber, ihn wider ſeine Unterthanen zu ſchützen, die ſeinem Beyſpiele nicht folgen wollten, hielten ſie ihn in einem fremden Lande zurück, und bemächtigten ſich unterdeſſen des ſeinigen. Endlich machten ſich die Maldiver, mit Hülfe etlicher Malabariſcher Seeräuber, von dem Portugieſiſchen Joche wieder los, und wählten einen neuen König, der ſich gefallen ließ, ſeinem Vorfahren Gnaden-Gelder zu bezahlen, welche dieſer mit den Portugieſen theilen mußte. Er konnte ihnen dieſe geringe Probe ſeiner Erkenntlichkeit leicht geben: denn da er bey dem angenommenen Glauben beharrete, verlor er zwar eine irrdiſche Krone, er erlangte aber, durch die Bemühung der Miſſionnaire, eine tauſendmal ſchätzbarere.

Die Maldiver erlitten zu Anfange des letzten Jahrhundertes noch ein anderes Schickſal. Die Bengaliſchen Corſaren wagten auf dieſen Inſeln eine Landung, plünderten ſie, tödeten den Raſquan, und ließen das König-

reich in der schrecklichsten Verwüstung. Die innerlichen Kriege wegen der Thronfolge, verursachten hernach neue Unruhen, bis sie endlich durch die Wahl eines andern Rasquan gestillet wurden. Gegenwärtig ist auf diesen Inseln alles ruhig, und ihr König führet den Titel eines Fürsten von dreyzehn Provinzen, und von zwölf tausend Inseln. Er residiret zu Male, welches, wie ich schon gesaget habe, die Hauptstadt ist. Sie hat keine Mauern, ist aber von der Natur befestiget, theils wegen der Felsen, die sie umgeben, theils wegen des seichten Wassers, das die Sandbänke und Klippen verursachen. Die übrigen Provinzen, oder Atollons, vertheidigen sich auf gleiche Weise. Die Insel, worauf Male liegt, die einzige, die ich besuchet habe, schien mir mehr als eine Stunde im Umfange zu haben. Ihre Häuser sind theils in Gassen eingetheilet, theils stehen sie hin und her zerstreuet. Diejenigen, die dem gemeinen Manne zugehören, sind von Cocus-Holze gebauet, und mit den Blättern dieses Baumes gedecket: reicher Leute ihre sind von Steinen; und des Königes Palast besteht aus weitläuftigen Gemächern, mit großen Höfen, und schönen daran stoßenden Gärten. Die Wände in den Zimmern sind mit Tapeten

aus

aus Bengala gezieret, die Fußböden mit den kostbarsten Matten beleget, und für ein kleines abgelegenes Land spüret man so gar eine Art von Pracht. Das Erdreich auf diesen Inseln ist nicht fruchtbar: es bringt fast nichts als Gras hervor; aber desto mehr Cocus-Bäume, wovon die Einwohner allen Vortheil ziehen, den dieser nützliche Baum zur Nahrung, zum Getränke, und zum Baue der Häuser und Schiffe verschaffet. Der Reiß, den man hier ißt, kommt aus Bengala; es wird aber wenig davon verbrauchet. Fische, welche die Einwohner in Ueberfluß haben, sind ihre vorzügliche Nahrung. Sie haben auch groß See-Krebse; und eine Art von Vögeln, Penguins genennet, die wie Gänse aussehen, einen schwarzen Rücken, und eine weiße Brust haben, und von ziemlich gutem Geschmacke sind; allein die Einwohner achten sie wenig. Sie lieben mehr eine gewisse Wurzel, dicker als ein Bein, davon sie verschiedene Gerichte zu machen wissen. Die andern Landes-Erzeugungen bestehen in Granatäpfeln, und in einer besondern Art von Feigenbäumen, welche Blätter wie die Nußbäume haben. Aus der Frucht wird ein schwarzes Oel gepresset, das an statt des Thranes, oder Peches, zum

Schiff-Theere gebraucht wird. Ich habe auch auf den Maldivischen Inseln zwey andere besondere Pflanzen angetroffen, derer die eine die Sonnen-Blume, die andere die melancolische Pflanze genennet wird. Erstere öffnet sich früh mit Sonnen-Aufgange, und schließt sich bey ihrem Untergange: die andere hingegen thut sich nicht eher auf, als bis die Sonne untergegangen ist, und schließt ihre Blätter, wenn der Tag anbricht. Aus dieser Blume dringt ein heilsames Wasser, das für das Augenweh hilft. Die Orientalischen Fürsten brauchen es häufig. Die Portugiesen aber bedienen sich der Blume an statt des Safranes. Letztere halten auch sehr viel auf eine Art von Nüssen, wie ein Kopf groß, die sie Maldivische Cocus-Nüsse nennen: man findt sie am Ufer des Meeres, und rühmet ihren Nutzen in der Arzeney. Die Maldiver haben noch eine andere Art von überaus leichten Bäumen, Candou genennet, womit sie große Steine, zu Erbauung ihrer Häuser, aus dem Meere ziehen. Sie befestigen nämlich an den Stein, den sie aus dem Grunde holen wollen, nach Beschaffenheit seiner Größe, einen oder mehrere Stämme von diesem Holze. Die große Leichtigkeit des Candou verursachet, daß er be-

ständig in die Höhe steigen will, die schwere Masse aber die daran hängt, folget dieser Bewegung, und die Maldivischen Männer und Weiber, die untertauchen und gut schwimmen können, machen den Stein los, helfen ihm in die Höhe, und bringen ihn solchergestalt an das Ufer. Eben dieses Mittels bedienen sie sich bey versenkten Canonen, oder Schiff-Ankern. Eine andere Eigenschaft dieses Holzes ist, daß es sich entzündet, wenn ein paar Stücken an einander gerieben werden. Die Einwohner, die weder Zunder noch Feuerzeug haben, bedienen sich dessen, wenn sie Feuer anmachen wollen.

Noch eine andere sehr gemeine Landes-Erzeugung, sind die kleinen weißen und glatten Muscheln, die die Maldiver an dem Ufer des Meeres, einige Tage vor und nach dem Neumonde, sammeln. Es werden alle Jahre dreyßig bis vierzig Schiffe voll nach Bengalen, nach Siam, und an andere Oerter verschicket, wo man sie als Geld brauchet. Die Mühe, sie zu sammeln, betrifft hauptsächlich die Weiber, welche bis an den halben Leib in das Wasser gehen, und sie unter dem Sande suchen. Sie werden in Packeten zwölf tausend weise verkaufet, und in Körbe von Cocus-Blättern eingepacket. Jedes Packet gilt einen Larin;

ein

ein Larin aber beträgt zwölf Französische Sols, (ohngefähr vier gute Groschen) man hat also für einen Sol etwa tausend solcher kleinen Muscheln. Auf den Maldivischen Inseln selbst haben sie keinen Werth, aber die Handelsleute, die sie kaufen, und auswärts verführen, ziehen großen Vortheil davon.

Die übrigen **Waaren**, welche die Maldiver den Fremden liefern, bestehen in Segeltüchern, und Tauwerke, wozu die Materie blos vom Cocus-Baume genommen wird; in Matten von Rohr, auf vielerley Art gefärbet, welche die schönsten sind, die man im Oriente hat; in getrockneten Fischen; in Schildkröten, Oele, Honig, Cocus-Nüssen, Ambra und Corallen. Sie tauschen dafür Seide und Baumwolle ein, woraus sie sehr schöne Westen machen; ingleichen Reiß, Essenzen, Eisen, Gewürzwaaren, und andern Nothwendigkeiten, die in ihrem Lande nicht wachsen.

Ohngeachtet diese Inseln fast unter der **Linie** liegen, so ist die **Hitze** doch erträglich, und die Nächte, welche allezeit so lang sind, als die Tage, sind überaus kühle: auch der häufige **Thau**, der gemeiniglich vor Sonnenaufgange fällt, trägt viel bey, die große Hitze zu mäßigen. Allein die Luft an sich ist ungesund,

sund, besonders für Fremde. Unter andern gefährlichen Krankheiten geht hier ein ansteckendes Fieber im Schwange, das in ganz Indien unter dem Namen des Maldivischen Fiebers bekannt ist, und viele Leute wegnimmt. Die Blattern äußern sich nicht leicht, als etwa aller zehn Jahre; sie sind aber alsdenn so bösartig, daß sie eine Menge Menschen hinreißen. Die venerischen Krankheiten kennet man nur, seit dem die Portugiesen mit diesem Volke sind bekannt geworden: was Ihnen aber wunderlich scheinen wird, ist, daß man diese Seuche, hier zu Lande, die Französische Krankheit, oder die Krankheit der Franken nennet. Die Eintheilung der Jahres-Zeiten ist ohngefähr eben so, wie auf der Malabarischen Küste. Der Winter fängt im Monate May an, und endiget sich im October. Uebrigens denke ich schon erwähnet zu haben, daß der Winter in Indien eben so warm ist, als bey uns der Sommer, und daß man ihm diese Benennung nur, wegen der häufigen Regen giebt, die zu selbiger Jahreszeit fallen.

Ich habe Ihnen auch bereits gesaget, Madame, daß die Maldiver sich zur Mahometanischen Religion bekennen, diese aber die einzige ist, die sie dulden. Unterdessen haben

sie auch andere abergläubige Gebräuche, wovon die übrigen Muselmänner nichts wissen. Zum Exempel, es muß das Thier, das sie essen wollen, an einem gewissen Orte des Halses, der vorgeschrieben ist, abgestochen werden: es muß derjenige, der es tödet, eine erfahrene Person seyn, und Kinder gehabt haben. Sie richten kein Geflügel zu, ohne es vorher gehäutet zu haben, und den Hals, das Eingeweide, und das unterste vom Schwanze wegzuthun. Wer unter ihnen die Reise nach Mecca und Medina gethan hat, er mag sonst von noch so geringer Herkunft seyn, erhält gewisse Ehrenzeichen, darauf sie sich viel zu Gute thun. Man nennet dergleichen Leute, Agis, das ist, Heilige: um sich von andern zu unterscheiden, tragen sie weiße, runde, baumwollene Mützen, und eine Art von Rosenkränzen, den sie an den Gürtel hängen.

Noch andere bey ihnen eingeführte Gebräuche haben nichts abergläubiges. Wenn ein Kind zur Welt kommt, wird es alle Tage sechsmal in kaltem Wasser gewaschen; hernach wird es mit Oele gerieben, und man fährt eine ziemlich lange Zeit damit fort. Die Mütter sind verbunden, ihre Kinder selbst zu stillen; ja die Königinn ist von diesem allgemeinen Gesetze nicht ausgeschlossen. Die Kinder werden

in

in keine Windeln gewickelt; man legt sie nackt und frey in kleine von Stricken geflochtene, und in die Höhe aufgehangene Betten, und sie werden von Sclaven, oder von ihren Müttern, gewieget. Wenn sie neun oder zehn Monate alt sind, fangen sie an zu laufen. Sie haben keinen Familien-Namen, sondern nur einen Vor-Namen, zu welchem man hernach, wenn es Handwerksleute sind, die Benennung ihrer Handthierung setzet; oder bey reichen Leuten, wenn sie zu Ehren-Aemtern gelangen, den Namen der Inseln, die sie besitzen, oder die Stelle, die sie bekleiden. Die Mägdgen haben bis in das achte Jahr keine andere Kleidung, als ein Stückgen Leinwand, das sie vorbinden, damit der Wohlstand nicht beleidiget werde; die Knaben aber fangen erst an Kleider zu tragen, wenn sie beschnitten sind, das ist, ohngefähr im siebenten Jahre. Alsdenn lernen sie lesen und schreiben, und man bringt ihnen einige Kenntniß von dem Alcoran bey. Zum Schreiben hat man dreyerley Arten von Buchstaben, Arabische, Maldivische, und eine dritte Gattung, die in Ceylon und Indien gebräuchlich ist.

Wenn jemand einen andern hier zu Lande tödet, so stellen, nicht die Frau, sondern die Kinder des Verstorbenen, den Proceß wider den

Thä-

Thäter an. Sind diese noch minderjährig, wartet man bis zu ihrer Volljährigkeit; und der Mörder muß sie während der Minderjährigkeit, die sich mit dem sechzehnten Jahre endiget, erhalten. Verlangen sie hernach, daß der Schuldige gestrafet werde, muß die Obrigkeit die Sache untersuchen, und den Proceß anfangen. Solchergestalt kommt, durch ein diesem Volke eigenes Gesetz, die Bestrafung der wichtigsten Beleidigungen lediglich auf den Willen des Beleidigten an. Sodomiterey, und Blutschande, zwey sehr gewöhnliche Laster in diesem Lande, wo Untugend unter beyden Geschlechtern in gleichem Grade herrschet, werden nur mit Staupenschlägen bestrafet. Wegen eines Diebstahles, wenn er ein wenig beträchtlich ist, hauet man dem Thäter die Hand ab: ehebrecherischen Weibern aber werden die Haare abgeschnitten. Dieses ist für die Weiber eine der größten Beschimpfungen; denn sie sind auf ihre Haare sehr stolz, und halten sie für die schönste Zierde ihres Geschlechtes. Sie lassen sie sehr lang wachsen, und um ihrer recht viele zu haben, nehmen sie noch Haare von Mannspersonen dazu: diese hingegen schneiden die ihrigen glatt ab; ausgenommen die Adelichen, und die Kriegsleute. Die

Weiber lassen ihre Haare völlig herunter hängen, binden sie hinten mit einem Ringe zusammen, bestreichen sie mit wohlriechenden Sachen, und schmücken sie mit Blumen. Uebrigens haben die **Weiber** ziemlich viel **Annehmlichkeit.** Sie, so wie die Mannspersonen, gehen mit eben solcher Anständigkeit bekleidet, als die Indianischen Mahometaner; und beyde Geschlechter thun sich durch ihre **höfliche** Lebensart hervor. Ich rede hier nur von denen, welche den **nördlichen** Theil des Landes bewohnen; denn die andern haben rauhere Sitten, und gehn fast nackt; ja die Weiber haben nichts als ein Stück Leinwand, womit sie die Mitte des Leibes bedecken. Die Mannspersonen sind am Leibe sehr rauch; sie verschneiden aber die Haare an verschiedenen Orten, so, daß das Ganze einem ausgeschnittenen Stoffe nicht unähnlich sieht.

Die Adelichen, die Geistlichen, und diejenigen, welche Mahomets Grab besuchet haben, lassen den **Bart** wachsen, oder barbieren sich nur um die Lippen: die übrigen tragen ihn kurz, blos um das Kinn, und spitzig, wie die Juden. Sie haben im Gebrauche, sich den Bart an der Thüre der Moscheen zu verschneiden, die Haare aber davon, so wie die abgeschnittenen Nägel

der Finger, vergraben sie auf dem Gottesacker, weil sie glauben, sie müßten diesen Abgängen, als Theilen von ihnen selbst, die Ehre des Begräbnisses nicht versagen. Weil es keine öffentliche Barbiere bey ihnen giebt, barbieren sie sich entweder selbst, oder leisten einer dem andern diesen Dienst. Ihr König, und die Vornehmsten, lassen sich von Adelichen barbieren, welche sich dergleichen Amt zur grösten Ehre schätzen.

Die Einwohner dieser Inseln sind von mittelmäßiger Gestalt, sehen im Gesichte mehr olivenfarbig als schwarz, und überhaupt weniger verbrennt, als die übrigen Indianer. Ich habe so gar Weiber gesehen, die so weiß waren, als unsere Europäerinnen: sie haben insgesammt, so wie die Männer, schwarze Haare, und halten diese Farbe für schön. Sie ist ihnen nicht so wohl natürlich, als vielmehr ihrer Sorgfalt zuzuschreiben, indem sie den Kindern von Geburt auf den Kopf rasiren, und solches alle sieben oder acht Tage wiederholen, bis sie erwachsen sind. Den Mägdgen lassen sie einen Rand von Haaren stehen, um sie von den Knaben zu unterscheiden.

Dieses Volk liebt Ordnung und Polizey, ist auch den Wissenschaften nicht gänzlich abgeneigt; es findt so gar Geschmack an der

Stern-

Sternkunde. Es steht unter einem Fürsten, der unumschränkt regiret, und unter Priestern, denen sich der Fürst völlig überläßt. Die Priester werden Naibes genennet, und verbinden mit dem priesterlichen Amte, die Gewalt der weltlichen Herrschaft. Sie sind zugleich Staatsminister, Statthalter der Provinzen, Ausleger des Gesetzes, und Richter in bürgerlichen und peinlichen Sachen. Sie haben Beamte unter sich, die aus ihrem Orden genommen werden, und in jedem Atollon, oder Provinz, das Recht sprechen. Die Partheyen führen ihre Processe selbst. Ist es nöthig, eine That zu beweisen, so müssen drey Zeugen gestellet werden, ohne welche dem Beklagten auf seinen Eid geglaubet würde. Kein Sclave kann Zeuge seyn; und dreyer Weiber Zeugniß wird dem von einem Manne gleich geachtet. Allen Richtern ist auf das schärfste verboten, die geringste Belohnung zu nehmen, wäre es auch unter dem Vorwande eines Geschenkes; die Gerichtsdiener hingegen erhalten den zwölften Theil der streitigen Güter. Der in der Hauptstadt sich aufhaltende Naibe hat über die andern alle eine Art von Aufsicht: er wird Pandiare genennet, und ist so wohl der höchste Priester, als die erste obrigkeitliche Person. Er hält eine

Raths-Versammlung bey sich, welche er bey wichtigen Vorfällen befragen muß, und die Beysitzer bedienen die ersten Stellen im Reiche, als Canzler, Groß-Schatz-Meister, Cammer-Präsidenten, Garde-Hauptleute, ꝛc. Diese Staats-Bedienten bekommen zu ihrem Unterhalte von dem Fürsten eine gewisse Menge Reiß, und genießen die Einkünfte etlicher ihm zugehörigen Inseln. Man hält es für eine große Ehre, Reiß zu essen, den der König giebt; und wer unter dem Adel dieses Vorrecht nicht genießt, wird nicht sehr geachtet.

Wider die Gewohnheit der Länder, wo der Mahometanische Glaube eingeführet ist, unterscheidet man auf den Maldivischen Inseln verschiedene Grade des Adels. Man erlanget ihn entweder durch die Geburt, oder durch Aemter, oder durch ein Patent vom Fürsten. Es giebt also hier, wie in Frankreich, alte und neue Edelleute. Der angebohrne Adel wird am höchsten geschätzet, genießt große Vorzüge, und thut sich auf lächerliche Einbildungen am meisten zu Gute. Einige von ihnen führen ihren Ursprung hinauf bis in die fabelhaften Zeiten, und ob sie gleich keine so ungereimten Geschlechts-Register zusammen bauen, wie wir, so ist ihr Vorgeben doch nicht weniger lächerlich,

lich, und ungegründet. Wenn der König jemanden zum Edelmanne machet, wird dieſe Gnade in der Hauptſtadt, durch den Schall einer ehernen Tafel, worauf mit einem Hammer geſchlagen wird, angekündiget; und von dieſem Augenblicke an, hat ſich der Begünſtigte aller Vorrechte ſeines Ranges zu erfreuen. Kein Bürgerlicher darf ſich alsdenn mehr in ſeiner Gegenwart niederſetzen, und begegnet er ihm, ſo muß er ſtill ſtehen, und ihn vorbey laſſen; fügte es ſich auch, daß jemand eine Laſt trüge, ſo muß ſie ſo lange auf die Erde geſetzet werden. Die adelichen Weiber, wenn ſie ſich an Bürgerliche verheurathen, behalten ihren Adel, und pflanzen ihn auf ihre Kinder fort, ohne ihn ihren Männern mitzutheilen. Gleiche Bewandniß hat es mit einem Edelmanne, der eine Bürgerliche heurathet: die Frau bleibt im Bürgerſtande, und die Kinder werden ihres Vaters Adels theilhaftig. Alle Adeliche, die in der Hauptſtadt wohnen, müſſen täglich zu Mittage bey Hofe erſcheinen, und dem Könige die Aufwartung machen. Iſt der Fürſt nicht zu ſprechen, ſo meldet man ihm, daß ſie gekommen ſind, ihm ihren Reſpect zu bezeigen, und ſeine Befehle zu erwarten. Er läßt ihnen alsdenn eine verbindliche Antwort ſagen, und zuweilen ſchicket

er ihnen Betel, oder Früchte. An den Tagen, da er seinen Unterthanen den Zutritt verstattet, werden sie in das Audienz-Zimmer gelassen, wo der König unter einem Thron-Himmel, mit kreuzweis gelegten Beinen, auf einer Matte sitzt, und seine Hofbediente sitzen um ihn herum. Die Domainen-Güter dieses Herrn bestehen in verschiedenen Inseln, davon die Einkünfte ihm eigenthümlich gehören: überdieß hat er den fünften Theil von allen Früchten, die im Königreiche erbauet werden; auch hebt er noch besondere Abgaben von allerhand Waaren. Alles was das Meer an das Land wirft, als Ambra, Corallen ꝛc. gehöret dem Könige: endlich besteht auch eines der wichtigsten Stücken seiner Einkünfte in dem Handel, den er, für seine eigene Rechnung, mit den Fremden treibt.

Sieben oder acht hundert Mann, in sieben oder acht Compagnien abgetheilet, machen die ordentliche Wache des Maldivischen Königes aus. Er hat aber auch noch andere Truppen, die mit ihm zu Felde gehen, und die reichsten auf der Insel suchen, wegen der vielen damit verknüpften Vorzüge, Dienste darunter zu nehmen. Man erlangt aber dergleichen Stelle nur auf besondere Erlaubniß des Königes, und sie wird theuer bezahlt.

Ein

Ein Maldivischer König, weil er eben so abergläubig ist, wie alle Mahometaner, unternimmt nichts, ohne die Sterndeuter zu befragen: er unterhält ihrer eine große Menge an seinem Hofe, und läßt sich mehrentheils durch sie regiren. Er speiset niemals mit seinen Unterthanen, weil der Gebrauch des Landes mit sich bringt, nur mit seines gleichen zu essen: da es nun schwer fällt, diese Gleichheit in jedem Stande zu finden, so bitten die Maldiver einander wenig zu Gaste. Sie haben aber eine andere, vielleicht eben so galante Art, ihre Freunde zu tractiren. Sie setzen auf eine, mit sehr feinem Tisch-Zeuge, und vielmals mit Tafft bedeckte Tafel, so zierlich als möglich, eine Tracht vielerleyer Gerichte: hiezu nehmen sie noch den herrlichsten Cocus-Wein, oder Hydromel, welches eine Art von Getränke ist, das dem Sorbet beykommt, und schicken dieses der Person, der sie Ehre erzeigen wollen.

Kein Gesetz verbietet den Maldivern den Gebrauch des Frauenzimmers; dieses aber überläßt sich seinen Neigungen mit eben so vieler Freyheit, als die Mannspersonen. Den Tag über bleiben die Weiber zu Hause, des Nachts aber stellen sie ihre Zusammenkünfte an. Wenn sie des Abends ausgehen, werden sie alle-

zeit von einer Mannsperson begleitet, welche sie in das Haus bringt, wo man auf sie wartet, und wo die Thüre niemals zugeschlossen wird. Beym Eintritte husten sie, und dieses Zeichen giebt dem Liebhaber zu erkennen, daß er dem Genusse seines vermeyntlichen Glückes nahe ist.

Ich bin ꝛc.

Male, den 17ten November, 1742.

Der 43. Brief.

Die Insel Sumatra.

Ich würde von den Maldivischen Inseln vielleicht mehr zu sagen gehabt haben, wenn ich mich länger daselbst aufgehalten hätte. Allein das Schiff, das mich dahin brachte, war nach der Insel Sumatra bestimmt, und ich entschloß mich gern, diesen Weg auch zu nehmen, da ich von daraus nach Batavia kommen konnte, wo ein Holländischer Kaufmann mir Geld auszahlen sollte. Ich erwähne diesen Umstand nur im Vorbeygehen, um Ihnen zu zeigen, Madame, daß ich keine Gelegenheit vorbey lasse,

bequem

bequem zu reisen; übrigens aber dergleichen Kleinigkeiten in meinen Briefen nicht viel Platz einnehmen dürfen.

Die Insel **Sumatra** ist lang und schmal. Man rechnet nicht über sechzig Stunden für ihre Breite, und hundert und neunzig, oder zwey hundert, für die Länge. Meiner Meynung nach ist sie gräßer als England. Der **Aequator** durchschneidt sie in zwey gleiche Theile, und dennoch ist die **Hitze** nicht so groß, als sie sonst unter der Linie zu seyn pfleget: die kühlen von der See kommenden Winde erfrischen die Luft. **Winter** und **Sommer** wechseln hier ohngefähr eben so ab, wie in der ganzen mittägigen Gegend von Indien. Auch der **Erdboden** bringt bey nahe eben dieselben Lebensmittel, an Früchten, Thieren, und Metallen, hervor. Hauptsächlich aber ist diese Insel berühmt, wegen der Menge, Güte, und großen Handels ihres **Pfeffers**. Er ist der beste in ganz Indien, nach dem von Cochin; und liefert alle Jahre für mehr als zwanzig Schiffe Ladung. Die **Pflanze**, worauf er wächst, hält sich an, wie der Epheu, und schlingt sich mehrentheils um Bäume, oder Mauern. Die **Blüthe** hat kleine Trauben, wie die Johannis-Beeren. Die Pfeffer-Körner sind anfänglich grün; sie

werden aber hernach Feuerroth, und zuletzt, wenn sie eingesammelt und an der Sonne getrocknet sind, werden sie runzlich, und bekommen die Farbe und Gestalt, wie wir sie sehen. Einerley Pfeffer kann weiß oder schwarz seyn, nachdem er zubereitet wird. Er bleibt schwarz, wenn man ihn läßt, wie er natürlicherweise ist; wenn man ihn aber beym Trocknen klopfet, daß die äußerste Haut abspringt, so wird er weiß. Es giebt Büsche, die bis sieben Pfund Pfeffer geben: allein der Ertrag nimmt alle Jahre ab, und kaum ist der Baum funfzehn Jahre alt, so trägt er keine Früchte mehr. An seine Stelle pflanzet man Sproß-Reiser, die im dritten Jahre anfangen zu tragen: zu dieser Zeit ist der Baum in seiner Vollkommenheit, und trägt bis in das sechste Jahr ungemein reichlich. Er will wohl in Acht genommen werden; denn vernachläßiget man ihn nur ein wenig, so trägt er fast gar nichts. Die anzuwendende Sorgfalt besteht hauptsächlich in fleißiger Ausrottung des Unkrautes. In einem warmen Lande, wo die häufigen Regen und Thaue, und die vielen Seen und Moräste, das Erdreich sehr feucht machen, muß diese Arbeit fast nicht aufhören. Es müssen auch die Zweige an den Bäumen, wo er sich anhält, öfters ausgeschnit-

geschnitten werden, damit sie nicht die Sonne abhalten, die ihm vorzüglich nöthig ist. Die Trauben werden gestützet, daß sie nicht abbrechen, die Pflanzungen aber müssen vor dem Viehe sorgfältig verwahret werden, damit es keinen Schaden thue. Ueberhaupt erfordert der Anbau des Pfeffers, so wohl vor, als bey der Einsammlung, viele Aufmerksamkeit und Arbeit. Wenn er eingebracht, und an die Sonne geleget ist, muß er oft gewendet, des Nachts zugedecket, geklopfet, und gesiebet werden ꝛc. Man hat zweyerley Arten von Pfeffer, großen und kleinen. Letzterer, den man für den besten hält, wird nicht leicht außerhalb Asien verführet, weil die Mahometaner ungemein viel davon verbrauchen; der, welchen wir in Europa essen, ist mehrentheils der große Pfeffer, von der Malabarischen Küste.

Eine andere Erzeugung der Insel Sumatra ist ein gewisses Oel, welches, wenn es einmal entzündet ist, nicht aufhöret zu brennen, und seine Kraft auch mitten im Meere behält. Die Einwohner brauchen es, um die feindlichen Schiffe in Brand zu stecken: wie denn auch den Portugiesen, die wider einen König von Achem Krieg führten, zwey Schiffe mit diesem unverlöschlichen Oele verbrennet wurden. Es wächst

auch

auch auf der Insel ein Same, der, wenn er in das Getränke gethan wird, den Kopf dergestalt einnimmt, daß einem alle Sachen anders vorkommen, als sie in der That sind. Die Holländer haben die traurige Erfahrung davon gemachet: der erwähnte König von Achem ließ ihnen dergleichen Getränke geben, und wie es zu wirken anfieng, ließ er sie alle umbringen.

Der Cocus-Baum ist auf der Insel Sumatra ebenfalls sehr gemein. Die Einwohner, welche den Nutzen dieses wundernswürdigen Baumes kennen, brauchen ihn fast zu allen Lebens-Nothwendigkeiten. Man findt ihn bis auf den Bergen, womit das Land durchschnitten ist, und unter welchen einer von Zeit zu Zeit Feuer speyt, wie der Vesuvius. Was die Provinzen der Insel anbelanget, so hat man mir zwar verschiedene Königreiche genennet, die ich aber nicht gesehen habe. Ich bin immer noch in dem Lande des Königes von Achem, wo ich bey meiner Ankunft ausstieg, und welches, wie man mir gesaget hat, das einzige ist, welches gesehen zu werden verdienet. Ich würde mich auch allerdings hüten, in das innerste eines Landes zu kommen, das mehrentheils von Barbarn bewohnet wird, die keines Fremden schonen, sondern ihn ohne Barmherzig-

herzigkeit umbringen, und verzehren. Diese grausamen Menschen nennen sich die einzigen ursprünglichen Einwohner und Herren der Insel, und sind erbittert, daß man sie aus ihren alten Wohnungen vertrieben, und in die rauhen Gebirge verwiesen hat. Ihre Könige, oder Oberhäupter, leben in beständigem Kriege mit einander. Längst der ganzen Küste haben die Engelländer und Holländer Festungen angeleget, und die Königreiche Endigri, und Jambi, sind der Holländischen Compagnie zinsbar, so wie sie auch mit den Waaren des Königreiches Palambam Ausschlußweise Handel treibt. Besagte Compagnie besitzt ebenfalls die Küsten der Reiche Manimcabo, und Indripura, und sie hat die Portugiesen fast überall, wo sie sich niedergelassen hatten, vertrieben. Wie sie denn auch ungern sieht, daß die Engelländer noch etliche Handelsplätze inne haben. Weil aber alle diese Städte und Festungen von keiner Erheblichkeit sind, und das Königreich Achem das einzige ist, wo man sich aufhalten kann, will ich auch nur davon Erwähnung thun. Die Hauptstadt, die dem ganzen Königreiche den Namen giebt, liegt auf der nördlichen Seite, eine halbe Stunde vom Meere, an einem großen Flusse, der zur Handlung viel beyträgt. Die

Euro=

Europäer, Indianer, und Chineser, bringen ihre Waaren dahin, und werden mit Golde und Edelsteinen, welche das Land häufig hervorbringt, bezahlet: des Pfeffers nicht zu gedenken, der, wie ich schon gesaget habe, den hauptsächlichsten Reichthum der Insel ausmacht. Die Stadt Achem hat nur zwey Meilen im Umfange, und ist mit Waldung umgeben, daß man sie von fern nicht sehen kann: dieses Holz, nebst ein paar in dem Moraste auf gewisse Weiten angelegten Schanzen, dienen ihr als Festungswerke. Man rechnet in der Stadt sieben oder acht tausend Häuser, oder vielmehr Hütten, die ohne Ordnung herum stehen, und durch Hecken von einander abgesondert sind, wodurch jeder Wohn-Platz verwahret wird. Die Häuser stehen auf Pfählen, neun oder zehn Fuß hoch, damit sie wider die jährlichen Ueberschwemmungen, die durch das Austreten des Flusses, und durch die starken Ebben und Fluthen veranlasset werden, gesichert sind: man bedienet sich alsdenn der Kähne, um von einem Hause zum andern zu kommen. Die Wände dieser Hütten sind von geflochtenen Rohre, und sehen wie Vogelbauer aus; die Dächer aber sind mit Blättern von Cocus-Bäumen gedecket. Ein kleiner Raum darinnen,

nen, von Steinen oder Ziegeln gebauet, verwahret der Einwohner Kostbarkeiten. Für die Fremden sind die Wohnungen, in einem besonderen Quartiere der Stadt, besser angelegt, so daß sie sich wider die Anfälle und Raubereyen einer Menge Spitzbuben und Mörder, womit die Stadt überschwemmet ist, verwahren können. Dieses Quartier, so wohl als die zwey Marktplätze, wo die Stadt ihre Lebensmittel einkauft, sind sehr volkreich, und treiben starken Handel.

Der Palast des Königes, der von Steinen aufgeführet ist, liegt in einiger Entfernung von der Stadt, an dem Ufer des Flusses. Er sieht einer weitläuftigen Festung ähnlich, und wird von außen durch eine Menge Bäume vertheidiget, welche, weil sie sehr enge neben einander stehen, eine Art von Verhaue abgeben, das undurchdringlich ist. Inwendig in dem Palaste spüret man eine gewisse Pracht, aber ohne Geschmack, und sie äußert sich mehr in der Größe der Höfe und Zimmer, als in den Verzierungen. Unterdessen sind die Gärten mit Pyramiden, schönen Grabmalen, und großen Canälen versehen; ingleichen mit einem Serail, wo mehr als acht hundert Weiber wohnen können: denn die Könige von Achem sind

die

die wollüstigsten Fürsten von ganz Asien. Einige dieser Frauenzimmer müssen beständig um den König seyn, entweder um die Luft in den Zimmern mit großen Fechern abzukühlen, oder ihn durch Gespräche zu unterhalten, oder durch ihre Stimmen zu ergötzen, oder seinen andern Lüsten Genüge zu thun. Andere besetzen die Wache im Schlosse, wechselsweise, bey Tag und Nacht. Noch andere sind in der Küche, oder Canditerey, und verfertigen alles, was die Person des Königes unmittelbar betrifft. Alle diese Weiber sind an Oertern verwahret, wo das Auge einer Mannsperson niemals hindringen kann. Die Beschäfftigung der Jüngsten unter ihnen besteht, daß sie Singen und Tanzen, und andere Uebungen erlernen, wodurch sie sich bey ihrem Herrn beliebt machen. Die Bescheidenheit, und Unterthänigkeit sind hierbey so nöthige Eigenschaften, selbst für die, welche ihn zu besiegen vermocht haben, daß vielmals der geringste Fehler mit dem Leben bestrafet wird. Unter der Menge Indianerinnen, die in dem Serail zu Achem verwahret werden, sind nur drey, die den Rang als Gemahlinnen haben: die übrigen heißen Kebsweiber. Außer denjenigen, welche der König in seinen eigenen Staaten wählen kann, bringen ihm die Arabi-

schen Kaufleute Sclavinnen aus allen Ländern. Der jetzige Fürst hat bis auf zwanzig Töchter von Königen gehabt, und eine Königinn, die er entführen ließ. Wenn eine Sclavinn auf den Marktplätzen des Königreiches schon ist feil geboten worden, kann sie nicht mehr des Monarchen Bette beschreiten, und der Kaufmann, der sich unterstünde sie anzubieten, machte sich eines Haupt-Verbrechens schuldig. Man hat mir über diese Materie einen Fall von Eifersucht und Grausamkeit erzählet, den ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Man rühmte einem Könige von Achem die Reitze einer jungen Sclavinn, die schon seit etlichen Jahren, bey einem seiner Hofleute, die Stelle als Kebsweib vertreten hatte. Der Fürst wollte sie sehen, und weil er sie wirklich schön fand, bekam er eine so heftige Neigung zu ihr, daß er sie von ihrem Herrn verlangte. Dieser aus Höflichkeit that es; an statt nun, daß ihm der Fürst für seine Gefälligkeit hätte Dank wissen sollen, ließ er ihn, weil er den Genuß dieses Weibes zuerst gehabt hatte, etliche Tage hernach spießen. Nach der Zeit wurde er die Sclavinn auch überdrüßig, und er ließ sie umbringen, zur Strafe, daß sie ihn einzunehmen war vermögend gewesen.

Die Söhne, welche die Könige von Achem mit ihren Kebsweibern zeugen, werden von ihren Müttern entfernt, und zu Kriegsdiensten erzogen. Der ganze Vortheil ihrer Geburt besteht darinnen, daß sie im Kriege an die gefährlichsten Oerter gestellet werden, weil man ihnen mehr Eifer für des Königes Ruhm zutrauet, als andern. Die Töchter werden an die Großen des Reiches verheurathet. Was die Kinder anbetrifft, die aus rechtmäßiger Ehe erzeuget sind, so giebt man den Söhnen die Erziehung, welche Erb- und Kron-Prinzen zukommt; die Töchter aber werden mehrentheils an die benachbarten Könige vermählet.

Die Summen, die zu Unterhaltung des Serail angewendet werden, sind nicht eine der geringsten Ausgaben des Monarchen. Seine Einkünfte bestehen in den Anlagen des Volkes, welches Lebensmittel liefern muß; in seinen Domainen-Gütern, welche die Unterthanen zur Frohne bestellen; in den Zöllen für eingehende Waaren, die sehr wichtig sind; in den Geschenken, die ihm von Fremden gemachet werden; in dem Anfalle der Güter seiner Unterthanen, die keine männlichen Erben haben; in den eingezogenen Gütern der Verbrecher; in

dem erstaunenden Vortheile, den er von der Handlung im Lande zieht, als welche fast allein in seinen Händen ist; in dem Vorrechte, das er sich über seine Unterthanen anmaßet, da sie die Waaren von ihm theuer einkaufen müssen, nachdem er sie vorher gezwungen hat, solche an ihn wohlfeil zu verkaufen; und endlich in zufälligen Nutzungen, die er täglich von allerhand Gebühren einhebt, als von den Erbschaften der Fremden, die in seinem Lande sterben, von den Schiffen, die an seinen Küsten stranden ꝛc. Uebrigens braucht er zu Unterhaltung seiner Hofstatt wenigen Aufwand. Er überläßt den vornehmsten seiner Hofbedienten die Einkünfte von etlichen seiner Domainen-Güter, die nach ihrem Tode wieder an die Krone fallen. Seine Truppen bekommen nichts, als einen gewissen Theil Reiß, der zu ihrem Unterhalte täglich ausgetheilet wird. Seine Arbeitsleute, oder wen er sonst in seinen Diensten braucht, bekommen ein gleiches: und alles, bis auf seine und seiner Weiber Bekleidung, wird von den Statthaltern der Provinzen, oder von den Aufsehern der Manufacturen umsonst geliefert.

Die Kriegesmacht des Königes von Achem besteht in einer Leibwache von drey tau-

send Mann, die in den ersten Höfen des Palastes vertheilet sind; in einem Haufen von funfzehn hundert Sclaven, die niemals aus dem Schlosse kommen; und in den Besatzungen, die in den Festungen liegen. Seine Schiffe, und seine Elephanten, machen noch einen andern Theil seiner Macht aus: überdieß sind die Unterthanen verbunden, auf die erste Ordre die Waffen zu ergreifen, und auf drey Monate Lebensmittel mit zu nehmen. Die Zahl der Elephanten beläuft sich auf neun hundert: sie sind so gut abgerichtet, daß, wenn sie in das Schloß kommen, sie sich allemal vor dem Zimmer des Königes verbeugen. Diesen Thieren erweiset man eben so viel Ehre, als dem Könige: wenn sie auf der Gasse vorbey geführet werden, bleibt man aus Hochachtung stehen: es wird ihnen auch ein Sonnen-Schirm vorgetragen; und ein Mann bläst in ein Horn, um den Leuten ihre Ankunft zu verkündigen. Ohnerachtet ich Ihnen schon viel von den Elephanten gesaget habe, kann ich eine Geschichte doch nicht mit Stillschweigen übergehen, welche zu Zeiten des Urgroßvaters des jetzt regierenden Königes vorgefallen seyn soll. Dieser Fürst hatte befohlen, daß hundert Elephanten sollten zu einer gewissen Ausführung, die er im Sinne hatte,

auf dem Flusse eingeschiffet werden, und hörte, daß sie sich nicht wollten von ihren Führern auf die Galeeren bringen lassen. Er begab sich daher selbst an das Ufer, und fieng an, sie im größten Zorne auszuschelten: er wurf ihnen ihre Undankbarkeit, ihre Zaghaftigkeit, und ihre Empörung vor. Er ließ hernach einen der aufstützigsten fangen, befahl, daß man ihm, in Gegenwart der andern, den Leib aufschneiden sollte, und drohete den übrigen, wenn sie nicht gehorchen würden, es mit ihnen eben so zu machen. In dem Augenblicke folgten sie, giengen in die Galeeren, und kein einziger bezeigte sich auf der Reise widerspenstig.

Der König von Achem hat den größten und besten Theil der Insel Sumatra im Besitze. Die vornehmsten Städte, nach der Hauptstadt, sind, Pedir, Pacem, Dali, Daya, Labo, Chinquel, Barros, Batahan, Passeman, Tikou, Priaman, und Padang. Unter den vielen hochtrabenden, und lächerlichen Titeln, die dieser Fürst führet, läßt er sich nennen: „Den König aller Könige, berühmt wegen seiner Kriege, gefürchtet in seinem Königreiche, „geehret von allen Völkern; das wahre Bild „der Königlichen Hoheit, das Muster einer „vollkommenen Regierung, von dem reinsten

„Metalle zubereitet, und mit den feinsten Far-
„ben geziret; dessen Thron der erhabenste und
„vollkommenste ist, ähnlich einem Strome von
„Crystal, durchscheinender als Eis und Glas;
„Herr von neun Arten von Edelsteinen, und
„von zwey Sonnenschirmen von gediegenem
„Golde; Besitzer von goldenen Stühlen, Pferde-
„Geschirren, Lanzen, von einem Grabmale,
„von Gefäßen, und Tafel-Geschirren von eben
„dergleichen Metalle.“

Wenn dieser Monarch in seinem Palaste die Aufwartung von seinen Hofleuten annimmt, sitzt er auf der Erde mit kreuzweis gelegten Beinen, und alle die vorgelassen werden, setzen sich in gleicher Stellung um ihn herum. Ein Zeichen der Ehrerbietung, welches jeder, der vor ihm erscheinen will, in Acht nehmen muß, ist, daß man in bloßen Füßen geht: man zieht die Schuhe und Strümpfe an der Thüre aus, nähert sich ihm mit in die Höhe gehaltenen Armen, und gefalteten Händen, bücket den Leib, und setzt sich hernach ohne weitere Umstände nieder.

Es giebt in dem Königreiche Achem, wie anderwärts, Staats-Minister, Gerichts-Obrigkeiten, und Priester zum Dienste der Religion, welche die Mahometanische ist. Was

etwa bey diesen verschiedenen Artikeln besonders anzumerken ist, besteht in folgenden. Niemand im Königreiche, auch die ersten Kronbedienten nicht ausgenommen, kann sich der Strenge der Gesetze, und der Schärfe der Strafen entziehen. Die Strafen werden an allen, die gefehlet haben, ohne Unterschied vollzogen: man hat Personen von Hofe, ja von der Königlichen Familie, gesehen, die weder Hände noch Füße gehabt haben, und die auf diese Art wegen Fehler sind bestrafet worden, die man in andern Ländern kaum bemerken würde. Ich muß bey dieser Gelegenheit eines Vorfalles gedenken, der mir kurze Zeit nach meiner Ankunft erzählet wurde. Ich weis nicht, ob ich Ihnen schon gesaget habe, daß das Hahn-Kämpfen die gewöhnlichste Ergötzung des Hofes zu Achem ist. Der König hatte einem der Vornehmsten vom Hofe die Aufsicht über eines dieser Thiere gegeben, welches in dem Kampfe mit einem andern kleinern Hahne den kürzern zog. Der Fürst wollte wissen, warum der kleine Hahn mehr Stärke hätte, als der große? Der Herr, der den König erzürnet sah, antwortete mit Zittern, daß er die Ursache davon nicht wüßte. Ich aber weis sie, antwortete der König: es kommt daher, daß ihr meinen Hahn schlecht gefüttert

füttert habt, und daß ihr den Reiß, der für ihn bestimmt war, entweder selbst gegessen, oder euern Maitressen gegeben habt. In dem Augenblicke befahl er, daß ihm die Hand abgehauen würde; welches auch geschah, und der unglückliche Hofmann gieng aus dem Palaste, und hielt in der einen Hand die andere, die man ihm abgehauen hatte. Sie sehen hieraus, daß der König von Achem nicht allein der Gebieter der Strafen ist, sondern zuweilen auch einen Zuschauer abgiebt. Er hat Elephanten, die besonders abgerichtet sind, die Verbrecher zu peinigen, und die auf das geringste gegebene Zeichen verstehen, was der Monarch von ihnen haben will.

Dieser Fürst ist in seinen Belohnungen eben so ausschweifend, als in seinen Strafen. Wenn einer seiner Hofleute sich seiner Gnade würdig gemacht, schenkt er ihm einen Dolch mit Edelsteinen besetzet; und von der Stunde an ist der Liebling berechtiget, alle benöthigte Lebensmittel und Vorräthe zu nehmen, wo er sie findt, ohne etwas zu bezahlen, und kann allen Leuten als Sclaven begegnen. Es steht Lebensstrafe darauf, wenn sich jemand unterstünde, einen dergleichen Dolch zu tragen, ohne ihn von dem Könige erhalten zu haben.

Die Obrigkeit in diesem Lande ist in Ansehung der Schuldner unerbittlich. Wenn der Zahlungs-Termin verstrichen ist, werden sie vor den Richter gefordert, der alle Morgen, ausgenommen Freytags, vor der vornehmsten Moschee in der Stadt Gericht hält. Die Frist, die man ihnen alsdenn zur Zahlung einräumet, ist gemeiniglich sehr kurz. Wenn der gegebene Bescheid an dem gesetzten Tage nicht erfüllet ist, bemächtiget man sich ihrer, man bindt ihnen die Hände auf den Rücken, und sie müssen alle Tage vor dem Richter erscheinen. Man läßt sie auf diese Art zwar frey herum gehen, es ist aber bey Lebensstrafe verboten, ihnen die Bande abzunehmen. Können sie nicht bezahlen, so werden sie den Gläubigern überlassen, die sie als Sclaven behalten, bis sie bezahlet haben. Wahr ist es, ihre Sclaverey ist nicht hart: sie können den Acker bauen, Künste und Handwerke treiben, und vermittelst einer mäßigen Abgabe überläßt man ihnen die Früchte ihrer Arbeit. Auf solche Art erlangen die Schuldner Gelegenheit ihre Gläubiger zu befriedigen, sich selbst aber endlich wieder auf freyen Fuß zu setzen.

Nichts kommt der Ehrerbietung bey, welche die Einwohner von Achem für die Gesetze haben. Ein Verbrecher, der von einer

Frau oder von einem Kinde angehalten wird, unterstehtl sich nicht zu entrinnen: er läßt sich mit einer besondern Willigkeit vor den Richter führen, der ihn so gleich verurtheilet. Die gewöhnlichsten Strafen bey geringen Verbrechen sind, die Bastonnade, oder die Verstümmelung etlicher Glieder, als der Arme, Beine, Nase, Ohren, und Schamtheile. Nach der Execution kehrt jeder ruhig heim, ohne daß man den Schuldigen von dem Ankläger unterscheiden kann; das heißt, man höret eines theils keine Klagen, andern theils keine Vorwürfe; es macht auch dem, der die Strafe erlitten hat, weiter keine Schande. Jedermann kann fehlen, sagen die Achemier, und die Strafe tilget das Verbrechen. Das sonderbareste dabey ist, daß diese Verstümmelungen selten tödlich sind, auch nicht einmal in ältern Jahren, ohnerachtet man kein anderes Mittel braucht, als daß man das Blut stillet, und die Wunde verbindet. Ein anderer merkwürdiger Umstand bey dergleichen Bestrafungen ist eine Art von Handel, der zwischen dem Verbrecher und dem Nachrichter geschlossen wird. Dieser fragt den Verurtheilten, wie viel er geben will, um zierlich verstümmelt zu werden; um die Nase oder Ohren auf einen Hieb abgeschnitten zu haben;

ben; oder, wenn es eine Lebensstrafe ist, um hingerichtet zu werden, ohne zu leiden? Nachdem sie mit einander ein wenig gehandelt haben, wird die Sache in Gegenwart der Zuschauer richtig gemacht, und das Geld so gleich erlegt. Wer sich dieser Gewohnheit entziehen wollte, müßte gewärtig seyn, daß ihm mit dem Ohre der Backen, oder die Nase so weit oben abgehauen würde, daß man das Gehirn sehen könnte. Man erzählete mir, daß, als einsmals ein Mensch neugierig genug gewesen war, seines Nachbars Frau, im Bade, durch eine Hecke zu betrachten, diese sich bey ihrem Manne beschweret hatte. Der Mann kriegte den Thäter zu packen, und überlieferte ihn dem Richter, der ihn zu dreyßig Hieben, auf die Schultern, verurtheilte. Um die Strafe zu mildern fieng der Beklagte an mit dem Nachrichter zu handeln, der eine viel größere Summe verlangte, als jener nicht geben wollte. Als der Nachrichter sah, daß er sich nicht entschließen konnte, gab er ihm einen so starken Hieb, daß der Handel auf einmal um den zuerst geforderten Preis richtig wurde. Die Strafe mußte nichts destoweniger vollzogen, und die dreyßig Hiebe gegeben werden: es geschah aber so gelinde, daß der Stecken kaum das Kleid berührte. Nach

der Execution machte sich der Bestrafte ganz gelassen wieder unter die Zuschauer, und hörte die Urthel etlicher anderer Beklagten ruhig mit an.

Die Religion in dem Königreiche Achem kommt mit der Mahometanischen nicht so genau überein, daß sie nicht auch etwas von den Jüdischen Irrthümern angenommen hätte. Folgender Gebrauch verdienet angemerket zu werden. Der König begiebt sich alle Jahre einmal in die Haupt-Moschee, um zu sehen, ob der Messias gekommen sey. Er wird von einem zahlreichen Gefolge begleitet, das aus dem ganzen Adel, aus seiner Leib-Wache, aus der Capelle, und aus vierzig mit Gold und Seide bedeckten Elephanten besteht. Jeder Herr vom Hofe hat auch seinen Elephanten: einer aber, der schöner ist, und reicher behangen, als die anderen alle, auch einen Sessel von gediegenen Golde auf seinem Rücken trägt, ist für den Messias bestimmt, im Falle er etwa gekommen wäre. Man suchet ihn auch wirklich in der Moschee mit vieler Begierde und Ceremonien; und wenn alle Winkel des Tempels durchsuchet sind, und man also überzeuget wird, daß er nicht gekommen ist, kehret der ganze Zug in eben der Ordnung wieder nach

dem

dem Palaste, nur mit dem Unterschiede, daß der König nicht seinen Elephanten besteigt, sondern den, der den Sohn Gottes tragen sollte. Der übrige Theil des Tages wird mit Festivitäten und Ergötzungen zugebracht.

Unter etlichen guten Eigenschaften, die das Volk dieses Landes besitzt, habe ich eine große Menge böser bemerket. Sie sind verzagt, und unverschämt, unwissend und eingebildet, neidisch und treulos. Uebrigens sind sie ämsig, arbeitsam, und lieben Handlung und mechanische Künste. Handwerke werden nicht als unanständig für den Adel gehalten, er legt sich vielmehr stark darauf. Es giebt Künste, als die von Goldschmiden, welche nur von Edelleuten können getrieben werden: die Arbeit, welche aus ihren Händen kommt, wird in ganz Indien hoch geschätzt. Andere Professionen sind nicht weniger weit gebracht. Weil auch öffentliche Schulen für die Jugend angeleget sind, werden so gar die Wissenschaften nicht ganz vernachläßiget. Man lehret darinnen die Rechenkunst, die Poesie, die Musik, und Redekunst: doch giebt man sich nicht Mühe genug, um weit darinnen zu kommen.

Die Achemier sind ungemein mäßig: der Reiß ist ihre einzige Nahrung. Reiche essen noch ein wenig Fisch dazu, und es muß einer ein sehr vornehmer Herr seyn, der ein Huhn kochen, oder braten läßt. Sie sagen auch, daß wenn zwey tausend Christen auf ihrer Insel wohneten, alles ihr Rindfleisch und Flügelwerk in kurzer Zeit verzehret seyn würde.

Dieses Königreich hat verschiedene Arten von Regierungs-Formen gehabt. Bald ist es ein Wahlreich, bald ein Erbreich, bald despotisch, bald eine Republik gewesen. Heut zu Tage steht es unter einem Fürsten, der willkührlich herrschet, und über das Leben und die Güter seiner Unterthanen nach seinem Gefallen gebietet. Diese unumschränkte Gewalt ist zuweilen Weibern anvertrauet gewesen: aber schon seit etlichen hundert Jahren sind die aus Arabien gekommenen Mahometaner Besitzer dieses Landes, und sie haben sich auf den Ruinen der ersten ursprünglichen Nation festgesetzet, diese aber in die Gebirge und benachbarten Inseln verjaget. Um Ihnen die Grausamkeit der alten Bewohner, davon ich bereits Erwähnung gethan habe, vollends kenntlich zu machen, will ich nur einen Zug anführen, der diesen Brief beschließen soll.

Diese

Diese barbarischen Völker haben die unmenschliche Gewohnheit, ihr Leben gegen einander zu verspielen. Derjenige der gewinnt, bindt seinen Gegner, und wartet einen Tag, ob jemand kommt, und ihn loskaufen will: kommt niemand, tödtet er ihn, und ißt ihn.

Ich bin ꝛc.

Auf der Insel Sumatra, den 3. Dec. 1742.

Der 44. Brief.

Die Insel Java.

In dem Haven zu Achem schiffete ich mich auf einem Englischen Schiffe für die Insel Java ein; und ohngeachtet Frankreich mit Holland und Engelland in Krieg verwickelt war, konnte ich doch auf die freundschaftlichen Gesinnungen beyder Nationen, wegen des vielen Umganges, den ich mit ihnen gehabt hatte, rechnen. Ich genoß auch wirklich zu Batavia von Seiten der Holländer eben das gute Bezeigen, als wenn wir mitten im Frieden gewesen wären. Sie wissen, Madame, daß diese berühmte Stadt der Mittelpunct ihres Handels in Indien ist, und daß sie von dar aus

nicht allein auf der Insel Java Gesetze geben, als deren Hauptstadt Batavia, so zu sagen, ist, sondern auch in den mehresten, an der See gelegenen, und Handlung treibenden Ländern von Asien. Die Geschichte der Reisen und Besitznehmung der Holländer in Indien muß natürlicherweise den ersten Platz in einem Briefe einnehmen, wo besonders von ihrer Macht in diesen reichen Ländern, und von der Hauptstadt aller ihrer Besitzungen, die Rede ist. Folgendes also enthält, was ich von Leuten erfahren habe, die in der Kenntniß verschiedener Handlungs-Gesellschaften vorzüglich unterrichtet waren.

Die Holländer hatten bereits allerhand vergebliche Versuche gemacht, um durch die Nord-See nach Indien zu kommen, als ein gewisser Unterthan der Republik, Nahmens Houtmann, ihnen aus dem Gefängnisse in Portugal zu wissen that, daß er einen andern Weg nach Indien anzugeben wüßte. Houtmann war in Lissabon gefangen gesetzet worden, weil er allzu bedenkliche Fragen, wegen eines von den Portugiesen entdeckten neuen Weges, gethan hatte. Weil nun letztern viel daran gelegen war, den Lauf ihrer Schiffahrt geheim zu halten, setzten sie den Holländer, aus Furcht,

er möchte ihn offenbaren, gefangen. Doch hatte man ihm zu verstehen gegeben, daß er sich gegen Erlegung einer ansehnlichen Summe Geldes loskaufen könnte: niemand aber glaubte, er würde solches bewerkstelligen. Allein Houtmann verstund sich heimlich mit seinen Landesleuten, die ihm das Geld lieferten, in der Hoffnung, nützliche Erläuterungen über den Weg, den sie im Sinne hatten, von ihm zu erhalten. Als er in sein Vaterland zurück kam, entdeckte er seine Absichten etlichen Holländischen Kaufleuten, die auf diese Nachricht eine Gesellschaft errichteten. Sie rüsteten unter der Aufsicht von Houtmann eine kleine Flotte aus, und da diese erste Schiffahrt nach Wunsch ausgeschlagen war, vergrößerte sich die Gesellschaft doppelt so stark. Jedes Jahr sah man in dem Haven von Amsterdam unermeßliche Reichthümer anlangen; und die Holländischen Kaufleute wurden dergestalt aufgemuntert, daß ihr Ansehen in dem Indianischen Meere der Macht der Portugiesen gar bald gleich kam. Diese, voller Unwillen zu sehen, daß ihnen ein Theil ihrer Handlung entrissen wurde, gaben sich alle ersinnliche Mühe, den Fortgang zu hemmen. Daher entstunden die häufigen und langwierigen Kriege zwischen

beyden Nationen, welche endlich Ursache wurden, daß die Portugiesen den größten Theil ihrer Besitzungen in Indien verloren. Die Holländer bemächtigten sich derselben mit solcher Geschwindigkeit, daß den Portugiesen, in weniger als sechzig Jahren, nichts übrig blieb, als Goa, Diu, und Macao. Die Holländer, Besitzer von so vielen Plätzen, derer Eroberung ihnen so wenig gekostet hatte, glaubten, daß sie nun auch über die andern Nationen herrschen, und die Handlung in Indien stören könnten, woraus sie alle Europäer entfernet wissen wollten. Da sie solches durch offenbare Gewalt nicht unternehmen konnten, aus Furcht, sie möchten es in Europa entgelten müssen, erfanden sie ein anderes Mittel. Sie verkauften ihre Waaren um einen geringen Preis, ja öfters mit Schaden, und kauften die Landes-Producte so theuer ein, daß es ihnen niemand, ohne zu Grunde zu gehen, gleich thun konnte. Sie bedienen sich dieses Mittels auch noch, hauptsächlich in Ansehung der Portugiesen zu Macao. Sie schicken ihre Schiffe nach den benachbarten Inseln, überlassen den Chinesern eben dieselben Waaren für dreyßig von hundert wohlfeiler als die Portugiesen, und kaufen die Chinesischen Waaren um dreyßig

von hundert theuerer. Sie wissen sich hernach bey dem Gewürz-Verkaufe wieder zu entschädigen, welchen Handel sie allein besitzen. Ihre Macht ist heutiges Tages in Indien so groß, daß sie den dasigen Landes-Fürsten Gesetze vorschreiben; und eben das Volk, das wegen der despotischen Herrschaft der Portugiesen über die Indianer so oft geschrien hat, machte selbst dieses schimpfliche Joch noch härter. Die Holländische Gesellschaft hat den König von Golconda gezwungen, ihre Ober-Herrschaft zu erkennen: sie hat eine fast unumschränkte Gewalt über den einen Theil der Küsten von Malabar und Coromandel: und es ist Ihnen nicht unbekannt, daß sie alle See-Städte von Ceylon besitzet; daß sie verschiedene feste Plätze in Sumatra hat; hauptsächlich aber, daß die Insel Java der große Handelsplatz der Holländer ist. Die Einwohner des Landes hatten den Europäern lange Zeit verweigert, sich bey ihnen nieder zu lassen, und es geschah durch offenbare Gewalt, daß die Engelländer daselbst festen Fuß fasseten. In der Folge der Zeit wurde ihnen, vermöge eines geschlossenen Tractates, erlaubet, eine Festung, einen Palast, und einige Kaufmanns-Gewölber, in Jacatra anzulegen. Die Holländer ihrer seits kamen auch:

aber wie ihre Gewohnheit allezeit in Indien gewesen ist, sich auf Unkosten und mit dem Ruine andrer Nationen groß zu machen, so überfielen sie, zur Zeit der Fischerey, die Englische Festung, plünderten ihren Palast, und nachdem sie auf der Insel nach und nach waren mächtig genug geworden, schleiften sie die Stadt. Aus diesen Ruinen ist das berühmte Batavia entstanden, dem die Holländer den Lateinischen Namen ihres Landes gegeben, und ihre Hauptfactorey daselbst errichtet haben. Auf einem so unrechtmäßigen Grunde ist ihr Thron in Indien, die Hauptstadt aller ihrer Besitzungen, ihre stärkste Vormauer, und eine der wichtigsten Handels-Städte in der Welt, gebauet. Die Javaneser nennen sie nach ihrem vorigen Namen, Jacatra; die Chineser, Kalakka, wegen der häufigen Cocus-Bäume, die daselbst wachsen; die Europäer aber kennen sie nicht anders, als unter dem Namen, Batavia. Sie liegt zwischen dem Meere und einer Reihe Gebirge, in einer niedrigen und flachen Gegend, am Ufer eines Meerbusens, der einen großen und bequemen Haven abgiebt. Um und um ist sie mit Mauern umgeben, wird durch zwey und zwanzig Bastionen vertheidiget, welche den Namen der Provinzen und vornehmsten

Städte von Holland führen, und ist mit einem breiten und tiefen Graben eingefasset, der beständig voller Wasser ist, und bey hoher Flut eine zweyte unübersteigliche Festung abgiebt. Ueberdieß ist sie mit allem Geschütze versehen, das man in einer Festung haben kann; dieses aber ist so vertheilet, daß es die vornehmsten Gassen bestreichet, und im Falle eines Aufstandes die ganze Stadt in Grund schießen könnte. Ein Fluß, mit einem schönen steinern Damme, und mit Bäumen besetzet, durchströmet die Stadt in ihrer völligen Länge: diese, mit den Vorstädten gerechnet, beträgt eine Stunde; und man rechnet hundert tausend Einwohner, sowohl an Indianern, als Europäern. Fast alle Gassen sind nach der Schnure gezogen, haben ohngefähr fünf Toisen in der Breite, sind auf jeder Seite mit einer doppelten Reihe Bäumen eingefasset, und für die Fußgänger ist ein Weg mit kleinen Ziegelsteinen gepflastert. Die Häuser sind von weißen Steinen, mit eben der Genauigkeit, wie in Holland, gebauet, und es ist diese Stadt wegen der Annehmlichkeit ihrer Lage, wegen der Schönheit ihrer Gebäude, und wegen der Menge ihrer Brücken, eine der schönsten in der Welt. Ihre vornehmsten Gebäude

sind die Kirchen, die Hospitäler, das Rath-Haus, das Zucht-Haus, die Markt-Plätze, und in dem Schlosse des Statthalters Palast, nebst den Wohnungen für die verschiedenen Gerichts-Höfe. Ich werde Ihnen von allen diesen Gebäuden, keine besondere Beschreibung machen; sie haben mir nicht erheblicher geschienen, als andere, die man in Kriegs- und Handels-Plätzen sieht. Bey ihrer Besichtigung hat man mir nichts gezeiget, als daß der Scharfrichter auf der Seite von dem Gefängnisse der Missethäter wohnet; daß ein Hospital vorhanden ist, wo niemand als Chinesische Kranke hineinkommen, die Einkünfte dazu aber von den Abgaben genommen werden, welche die Vorsteher auf die Comedianten und Feuerwerker dieser Nation legen; daß die Vorsteher zwey Chineser und zwey Holländer sind; daß das Zucht-Haus nur für lüderliche Weibespersonen angelegt ist, und man nicht anders als von einer Seite hinein kommen kann, wo diese Gefangenen gezeiget werden, um den andern Weibspersonen zum Beyspiele zu dienen; daß ihre Beschäfftigung in Spinnen besteht, und wenn sie ihr Tagewerk nicht liefern, entsetzlich gepeitschet werden.

Eine der angenehmsten Aussichten in Batavia, wo man die meisten Veränderungen findt, sind die öffentlichen Plätze und Märkte. Der volkreichste darunter ist der Platz, der längst dem Flusse hingeht, wo das Obst und die Küchengewächse verkauft werden: von Nachmittags vier Uhr an, bis auf den Abend, ist er mit Chinesern und Indianern angefüllt, die ihre Waaren daselbst feil bieten, ingleichen mit Käufern und andern neugierigen Leuten, die der schönen Aussicht wegen dahin kommen.

Die Gegenden um Batavia haben alle das Annehmliche, welches große Reichthümer, unter einem glücklichen Himmelsstriche, und in dem vortreflichsten Lande, verschaffen. Man sieht eine Menge Lust-Häuser, und schöne Wohnungen. Wasser, durch Kunst herbey geleitet, verbreiten in der ganzen Landschaft Erfrischung, Fruchtbarkeit, und Ueberfluß. Man erzeuget alles, was zur Lebens-Nothwendigkeit erforderlich, und zum Vergnügen behülflich ist. Reiß, Zucker, Gewürze, kommen sehr leicht fort: die Ananassen von Java werden für die besten in ganz Indien gehalten: und man findt hier alle Früchte, die in den meisten Ländern von Asien wachsen. Ein diesem Lande besonders eigener Baum scheint

der Lantor zu seyn, der wegen seiner außerordentlichen Höhe, und wegen der Schönheit seines Schattens, merkwürdig ist; seine fünf bis sechs Fuß langen Blätter, sind so fest und glatt, daß man mit Bleystiffte, oder mit eisern Griffeln, darauf schreiben kann. Sie sind der Einwohner gewöhnliches Papier.

Da ich noch zur Zeit nicht weiter, als nur in die Nähe um Batavia gekommen bin, kann ich Ihnen von den übrigen Landes-Erzeugungen nichts melden; ich hoffe aber, bey etwas mehrerer Kenntniß, es bald im Stande zu seyn: für jetzo schränke ich mich ein, auf das was das Innere der Stadt betrifft. Die Ordnung, und Einrichtung der Holländischen Compagnie unter ihren Bedienten kann man nicht genug loben. Da diese Gesellschaft überzeugt ist, daß jede Macht in denen, welchen sie ihre Besorgnisse anvertrauet, muß geehret werden, so läßt sie ihrem obersten Befehlshaber alle Ehre eines Souverains erweisen, und er führet den Titel eines General-Gouverneurs von Indien. Alle Civil- und Militair-Gewalt ist in seinen Händen. Er wird in Holland durch das Collegium der Siebenzehner erwählet; diese Wahl aber von den General-Staaten bestätiget. Seine Ver-

waltung soll eigentlich nur drey Jahre dauern, wenn aber die Gesellschaft mit seinen Diensten zufrieden ist, läßt man ihn in seinem Amte, und solches vielmal auf Lebenszeit. Sein Palast nimmt die Hälfte der Festung ein. Wenn er zuweilen zum Vergnügen ausfährt, muß er des Abends wieder zu Hause seyn, denn er darf keine Nacht auswärts zubringen. Die Einrichtung seines Hauswesens ist, wegen der Menge Haus-Officiere und Bedienten, ansehnlich groß, und erscheint er öffentlich, so ist sein Aufzug nicht geringer als der von den mächtigsten Orientalischen Fürsten. Er empfängt die Gesandten der Asiatischen Höfe mit ungemeiner Pracht. Die Schreiben, die ihm die Fürsten übersenden, werden zwischen zweyen Reihen Soldaten, unter dem Schalle militarischer Instrumente, und unter beständiger Abfeuerung des kleinen und groben Geschützes, auf silbern Schaalen getragen. Dieser Genuß von Hoheit hilft die mühsamen Beschwerlichkeiten seines Amtes versüssen. Ein weitläuftiger Brief-Wechsel, die Ertheilung der Befehle an die Obern jeder Classe, die Ausfertigung der Pässe, Commissionen, Bestallungs-Briefe, die häufigen Raths-Versammelungen, worinnen er den Vorsitz hat, die Ertheilung der Audienzen, die

Besorgung der Pflanzstädte, Manufacturen, Schiffsladungen, und tausend andere Vorfallenheiten, lassen ihn nicht einen Augenblick unbeschäfftiget. Diese von aller Ruhe entfernte Lebensart hat daher viele veranlasset, diese Stelle auszuschlagen; andere aber, welche sie etliche Monate verwaltet haben, sind hernach abgegangen.

Der General-Director, dessen Amt eben so mühsam ist, als das vom Gouverneur, ist nach ihm der erste Staatsbediente der Compagnie. Er hat die Besorgniß von allem, was Handlung betrifft. Außer diesen zweyen Stellen, ist in Batavia noch ein Staatsrath, davon die Beysitzer in Holland ernennet werden. Diese Versammlung berathschlaget über Handlungs-Geschäffte, und über die Angelegenheiten des Staats. Der Gouverneur hat den Vorsitz darinnen, er muß sich aber der Mehrheit der Stimmen unterwerfen. Hier werden die Unterstatthalterschaften, nebst andern Stellen in den Colonien vergeben. Es sind in Batavia auch Gerichts-Höfe, derer einer die Privat-Sachen der Bedienten und Rechnungs-Beamten der Compagnie, der andere die Processe der Einwohner entscheidet; der dritte besorget die Verwaltung der Güter, und

das

das Vermögen der Weysen; der vierte verordnet alles, was Heurathen, und die äußerliche Beobachtung, zur Gültigkeit dieser Verbindung, betrifft; der fünfte hat die Aufsicht über die Miliz in der Stadt, als welche keine andere Wache, als ihre eigene Einwohner hat. Auch die Verrichtungen der **Unterbedienten** sind mit nicht weniger Genauigkeit eingerichtet.

Die Holländische Compagnie läßt sich die **Bereicherung** derer, welche in ihren Diensten stehen, so gern gefallen, daß sie diejenigen, welche für ihre eigene Verbesserung keine Sorge tragen, wenig achtet; sie sieht dergleichen Leute als unfähig an mit Nutzen für andere zu arbeiten. Sie wird daher auch selten jemanden befördern, der sich nicht zu bereichern suchet; verlangete man aber nach Europa zurückzukehren, so zieht der Staatsrath dergleichen Bittschriften in keine Betrachtung. Ein jeder ist also verbunden, so lange zu bleiben, bis er sich in Stand gesetzt hat, in seinem Vaterlande bequem zu leben, und seine Familie gemächlich zu erhalten. Wollte er ohne Erlaubniß weggehen, würde man ihm bey seiner Ankunft den Proceß machen, und als einen Entlauffenen bestrafen. Man sucht ihn aber dadurch zu zwingen, daß man ihm die Mittel, nach seinem

Stande

Stande Vermögen zu erwerben, überaus leicht macht: daher denn nicht zu verwundern ist, daß die Holländer in Indien so wohl bedienet sind. Das sonderbareste dabey ist, daß zu der Zeit, da die Compagnie sehr gern sieht, daß ihre Bedienten Glück machen, diese doch an Eides statt angeloben müssen, keinen Handel auf eigne Rechnung zu unternehmen. Es ist wahr, nichts wird weniger gehalten, als dieses Versprechen; und es würde schwer fallen, alle die Betrügereyen auszudenken, die in den Städten von Indien begangen werden, wo die Holländer Factoreyen haben. Ich habe schon etwas davon in meinem Briefe von Bengala berührt. Nichts ist gewöhnlicher, als Schiffs-Capitaine zu sehen, die einen gehabten Verlust vorgeben, um sich durch die ansehnlichsten Vergütigungen zu bereichern: andere lassen die größten Schiffs-Taue in das Meer werfen, unter dem Vorwande, daß sie nichts mehr taugen, unterdessen daß Leute angestellet sind, die sie wieder fischen, und heimlich verkauffen müssen. In den Proviant-Häusern zu Batavia, wo man einen erstaunenden Ueberfluß von Lebensmitteln, Tauwerke, Holze, Eisen, und allen Arten von Vorräthen findet, werden solche mit unglaublicher Geschwindigkeit verthan. Die Arbeits-

leute

leute wenden sie nicht zu Verfertigung dessen an, was den Dienst der Compagnie betrifft; diese Materialien werden zu Erbauung der Landhäuser für Privat-Personen gebraucht. Die Unternehmer der öffentlichen Gebäude, die Vorsteher der Hospitäler, die Oberaufseher der Schiffs-Vorräthe, jeder suchet sich durch dergleichen Unterschleife zu bereichern; und diese durch Nachsicht gut geheißene Entwendungen führen nicht mehr den Namen eines Diebstahles.

Die Holländische Compagnie unterhält auf der Insel Java beständig ein ansehnliches Corps **Truppen**; theils ihre Festungen zu besetzen; theils den Abgang der Mannschaft in den übrigen Colonien zu ergänzen; theils sie verschiedenen Asiatischen Fürsten in Sold zu geben. Sie bestehen aus Indianern, und Europäern; und man rechnet ihre Anzahl, sowohl in Java, als in den andern Indianischen Pflanzstädten, auf mehr als hundert tausend Mann. Alle diese Truppen stehen unter dem Befehle des Gouverneurs zu Batavia. Die **Seemacht** der Compagnie ist dem großen Umfange ihrer Handlung ebenfalls angemessen. Sie hat allemal vierzig Schiffe, und öfters mehr, mit welchen sie nach ganz Indien handelt; von dem Vortheile aber, den sie daher zieht, sowohl als

von den Einkünften ihrer Domainen, rüstet sie alle Jahre noch zwanzig bis dreyßig Schiffe aus, die ihre Waaren nach Europa bringen. Eben so viel gehen von Holland ab, die hernach wieder zurück kehren. Bey diesen trägt man aus politischen Ursachen Sorgfalt, die Schiffsbesatzung zu verändern: so bald als ein Schiffs-Officier nach Indien kommt, giebt man ihm ein anderes Schiff zu führen. Ehe die Abreise von Amsterdam vor sich geht, wird jedem in Dienst genommenen zwey Monate Sold zum voraus bezahlt, und auf der Reise erhält er überflüßig, was er den ganzen Weg über zu seiner Beköstigung nöthig hat. Zur See müssen die Soldaten Dienste als Matrosen thun, und wer sich dabey betrunken finden läßt, wird hart bestrafet. Nicht weniger ist ihnen unter der schärfsten Ahndung verboten, bey Nacht-Zeit Taback zu rauchen, oder Würfel, Carten, und Hasard-Spiele zu spielen. Weil die Holländer ihre Messer als Waffen zu brauchen pflegen, so muß derjenige Matrose, der sein Messer wider einen andern zieht, die Hand an den Mastbaum halten, und zur Strafe werden ihm die Finger, oder gar die hohle Hand, mit eben dem Messer durchbohret, so daß die Hand an dem Mastbaume angespicset bleibt. Er mag hernach selbst sehen,

wie

wie er sie wieder los machet. Wer sich an einem Officiere vergreift, der wird, wenn das Verbrechen auf dem Schiffe geschehen ist, dreymal ins Wasser geschnellt; ist es aber auf dem Lande geschehen, wird ihm die Hand abgehauen. Die Strafe des **Schnellens** besteht darinnen, daß man den Verbrecher oben von dem großen Maste dreymal ins Wasser taucht, unter dem Schiffe vermittelst einiger Stricke hinzieht, und auf der andern Seite wieder in die Höhe kommen läßt. An die Füße werden ihm Gewichte gebunden, daß er auf eine gewisse Tiefe untersinken muß, und an den Armen wird ein Schwamm voller Oel befestiget, den er zum Athem holen brauchet. Diese Strafe kann dem Verbrecher das Leben kosten, wenn er mit dem Kopfe an das Kiel des Schiffes, oder an ein eisernes Beschläge kommt.

Die **Flotten** gehen aus Holland im Jahre dreymal ab, vor der Abreise aber werden die Werbungen angestellet. Während der Reise übet man die Soldaten in den Waffen. Nach ihrer Ankunft in Batavia steht ihnen frey, sich vom Dienste los zu sagen, und ein anderes Gewerbe zu erwählen, wo sie entweder zehn Jahr in den Pflanzstädten, oder auf den Schiffen dienen können. Der Dienst zur See ist

ein-

einträglicher, aber nicht so geehrt. Zur Reise nach Indien geben sich bey den Holländern dreymal mehr Soldaten an, als sie nöthig haben; und vielmal wird niemand, als auf die wichtigsten Empfehlungen, angenommen.

Die **Einwohner** von Batavia sind ein Gemenge von Chinesern, Maleyen, Amboinern, Javanesern, Holländern, Portugiesen, und Franzosen. Die **Chineser** haben hier einen ansehnlichen Handel, und ihr Fleiß und Gewerbe verschafft der Stadt den größten Ueberfluß; daher sie das meiste zu ihrer Aufnahme beytragen. Sie leben in völliger Freyheit, nach den Gesetzen ihres Landes; und haben einen Vorgesetzten, der ihr Bestes besorget. Sie tragen lange Röcke vom Baumwolle oder Seide, mit weiten Ermeln. Ihre Haare verschneiden sie nicht, wie in China; sondern sie lassen sie lang, und flechten sie ein, welches ihnen ein gutes Ansehen giebt. Ihre Häuser, die niedrig und viereckig sind, liegen in verschiedenen Quartieren der Stadt; aber allezeit in solchen, wo der meiste Handel ist. Die **Maleyen**, oder Einwohner von Malacca, sind weder so arbeitsam, noch so geschickt, als die Chineser. Ihre Hauptbeschäfftigung ist die Fischerey, und sie stehen unter einem Oberhaupte von ihrer Nation. Die

Amboi-

Amboiner, oder die Einwohner von Amboina, auf den Moluckischen Inseln, haben auch einen dergleichen Oberen, dem sie gehorchen; sie sind aber im Umgange zurückhaltend, und allezeit geneigt sich zu empören. Ihre Handthierung ist, daß sie Privat-Personen hölzerne Häuser bauen. Die Javaneser beschäfftigen sich mit dem Ackerbaue, oder sie verfertigen kleine Schiffe zur Abfuhre der Lebensmittel. Die Mannspersonen gehen nackt, bis auf eine Mütze, die sie auf dem Kopfe haben, und ein Stück Leinwand, das sie um den Leib binden. Die Maleyen, und Amboiner tragen baumwollene oder seidene Kleider, die den größten Theil des Leibes bedecken.

Die Sitten der Holländer in Batavia, oder vielmehr der Holländischen Weiber, geben mir zu einer genauern Beschreibung Anlaß. Man theilet sie in verschiedene Classen, so wie Sie gesehen haben, daß man verschiedene Arten von Portugiesen in Goa unterscheidet. Es giebt Europäische, und Indianische Holländerinnen; solche, die es von Vater und Mutter sind, und andere, die nur dergleichen Vater, oder Mutter, gehabt haben. Erstere sind mehrentheils Holländerinnen, die wegen lüderlicher Aufführung, wegen eines Schandflecks, oder

wegen Armuth ihr Vaterland verlassen haben, und ihre letzte Zuflucht in Indien suchen. Hier werden sie angesehen als ehrbahre, unberüchtigte, und tugendhafte Personen, und sie thun vielmal sehr gute Heurathen. Um ihrer geringen Herkunft ein besseres Ansehen zu geben, sind sie sehr besorgt, sich für Töchter oder Verwandte eines Bürgemeisters auszugeben, und man pflegt dießfalls keine große Untersuchungen anzustellen: die Männer glauben es leicht, weil ihnen dergleichen Einbildung schmeichelhaft scheint. Sie sind nicht so bald in Batavia angelanget, als sie den Ton, die Manieren, und den Stolz der dasigen Weiber annehmen, und sich eine bequeme, weichliche Lebensart angewöhnen, die sie von allen Arten von Geschäfften und Bewegungen zurück hält. Eine Dame in Batavia geht niemals zu Fuße spazieren; ja sie getrauet sich nicht in ihrem Zimmer allein zu gehen. Sie läßt sich von Sclaven führen, und wenn sie ausgeht, geschieht es nicht anders, als in einem Indianischen Tragsessel. Die in Holland so sehr eingeführte Gewohnheit, seine Kinder selbst zu stillen, ist nicht allein bey ihnen gänzlich abgekommen, sondern sie entledigen sich auch der Sorge, ihre Kinder zu erziehen; sie überlassen sie den Mohren-

Sclavinnen, oder Banianen, welche den Kindern, mit ihrer barbarischen Sprache, zugleich die Neigung zu allen Lastern beybringen.

Dergleichen vernachläßigte Erziehung kann nicht anders als in den folgenden Geschlechtern noch verderbtere Sitten hervorbringen; und in der That habe ich dieses sehr deutlich an den in Indien gebohrnen Holländerinnen gespüret. Sie wissen sich mit nichts zu unterhalten, als mit ihrem Anzuge; sie reden von nichts als von ihrem Putze, oder von ihren Sclaven; sie kennen sonst kein Vergnügen, als Taback zu rauchen, Betel zu kauen, auf Matten zu ruhen, und sich allen möglichen Ausschweifungen einer lüderlichen Lebensart zu überlassen. Holländer oder Indianer, freye Leute, oder Sclaven, alle sind ihnen recht: alle dienen, ihren üppigen Lüsten Genüge zu leisten. Nur unzüchtige, oder nichts bedeutende Reden höret man in ihrem Umgange, und sie lieben keine andere Gesellschaft, als wo dieser schlechte Ton eingeführet ist. Diese Neigung äußert sich auch bey Tische, wo sie mit keinen andern Weibern, als mit ihres gleichen essen wollen. Aus Furcht, daß ihrer Männer Gegenwart ihnen möchte beschwerlich werden, essen sie selten mit ihnen: sie finden sich auch in

großer Verlegenheit, wenn sie zuweilen von den aus Holland gekommenen Officieren der Compagnie, zu Gaste geladen werden. Die Gewohnheit ohne Zwang zu leben, und eine vollkommene Unwissenheit anständiger Sitten, machen sie schüchtern, und schweigend: sie getrauen sich weder zu sprechen, noch zu antworten; ihre einzige Zuflucht ist, daß sie sich zusammen setzen, und mit einander alleine reden. Zu diesem Mangel der Lebensart kommt noch eine außerordentliche Unreinlichkeit, wenn sie bey Tische sind: alles was ihnen vorgeleget wird, essen sie, nach dem Beyspiele der Sclavinnen, die sie erzogen haben, ohne Löffel und Gabel. Reiß, Ragouts, Brühen nehmen sie mit den Fingern, und stecken es Händevoll in den Mund, ohne zu bedenken, daß solches den Anwesenden höchst ekelhaft werden muß.

Alle Weiber in Batavia, sie seyn Holländerinnen oder halbe Indianerinnen, haben den Stolz, sich durch Pracht in Kleidern, und Bedienten hervorzuthun: hauptsächlich ist es in der Kirche, wo sie den Ueberfluß ihres Anputzes und Gefolge um die Wette zeigen. Gold, Silber, Seide, Geschmeide, glänzen überall auf ihren Kleidern und Leibe. Wenn sie ankommen, erscheinen sie in den prächtigsten Tragsesseln,

fesseln, vorne und hinten mit einer Menge Sclaven umgeben, so daß man sie eher für Prinzeßinnen, als für Bürgersweiber hielte. Ihre Geistlichen verstatten diesen Uebermuth so gar in ihren Familien: sie geben dadurch üble Beyspiele, denen mehr als zu viel gefolget wird. Ja sie gehen noch weiter: sie unterhalten die Ueppigkeit vieler Weiber durch heimliche Almosen, die sie in ihren Kirchspielen einsammlen, und auf solche Art Eitelkeit und Pracht unterstützen.

Die Lebensart der Holländischen Weiber in Indien, der Reichthum, den sie daselbst erwerben, nebst der Begierde und Hoffnung solchen zu erlangen, erweckt bey dem weiblichen Geschlechte in Holland ein allgemeines Verlangen, das berühmte Batavia zu sehen. Allen aber wird dieses Glück nicht zu Theil. Denn wenn die Vorsteher einer jeden, die es verlanget, willfahren wollten, würde man auf den Schiffen der Compagnie mehr Weibs- als Manns-Personen sehen. Sie müssen daher eine ausdrückliche Erlaubniß haben, sich einzuschiffen; und diese wird nur mit vieler Mühe erhalten. Diejenigen, die ohne Bewilligung abreisen, verkleiden sich als Mannspersonen, und halten sich zu den Soldaten, oder Matrosen, bis sie in die offene See kommen. Alsdenn

nehmen sie ihre Kleider wieder, und unter dem Namen eines Stuben-Mägdgens waschen sie, oder bessern die Wäsche der Schiffs-Officiere aus. Sie begnügen sich aber nicht allemal mit dieser Art von Dienste; daher man so viel als möglich verhindert, daß sie mit den Schiffleuten nicht allzu vertraut werden. So bald sie in Batavia angelanget sind, und sich nach der Mode des Landes gekleidet haben, stellen sie Damen vor; ihre Aufführung mag in ihrem Lande gewesen seyn, wie sie wolle; denn von dort haben sie gar oft entweichen müssen, um dem Zucht-Hause zu entgehen. Findet sich nun bey ihnen außer dem Titel einer Holländerinn, noch die Annehmlichkeit der Person, so haben sie an den Officieren der Compagnie einen Beystand, der zu ihrem schnellen Glücke, und folglich zu ihrem Ansehen, behülflich ist; denn hier zu Lande kennet man nicht leicht ein anderes Verdienst, als den Reichthum. So bald als sie zu diesem Grade des Ansehens gelanget sind, sieht man, wie diese gewesenen Schiff-Mägdgen die Manieren der andern Weiber annehmen: sie werden stolz, eigensinnig, und unerträglich eitel. Sie lassen sich Tag und Nacht von Sclaven beyderley Geschlechtes bedienen, und diese müssen ihre Augen unabläßig auf sie gerich-

gerichtet haben, und ihre Befehle auf das geringste Zeichen errathen. Ihre Härte gegen die, welche sie bedienen, ist unerhört; die geringste Nachläßigkeit eines Sclavens zieht ihm die grausamsten Züchtigungen zu. Man bindt ihn an einen Pfahl, und peitschet ihn so lange, bis das Blut am Leibe herunter läuft, und er mit Striemen bedecket ist. Damit die Wunden nicht gefährlich werden, und der Kranke nicht sterbe, so bestreicht man ihn mit einer Laake von Pfeffer und Salz; man bekümmert sich aber nicht, ob seine Schmerzen dadurch erneuert, oder vermehret werden.

Seit dem ich in Batavia bin, habe ich verschiedene Reisen vorgenommen, die mich die übrigen Theile der Insel Java haben kennen lernen. Ich fieng bey dem Königreiche Bantam an, das nächste an Batavia, das seinen Namen von der Hauptstadt erhalten hat. Vor diesem war es ein sehr mächtiger Staat; allein die Holländer haben die Handlung geschwächt, und das Land dadurch um Macht, Reichthum, und den größten Theil seines Ansehens gebracht. Die Manufacturen sind nach und nach gefallen, und der König selbst ist ein Vasall der Holländischen Compagnie, und ihr zinsbar geworden; wie sie denn auch zu Bantam eine Besatzung

unterhält. Die Stadt liegt in einer Ebene, am Fuße eines großen Berges, auf welchem ein Fluß entspringt, der sich in drey Canäle theilet; einer davon fließt durch die Stadt, die beyden andern aber um selbige herum. Man hat mir von der Größe ihres ehemaligen Umfanges, der mehr als vier Stunden soll betragen haben, viel Rühmens gemacht; nicht weniger von der Schönheit ihrer Märkte, als den Sammelplätzen aller Asiatischen Kaufleute; von der Anzahl ihrer Einwohner, welche die von Batavia übertroffen hat; von der Hoheit ihrer Könige, die auf der ganzen Insel sind verehret worden; von der Stärke ihrer Festungswerke, die ein zahlreiches Geschütz vertheidiget hat; mit einem Worte, von der ehemaligen Herrlichkeit dieses Königreiches, wozu Sumatra, und Borneo, als dazu gehörige Länder, noch gezählet wurden. Heutiges Tages behält diese berühmte Stadt kaum einen Schein ihrer vorigen Größe. Ihre Gassen sind enge und ungerade; die Mauern niedrig, und so schlecht beschaffen, daß sie keinen Stückschuß aushalten könnten; die Häuser stehen einzeln, und mit Bäumen umgeben, wie auf dem Lande; die Stadt ist nicht gepflastert, sondern gebauet wie Achem, das heißt, man kann nichts armseligers

und elenders sehen, als ihre Gebäude. Die Wände sind durchsichtig, wie in einem Vogelbauer, und werden des Nachts mit Vorhängen verwahret. Die Canäle, die an verschiedenen Orten durch die Stadt gehen, haben nicht Wasser genug, den Unrath wegzunehmen, und sind Moräste geworden, welche die Luft verunreinigen. Diese Beschwerlichkeit, wird wegen der eingeführten übelen Gewohnheit vermehret, daß man sich dariunen badet, und der Schlamm dadurch beständig aufgerühret wird. Bantam ist in verschiedene Quartiere abgetheilet, derer jedes seinen Aufseher hat, und diese Quartiere sind durch Thore, die alle Abende geschlossen werden, von einander abgesondert. Jedes Thor hat, zu Vermeidung daß niemand des Nachts hinaus gehe, seine Wache. Unmittelbar nach Sonnen Untergange werden auch die Barken eingeschlossen, damit niemand auf den Canälen fahre. Des Nachts auf der Gasse zu gehen, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Polizey-Obrigkeit, ist gleichfalls verboten. Außer den Schildwachen, die hier und da in der Stadt ausgestellt sind, haben alle vornehme Leute noch eine Wache vor ihren Häusern: es werden die Sclaven dazu genommen, und sie müssen für die Sicherheit ihrer Herren wachen,

weil jeder befürchtet, die Nacht von seinen Feinden überfallen und getödet zu werden. Außerdem hat man noch in jedem Quartiere eine Trommel, die so groß wie ein Faß ist, und statt einer Glocke dienet, worauf des Tages dreymal mit einem Hammer geschlagen wird, um dem Volke anzukündigen, wenn es aufstehen, wenn es zum Gebete, und wenn es schlafen gehen soll. Man gebraucht sie auch als eine Sturmglocke, um Lärmen zu schlagen, bey einem Aufstande, oder bey andern gefährlichen Umständen. Der Königliche Palast, und die große Moschee, sind die ansehnlichsten Gebäude in Bantam: man spüret aber auch hierbey, so wie bey allen übrigen, den Verfall dieser Hauptstadt. Außer der öffentlichen Moschee, ist nicht leicht ein wohlhabender Bürger, der nicht auch eine kleine Moschee in seinem Hause hätte; ingleichen hat er noch einen andern von Ziegeln gebaueten Ort, auf die Art wie zu Achem, wo er seine Kostbarkeiten verwahret. Die Fremden wohnen außerhalb der Stadt, vornehmlich die Chineser, welche ein eigenes Quartier inne haben, das den Namen der Chinesischen Stadt führet. Es ist von der übrigen Stadt abgesondert, und wird durch den Fluß, durch Palissaden, und durch Moräste sowohl verwahret, daß

der

der Zugang dahin schwer fällt. Ihre Häuser haben mehr regelmäßiges, und sind fester, als der übrigen Einwohner.

Der König von Bantam, und ein Theil seiner Unterthanen bekennen sich zur Mahometanischen Religion, als der herrschenden auf der ganzen Insel. Es ist über dreyhundert Jahre, daß sie daselbst eingeführet ist, und die Gelegenheit dazu gab folgendes. Ein Arabischer Prinz, der die Reisen liebte, langte bey seiner Rückkunft aus China auf dieser Insel an, blieb daselbst, und wußte sich beliebt zu machen. Er heurathete die Tochter eines der Fürsten des Landes, führte seine Religion in der Residenz ein, und hinterließ bey seinen Nachkommen eben den Eifer für die Ausbreitung seines Gottesdienstes, den er hatte. Einer von diesen war nicht weniger begierig sein Glück zu befördern: denn nachdem er seinen Sohn mit der Tochter eines der Fürsten auf der Insel verheurathet hatte, ließ dieser junge Prinz sich zum Könige von Bantam erklären, und der jetzt regierende Fürst kommt von diesem alten Araber her. Sein Grab sieht man noch zu Tscheribon, wo es sehr verehret wird: es ist mit Häusern umgeben, damit die Pilgrime, die Priester, und die vornehmen Mahometaner, wenn sie jährlich

der Andacht wegen, oder mit Geschenken von ihren Fürsten, besonders von dem von Bantam, dahin kommen, sich darinnen aufhalten können. Dieser Ort wird fast eben so hoch gehalten, als Mecca. Nichts destoweniger muß man bekennen, daß die Javaneser, überhaupt genommen, für die Beobachtung der Mahometanischen Gebräuche einen sehr mäßigen Eifer bezeigen. Die Großen kommen selten in die Moscheen, sondern begnügen sich, in ihren Häusern Imans zu haben; das Volk aber menget unter die Religion des Propheten einen Haufen abergläubiger und fremder Gebräuche.

Der König von Bantam hat seinen eigenen Staatsrath, der aus verschiedenen Ministern besteht; und er fasset nicht leicht einen wichtigen Entschluß, ohne sie zu befragen. Es geschieht bey Nachtzeit, und bey Mondenlichte, wenn er mit seinen Ministern über Regierungs-Sachen berathschlaget. Sie versammeln sich alle unter einem großen Baume, und wenn die Frage ist, neue Auflagen einzuführen, müssen wenigstens fünfhundert gegenwärtig seyn. Wenn in Vorschlag gebracht wird, Krieg zu führen, müssen alle Staabs-Officiere dabey erscheinen. Soll einem Missethäter das Leben abgesprochen werden, entscheidet der Staats-

rath allein. Die Verbrecher werden an einen Pfahl gebunden, und von dem Nachrichter mit einem Dolche erstochen. Es ist dieses die einzige Todesstrafe, die in den Staaten des Königes von Bantam üblich ist. Die Fremden haben das besondere Recht, daß, wenn sie sich mit den Civil-Gerichten abfinden, sie ihr Leben erkaufen können; nur müssen sie niemanden vorsetzlicher, oder hinterlistigerweise getödet haben.

Der König und die Vornehmen des Hofes, verpachten ihre Domainen und Güter an die Sclaven, die entweder in Waaren, oder in baarem Gelde bezahlen. Diejenigen, die ihre Güter selbst verwalten, haben andere Sclaven, welche entweder ihren Unterhalt bekommen, oder sechs Tage nach einander für ihre Herren, und sechs Tage für ihre Rechnung arbeiten; oder aber sie erlegen einen täglichen Zins, und den übrigen Gewinst behalten sie für sich. Ihre Herren haben über sie und ihre Kinder eine unumschränkte Gewalt; sie können sie an Ketten legen, schlagen, und mißhandeln; aber sie dürfen sie nicht ohne Bewilligung der Regierung am Leben bestrafen. Alle diese Sclaven erneueren ihre Unterthänigkeit ihren Herren zweymal im Jahre, mit son-

derba-

derbaren Ceremonien. Sie nehmen sie bey den Beinen, und reiben solche von oben bis unten. Eben so machen sie es an dem Kopfe, und reiben ihn mit beyden Händen von der Stirne bis an den Hals. Auf diese Art von Respects-Bezeigung folget ein groſses Gastmahl, wo der Herr, der Sclave, und beyder Kinder zusammen essen. Wenn ein Herr seinen Sclaven will loß seyn, läßt er ihn von Haus zu Haus führen, und wer am meisten bietet, bekommt ihn. Wenn sie stark und wohlgestaltet sind, werden sie ohngefähr für eine Pistole, (2 Rthlr. 15 Gl. 4 Pf.) verkaufet.

Das Vermögen, und die Willkühr der Privatpersonen bestimmen hier zu Lande die Anzahl der Eheweiber, und Concubinen. Weil aber die Gesetze erfordern, jeder Ehefrau zehn Sclaven zu ihrer Bedienung zu halten, so ist die Vielweiberey mehrentheils nur unter reichen Leuten eingeführt. Die Kebsweiber können bey ihrem Herrn ohne Bewilligung der rechtmäßigen Frauen nicht schlafen, diese aber können es ihnen nicht abschlagen, ohne sich der Verachtung und des Unwillens ihres Mannes auszusetzen. Die Kebsweiber sind die Sclavinnen der Eheweiber, und folgen ihnen, wenn sie ausgehen. Ihre Kinder werden als Freye gebohren, und

der

der Vater kann sie nicht verkaufen. Man sieht sie an, als der rechtmäßigen Frau zugehörig; öfters aber geschieht es, daß diese Stiefmütter sie mit Gift aus dem Wege räumen. Aus zweyerley Ursache verheurathet man die Töchter hier zu Lande zeitlich. Die erste ist, weil das warme Clima sie schon im neunten oder zehnten Jahre mannbar macht: die andere beuget einem Landes-Gesetze vor, vermöge welches der König nicht allein die Güter, sondern auch die Weiber, Kinder, und Bedienten derer erbet, die nach ihrem Tode unmündige Kinder hinterlassen, und diese Weiber und Kinder werden seine Diener, und Sclaven. Die Mitgabe einer Tochter, wenn sie auch von vornehmen Stande ist, beträgt nicht über dreyßig Thaler unsers Geldes, (24 Rthlr.) Hierzu kommen noch etliche Sclaven beyderley Geschlechts, und die Heurath wird ohngefähr mit eben den Ceremonien, wie bey den anderen Mahometanern vollzogen. Sie werden sich erinnern, Madame, was ich Ihnen, insonderheit von dem Königreiche Golconda, gesaget habe: die hiesigen Gebräuche sind bis auf etliche Umstände eben dieselbigen. Hier zum Exempel, wenn das Ja-Wort gegeben ist, wirft der Bräutigam viermal Blumen auf den Kopf seiner Braut,

die

die ihrer seits es mit dem Bräutigame eben so macht. Alsdenn nimmt er sie in seine Armen, giebt ihr einen Kuß, und bietet ihr eine Schaale Milch an, davon jedes vier Schlucke thut. Ferner, läßt der Bräutigam Betel in seinem Munde zergehen, den er seiner Braut giebt, welche ihn vollends zerkauet. Zu gleicher Zeit erscheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält sie viermal an das Gesicht des jungen Paares, und giebt ihnen ihren Segen: sie knüpfet hierauf den Zipfel der Weste ihres Sohnes an das Kleid ihrer Schwiegertochter, führet beyde in die Kammer, und läßt sie allein.

Die Weiber in Bantam sind dergestalt eingeschränkt, daß nicht einmal ihren Söhnen erlaubt ist, in ihr Zimmer zu kommen; und wenn sie ausgehen, welches selten geschieht, begiebt sich jedermann auf die Seite, um ihnen Platz zu machen: der König selbst würde diesen Gebrauch nicht übertreten. Kein Mensch unterstehet sich, ohne Erlaubniß des Mannes, mit einer Frau zu reden. Die Weiber von vornehmem Stande sind von den übrigen, da sie alle überein gekleidet sind, nicht zu unterscheiden, als an der Menge der Bedienten. Ein Rock von Baumwolle, oder Seide, hängt ihnen bis auf die halben Beine; und sie tragen weder

Schuhe noch Strümpfe, noch Mütze; ihre Haare binden sie oben auf dem Kopfe in einen kleinen Busch zusammen. Uebrigens sind sie sehr reinlich; es vergeht kein Tag, daß sie sich nicht etliche mal waschen, vornehmlich wenn sie bey ihren Männern schlafen sollen; alsdenn setzen sie sich, um recht rein zu werden, in das Wasser, bis an den Hals. Da sie sonst keine Arbeit haben, ist dieses ihre einzige Beschäfftigung. Die Männer selbst, wenn sie ihre Verrichtungen einige Stunden abgewartet haben, bringen den übrigen Tag hin, mit ihren Weibern Betel zu kauen; und diese sind sehr besorget, ihnen allerhand kleine Gefälligkeiten zu thun, sie zu waschen, zu reiben ꝛc. um sie dadurch mehr zur Wollust zu reitzen. Des Nachts haben sie eine ihrer Sclavinnen bey sich, die sich blos beschäfftiget, wenn sie erwachen, ihnen die Haut zu reiben, und Betel zu reichen. Den Tag über, wenn sie nicht bey ihren Männern sind, liegen sie bey dem langweiligsten Müßiggange auf einem Sopha. Das sonderbareste dabey ist, daß, vermöge der Einrichtung der Polizey in dieser Stadt, eben die Weiber, die ihr Leben in einer beständigen Unthätigkeit zubringen, verbunden sind, bey Feuers Gefahr allen möglichen Beystand zu leisten. Dergleichen Vorfall er-

eignet sich sehr oft, und sie müssen Wasser herbeyschaffen, und löschen, unterdessen daß ihre Männer Wache stehen, und die Diebstähle verhüten.

Vor meiner Abreise von Batavia hatte der Vorsteher der Compagnie, dem ich empfohlen war, die Gutheit, mir Briefe, an den Commendanten der Holländischen Besatzung in Bantam, mit zu geben. Dieser machte mich bey verschiedenen Vornehmen in der Stadt bekannt, besonders in dem Hause des ersten Ministers, welcher mir durch seine höfliche Aufnahme sattsam bewies, in was für großem Ansehen die Holländer hier stehen. Ich bediente mich dieser Gelegenheit, ihn zu ersuchen, daß ich den König sehen, und ihm meine Aufwartung machen dürfe. Er versicherte mich, daß er nicht ermangeln würde, es dem Monarchen zu sagen; und in der That kam der Commendant den andern Tag zu mir, und benachrichtigte mich, daß ich gegen zwey Uhr bey dem Könige Audienz haben sollte. Ich begab mich also nebst dem Aufseher der Compagnie, und mit noch einem Abgeordneten von Batavia, welcher wegen Geschäffte seit zwey Tagen in Bantam angekommen war, nach Hofe. Der erste Minister erwartete uns an dem Thore des Palastes, und nach einer kleinen

Weile kam eine Hof-Dame, uns zu sagen, daß wir hinein gehen könnten. Wir mußten über eine hölzerne Brücke mit Lehnen gehen, und kamen hernach durch eine kleine Thüre in einen Vorsaal, wo der König auf einem Arm-Stuhle saß, vier oder fünf Stühle aber um ihn herum stunden. Er reichte uns die Hand, nahm uns sehr freundlich auf, und so bald ich ihm mein Compliment gesagt hatte, ließ er uns niedersetzen. Der Fürst saß oben an einer Tafel, und wir mußten uns ihm zur Seite setzen. Man trug eingemachte Sachen und Obst auf, und reichte uns Thee, Taback und Pfeifen auf silbernen Tellern. Es wurden hernach warme Schüsseln aufgesetzet, Pilau, Ragouts, gebratene junge Hüner, harte Eyer, und in kleine Stücken geschnittene Rüben. Zu trinken aber gab man uns nichts als Wasser, das aus dem Gefäße genommen war, woraus wir uns die Hände gewaschen hatten. Nichts kam mir bey diesem Gastmahle wunderlicher vor, als daß wir durch Frauenzimmer bedienet wurden, und keine einzige Mannsperson zu sehen bekamen. Der erste Minister saß am Ende der Tafel auf der Erde, mit kreuzweis gelegten Beinen, nach Art der Morgenländer; seine Frau aber wartete, wie die andern, mit auf. Hinter uns stunden

ihrer etliche mit Flinten auf der Achsel; andere hatten Spieße in der Hand; eine andere hielt des Königs Stock, der schwarz lackirt war, und einen silbern Knopf hatte. Es hat dieser Fürst über acht hundert Weiber zur Bedienung in seinem Palaste, ungerechnet ohngefähr funfzig Concubinen, die blos zu seiner Lust bestimmt sind. Der ganze Saal, wo wir aßen, war davon voll; und man hätte bis zwey hundert zählen können, die aufwarteten, und um uns herum giengen. Ihr Anzug war auf die Art, wie ich Ihnen oben gesagt habe, daß die Weiber in Bantam bekleidet sind. Der König hatte diesen Tag eine kleine violetne Mütze auf, ohngefähr fünf Zoll hoch, mit einem weißen Aufschlage, fast eines Zolles breit; seine Weste war auf Türkische Art, mit einer violetnen Binde umwunden, davon die Enden vorne herunter hiengen: er war in blossen Beinen, hatte aber rothe Pantoffeln an, wie die Holländer.

Wir waren kaum zur Hälfte des Gastmahles, als die Königinn kam, und sich dem Könige zur Seite setzte. Sie war noch in der Blüthe ihrer Jahre, schön, wohlgemacht, und vereinigte, mit tausend Annehmlichkeiten, und mit dem leutseligsten, und einnehmendesten Bezeigen, ein majestätisches Ansehen. Ihr Kleid

war, dem Landes-Gebrauche nach, wie die Kleider der übrigen Weiber bey Hofe. So bald wir sie kommen sahen, stunden wir auf, und machten einen tiefen Reverenz; der König aber befahl, uns wieder zu setzen. Er fragte mich, wie mir ihre Art, die Speisen zuzurichten, gefiel; ich antwortete, sie schien mir vortreflich, und ich könnte keinen bessern Beweis davon geben, als daß ich so viel äße. Eine Weile hernach trat ein Trupp Tänzerinnen herein. Die Vornehmste hatte eine goldene Krone auf dem Kopfe, mit Blumen, die bis auf den Gürtel hiengen, nebst noch anderen Zierathen, die über den Kopf gemacht waren. Sie trug eine schöne Weste, und einen kostbaren Rock; die Armen waren bloß bis an die Achseln, und sie hatte oben an den Armen, und vorn an den Händen, große Armbänder. Was mir außerordentlich vorkam, waren die grünen Flecke, die sie auf den Backen hatte, und daß die Augenbraunen eben so gemalet waren. Ihr Tanzen bestund in gewissen Bewegungen des Leibes, den sie gekrümmet hielt, und ganz langsam, ohne die geringste Anmuth, vorwärts gieng, und fast keinen Arm rührte. Sie nahm hernach zwey bloße Dolche, setzte die Spitzen auf die Brust, und tanzte mit außerordentlicher

Ernsthaftigkeit immer fort. Die andern Tänzerinnen hatten das Gesicht voller schwarzen Flecke, wie Pflästergen. Sie stellten einen komischen Auftritt vor, den sie vollkommen wohl ausführten. Die eine machte einen Holländer, dem die andere seine Untreue vorwarf. Die vielen Bewegungen, und Verzuckungen mit dem Gesichte, und ganzem Leibe, nebst tausend unanständigen Gebärden, die sie mit großer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit machte, wunderten mich, und die übrigen Zuschauer lachten. Es traten hernach zwey Königliche Zwerge hervor, die diesen Tanz nachzuahmen und lächerlich zu machen suchten. Der König hatte den kleinsten, der auch der lustigste war, mit einen von den Weibern, die uns bedienten, verheurathet. Die große Tänzerinn kam zum zweytenmal mit einer silbernen Schaale in der Hand, worinnen Betel war, den sie uns anbot. Wir nahmen ihn, und legten Geld dafür hinein, wie es hier der Gebrauch ist. Sie wollte es uns wiedergeben; ich nahm es aber nicht, und sagte ihr, daß bey uns nicht gewöhnlich wäre, das was man gegeben hätte, wieder zu nehmen.

Nach der Tafel führte uns der König in alle Zimmer des Palastes, und so gar in die von der Königinn; wir mußten aber, ehe wir hinauf

auf giengen, unsere Schuhe ausziehen, so wie der König auch seine Pantoffeln weg that; denn dieser Ort wird als heilig angesehen. Ich sagte hernach dem Könige unendlichen Dank für die Ehre, die er uns erwiesen hatte, und versicherte ihm, daß ich nicht unterlassen würde, seine Gnade überall zu rühmen. Dieß schien den Weibern, die um ihn waren, zu gefallen; denn alle lobten mein Compliment. Zehn unter ihnen waren zunächst bey dem Könige, und trugen die Zierathen und **Merkmale der Königlichen Würde**, die er, wenn er öffentlich erscheint, allezeit bey sich hat. Die eine trug einen Dolch; eine andere einen goldnen Becher; eine dritte einen hölzernen, vergoldeten Vogel; die übrigen einen Stock vom Wurzel-Holze, einen Carabiner, eine Tasse, ein kleines Rohr zum Trinken ꝛc. Diese gewöhnlichen Kennzeichen des Königes, vermehret, verringert, oder verändert er, nach dem er es für gut befindet.

Wenn die **Großen und Vornehmen** ausgehen, lassen sie ebenfalls einen Degen und einen Wurfspieß vor sich hertragen, und geben durch dieses Zeichen der Hoheit Anlaß, daß ihnen jedermann Platz machet. Jedes tritt alsdenn zurück, und setzt sich auf die Fersen,

bis sie vorüber gegangen sind. Sie werden durch einen Hauffen Sclaven begleitet, davon der eine die Schachtel mit Betel, der andere den Sonnenschirm, der dritte das Nachtbecken trägt, ꝛc. Die Kleidung eines Javanesers besteht in einem Stücke Leinwand von verschiedenen Farben, einer Elle breit, welches Hüfften und Schenkel bedecket; der übrige ganze Leib ist bloß: jedoch bey gewissen Gelegenheiten tragen sie eine Art von Mantel, oder Casacke. Ihr Kopfputz ist ein Turban; viele aber gehen aus Eitelkeit unbedeckt, damit man ihre schönen Haare sehe, darauf sie viele Sorgfalt wenden. Jedermann geht barfuß; und es gereichte zur Schande, wer auf der Gasse Schuhe trüge, ohngeachtet sie sich ihrer zu Hause bedienen. Sie sind sehr schwarz, haben ein plattes Gesicht, breite Backen, große Augenlieder, kleine Augen, und wenig oder gar keinen Bart. Sie lassen die Nägel wachsen, und feilen sich die Zähne. Die Faulheit ist ihr größtes Laster, und versetzt sie in die äußerste Armuth. Sie überlassen den Chinesern den Ackerbau, und alle andere beschwerliche Arbeit. Eben diese Neigung zum Müßiggange hält sie von allen öffentlichen Bedienungen, und von Verwaltung der Staats-Geschäffte ab; daher auch die ersten

Stellen im Reiche, und alles Vermögen in den Händen der Fremden ist. Sie essen sehr stark, beköstigen sich aber mit einfachen Speisen, mit Reiß, Fischen, und Wurzeln; Taback, und Opium lieben sie außerordentlich. Die Unkeuschheit, die Neigung zum stehlen, die Verstellung, und die Treulosigkeit sind die gewöhnlichen Laster dieser Nation. Ihre Streitigkeiten werden durch keinen Zweykampf entschieden, sie rächen sich aber durch Gift, oder Meuchelmord: sie leben daher auch in beständiger Furcht, und die nächsten Verwandten getrauen sich nicht, einander ohne Vorsicht zu besuchen. Ein Bruder wird den andern in seinem Hause nicht empfangen, ohne einen Dolch im Gürtel, und noch anderes Gewehr neben sich zu haben. Wenn sie sich eines Mordes bewußt sind, und glauben, daß sie der Todesstrafe nicht entgehen können: üben sie ihre Rache an dem ersten, der ihnen begegnet, ohne Unterschied aus. Man sieht sich also oftmals genöthiget, sie auf der Stelle zu tödten, an statt, daß man sie der Justiz überliefern würde. Die Rachgier bringt sie zuweilen so weit, daß sie selbst in das Gewehr ihres Feindes hinein rennen, und wenn sie ihn nur erlegen können, scheuen sie sich nicht, einem unvermeidlichen Tode entgegen zu eilen.

Was ich hier von den Javanesern sage, betrifft nicht allein die von Bantam; ich habe eben dieselben Sitten in den Königreichen **Mataran**, **Tscribon**, und **Balamboang**, die wenige Zeit, daß ich mich daselbst habe aufgehalten, gefunden. Allein ehe ich Bantam verlasse, muß ich noch der **Chineser** erwähnen, die in dieser Hauptstadt wohnen. Sie treiben allhier den größten Handel, sie erwerben am meisten, und sind am reichsten. Sie stehen bey den Javanesern ohngefähr in dem Rufe, wie die Juden in Europa. Dieses kommt von ihren übermäßigen Wuchern her, und daß sie alle Waaren aufkaufen; welches sie öffentlich treiben. Sie laufen das Land aus, mit der Wage in der Hand, und kaufen allen Pfeffer, den sie finden können. Wenn sie eine Partie gewogen haben, urtheilen sie ohngefähr von dem Ueberreste, und bieten ein Stück Geld überhaupt, nachdem sie finden, daß es der Käufer nöthig hat. Wenn sie diese Waare in ihren Händen allein haben, und jedermann genöthigt ist, sich an sie zu wenden, lassen sie sich solche viermal theuerer bezahlen, als sie eingekaufet haben. Sie liefern auch alles **Geld**, nicht allein das in Bantam gilt, sondern auch auf der ganzen Insel. Es besteht aus geschmolzenem Bleye, das mit ein wenig

Kupfer=

Kupferschaum versetzet ist. Jedes Stück ist ohngefähr von der Stärke eines Liard, und hat in der Mitte ein viereckiges Loch, wodurch man es an stroherne Schnuren reihet; jede Schnure hält zwey hundert Stücke. Dieses Geld wird in China geschlagen, und eine große Menge davon alle Jahre zu Schiffe von Canton gebracht. Nichts ist zerbrechlicher als dieses Geld; wenn man ein Packet fallen läßt, zerbricht allemal der größte Theil davon.

Die Chineser müssen von den stolzen und herrschsüchtigen Einwohnern in Java viel erdulden; sie finden aber Mittel, sich bey ihren trägen Gebietern zu bereichern, und ertragen den Verdruß mit Geduld. Sie sind biegsam, schmeichelnd, klug, und listig. Ihre Fehler sind, die Furchtsamkeit, die Betrügerey in Handel und Wandel, und eine schändliche Begierde zur Habsucht, die sie veranlasset, daß sie alle Arten von Niederträchtigkeit, und Spitzbüberey begehen. Sie leben nach ihren eigenen Gesetzen, und sind, wie in China, in verschiedene Secten vertheilet; es ist aber schwer, von ihrer Religion zu urtheilen, und unter jeder Partey giebt es eine große Menge Atheisten. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit einigen Gelehrten von dieser Nation umzugehen, und sie schienen mir

in der Stern- und Geschichtskunde nicht unwissend zu seyn. Wenn man ihnen glauben soll, sind sie eigentlich die ersten und ursprünglichen Bewohner von Java. Sie geben vor, ihre Vorfahren, die von der Tyranney der Chinesischen Kaiser ermüdet waren, hätten sich auf dieser Insel, da sie noch unbewohnet gewesen wäre, niedergelassen. Es ist aber wahrscheinlicher, daß ein Land, das so nahe an Indien liegt, ursprünglich von den Indianern selbst ist angebauet worden, und daß die Chineser zu allen Zeiten, das gethan haben, was ihre Landsleute noch thun, und sich nach Bantam gewendet haben, um der Tyranney in ihrem Lande zu entgehen. Sie verheurathen sich hier nicht, sondern kaufen Sclavinnen, die sie als ihre Weiber brauchen, und wenn sie nach China zurückkehren, verkaufen sie die Mütter, und vielmal auch die Kinder. Sie haben im Gebrauche, ihre Todten zu verbrennen, und die Asche in porcelainenen Gefäßen aufzubehalten, die sie nach China schicken, und mit der Asche ihrer Vorfahren vereinigen. Unter die vielen außerordentlichen Abgaben, womit die Chineser in Java beleget sind, kann man auch rechnen, daß sie eine gewisse Summe, für die Freyheit, ihr eigenes Haar zu tragen, bezahlen müssen. Sie haben lange und

schwarze

schwarze Haare, die sie oben auf dem Kopfe geflochten tragen, wie die Weiber: dieses, mit ihrem weibischen und unbärtigen Gesichte zusammen genommen, macht, daß man beyderley Geschlechte schwerlich unterscheiden kann. Diejenigen, die ihre Haare etwa noch mit goldenen oder silbern Nadeln aufputzen wollen, müssen von jeder Nadel eine neue Abgabe erlegen.

Um nach Mataran zu kommen, die die Hauptstadt des Königreiches dieses Namens, und eine der größten Städte von Indien ist, machte ich mir die Gelegenheit zu Nutzen, daß ein Holländisches Schiff durch die Meerenge von Sonda segelte. Man zählte sonst in dieser Stadt auf sechzig tausend Familien, seitdem aber die Könige ihre Hofstatt nach Ningrat, in dem nördlichen Theile des Landes, verleget haben, hat Mataran von seinem vorigen Glanze viel verloren. Die Stadt liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Ebene, und ist mit hohen, immer grünenden Gebirgen umgeben, die ihr zu einer Vormauer dienen. Vier Thore sind in den engen Wegen angebracht, welche die ganze Ebene öffnen und verschließen, diese aber ist weitläuftig genug, den Einwohnern alle benöthigte Lebensmittel zu verschaffen. Niemand kann da durchkommen, ohne sich bey dem Commendan-

mendanten des Thores zu melden, der über die Namen und Gewerbe der Reisenden ein Register hält. Die Thore sind zwar nur von Holze, aber von außerordentlicher Stärke und Festigkeit. Es würde schwer werden, sich einen andern Weg zu öffnen; und wer dergleichen unternehmen wollte, würde die härteste Todesstrafe zu erleiden haben. Um die Stadt liegt eine Menge schöner Dörfer, die man als Vorstädte ansehen kann: man rechnet ihrer sowohl in der Ebene, als auf der Anhöhe, und bis auf den Gipfel der Gebirge, an drey tausend. Vor diesem betrug die Länge von Mataran mehr als zwey Stunden, und ihr Umfang war erstaunlich, wie man solches noch an den Ruinen der alten Stadtmauern sehen kann. Eine breite Straße, die auf dem Königlichen Palast trifft, geht durch die ganze Stadt. Der Palast ist ein weitläuftiges Gebäude; seine größte Schönheit aber besteht in den daran liegenden Lust- und Baum-Gärten; ingleichen in Holzungen, die durch Zäune abgesondert, und zur Jagd der Rhinoceros, der Hirsche, und der wilden Ochsen bestimmt sind.

Weil sich der Hof jetzt zu Ningrat aufhält, blieb ich nur kurze Zeit in Mataran. Man erzählte mir viel von Turnieren, denen der

König

König öfters beywohnet, und ich war begierig, sie mit anzusehen. Sie werden alle Wochen auf dem großen Platze vor dem Palaste gehalten. Fünf oder sechs hundert Hofleute erscheinen dabey in größtem Staate. Um den Platz werden Pfähle eingeschlagen, die Pferde anzubinden, und die Sclaven müssen Achtung auf sie geben. Die Königlichen Musikanten lassen sich auf ihren Instrumenten hören, insonderheit wenn der König aus dem Palaste kommt, und unter Begleitung seiner Leib-Wache fortreitet. So bald er sich sehen läßt, sind aller Augen auf ihn gerichtet, um zu wissen, ob er eine Mütze auf Javanesisch, oder einen Turban trägt, und alle anwesende Herren, die beydes bey sich haben, sind in einem Augenblicke bedecket wie der Monarch. Der Platz ist mit Palissaden umgeben, und so bald der König angekommen ist, werden die Eingänge zugemacht, daß niemand mehr aus- und eingehen kann. Um die Schranken stehen zehn oder zwölf tausend Mann im Gewehre. Anfänglich reitet der König ganz langsam; wenn er aber ein Rennen halten will, liest er sich einen der Vornehmsten vom Hofe aus, und dieser sucht schleunig an ihn zu kommen, doch nur so weit, daß er ihn mit der Lanze erreichen kann. Weiter nähert er

sich

sich nicht, und zeiget nur, daß er ihn treffen könnte; der Fürst aber nimmt seine Lanze, den Stoß abzuwenden, und thut, als ob er etwas zu befürchten hätte. Fügt es sich, daß der, welcher mit dem Monarchen die Lanze bricht, einen merklichen Vortheil über ihn hat, hütet er sich stolz darauf zu seyn; er zeiget nur seinen Vorzug unvermerkt, ohne die demüthige Mine zu verlieren, und ohne seinen Sieg zu weit zu treiben. Nach dem Könige hielten die Vornehmen des Hofes ihre Rennen, und jeder suchte seinen Gegner aus dem Sattel zu heben; die zwey, denen dieser Unfall begegnete, wurden häufig ausgelachet. Das Turnier hatte seinen Anfang um vier Uhr Nachmittags genommen, und dauerte bis zu Sonnen Untergange. Die Javaneser, hängen um ihre Pferde zu regiren, den Zügel in einen kleinen Haaken, der an einen Strick befestiget ist, welchen sie um den Leib wie einen Gürtel machen, und lenken das Pferd blos mit dem Leibe. Da sie dieses mit viel Geschicklichkeit zu machen wissen, behalten sie die Hände frey, und können ihre Lanze besser gebrauchen.

Der König von Mataran wird, wie der König von Bantam, blos durch Weiber bewachet. Keiner Mannsperson ist erlaubt, die

Nacht

Nacht in dem Palaste zu bleiben. Man rechnet diese Wache auf mehr als zehn tausend Personen: sie haben ihre Commendantinnen, und weiblichen Officiere, die für nichts, als für ihre Ruhe, und für den Dienst des Fürsten zu sorgen haben. Man sieht sie wechselsweise ausgehen, und in der Stadt holen, alles was sie brauchen: unterdessen bleibt eine gewisse Anzahl in den Zugängen des Palastes, um die Mannspersonen abzuweisen, oder die andern Weiber auf ihren Posten in Ordnung zu halten. Die ältesten werden an die Thüren der Gemächer oder der Spaziergänge gestellet: die jungen bleiben in dem innersten, und werden in der Küche, oder zur Erhaltung der Reinlichkeit in dem Palaste gebraucht. Sie gehen, wenn sie die Reihe trifft, auch in die Stadt; aber allemal unter der Aufsicht einer Hofmeisterinn, die auf ihr Bezeigen Achtung giebt. Der König hat ihrer viele unter seinem Gefolge, die mit Lanzen und Schießgewehr bewaffnet sind. Andere tragen Betel, Taback, eine Decke zum Setzen, die Pantoffeln, den Sonnenschirm, einen Fecher, und andere Bequemlichkeiten. Wenn sich der König setzt, machen sie einen Kreis um ihn herum, und jede bemühet sich, ihm durch höfliche, angenehme, und schmeichelnde Manie-

ren zu gefallen. Bey Gastgeboten läßt er seine Tänzerinnen ruffen, die ihn mit ihren Tänzen unterhalten müssen, und diejenigen, die das Glück haben ihm zu gefallen, werden gelobt, ja vielmal beschenket. Auch die Vornehmen des Hofes haben geschickte Weiber in ihren Diensten, die sie mit Erlaubniß des Monarchen nach Hofe kommen lassen, um mit den dasigen Tänzerinnen um den Vorzug zu streiten.

Den andern Tag nach meiner Rückkunft in Materan, sah ich in dem Holländischen Hause, wo ich wohnte, in weniger als einer Stunde eine Javanesische Hochzeit, und eine Beerdigung vorbey gehen. Von den Heurathen habe ich schon geredet; was aber die Todten anbelanget, so begraben sie die Javaneser mit Musik, und unter entsetzlichem Geschreye und Heulen. Wenn ein Kranker in den letzten Zügen liegt, treten die Verwandten und Freunde an das Bette, und bitten ihn auf die beweglichste Art mit Thränen, noch einige Zeit bey ihnen zu bleiben. Die übrigen Gebräuche sind fast, wie in Bantam.

Nachdem wir unsern Weg an der mittägigen Küste der Insel fortgesetzet hatten, kamen wir endlich in das Königreich Balamboang. Es ist ein kleines Land, das aber

seine Freyheit wider die Unternehmungen der Holländischen Compagnie, die den übrigen Theil der Insel besitzet, behauptet hat. Der König herrschet darinnen despotisch. Das Heydenthum ist die Religion der Vornehmen und Geringen: doch giebt es auch in der Stadt etliche Mahometaner und Chineser. Zehn Stunden davon liegt ein Feuerspeyender Berg, der sich zu Anfange des sechzehnten Jahrhundertes zuerst geöffnet hat. Der Ausbruch war so heftig, daß er eine benachbarte Stadt, und ihre ganze Gegend, mit Asche, Steinen, und einem dicken Rauche bedeckte, so, daß man in dreyen Tagen die Sonne nicht sehen konnte. Zehn tausend Einwohner sind bey diesem entsetzlichen Brande umgekommen.

Weil wir in der Nähe von der Insel Bali waren, sonst Klein-Java genannt, und von noch einer andern, Namens Madure, besahen wir sie beyde. Das einzige, wodurch sich die Einwohner dieser kleinen Länder unterscheiden, ist die Verehrung, die sie demjenigen Dinge erweisen, das ihnen früh Morgens zuerst begegnet. Es sey ein Mensch oder ein Thier, so beten sie es den Tag über an. Aus Höflichkeit für ihre Weiber rupfen sie sich den Bart aus, weil diese für Männer mit Bärten einen

Abscheu haben. Wenn sie ihr Wasser abschlagen, kaueren sie sich nieder, weil die Hunde, als bey ihnen unreine Thiere, das Bein aufheben.

Wir machten die Reise um die ganze Insel von Java, und kamen von der Mitternächtlichen Seite wieder nach Batavia. Ihre Länge beträgt ohngefähr zwey hundert Stunden, die Breite aber dreyßig oder vierzig. Sie ist ungemein bevölkert; nur in der Mitten, und gegen Mittag, ist sie wegen der vielen Gebirge, nnd wegen der sandigen Wüsten, wo sich alle Arten von wilden Thieren aufhalten, weniger bewohnet. Man sieht zuweilen die wilden Thiere auf das flache Land kommen, sich den Städten und Dörfern nähern, und Menschen und Vieh zerreißen. Die Javaneser haben viele Mühe sie zu töden, weil die Hölzer sehr dick sind, und man nicht wohl an sie kommen kann. Ueberdieß ist dieses Volk so ungeschickt mit Feuergewehr umzugehen, daß, als einer von ihnen nach einem Büffel-Ochsen schoß, die Flinte ihn an den Backen stieß, daß er zurück fiel, und zwey Zähne einbüßte. Unter den wilden Thieren ist der Machan am merkwürdigsten. Er hat etwas von einem Tyger und Löwen, und ist das grimmigste unter allen wilden Thieren. Er springt nach seinem Raube auf mehr

als

als achtzehn Fuß, und thut so viel Schaden, daß die Landes-Fürsten vielmal genöthiget sind, Truppen auszuschicken, um sie zu tilgen. Diese Jagden werden bey Nacht füglicher, als bey Tage, angestellet; denn der Machan kann im Dunkeln nicht gut sehen, hingegen seine feurige Augen machen, daß man ihn leicht gewahr wird.

Die Rhinoceros sind auf der Insel Java ziemlich häufig. Man hält sie so werth, daß kein Theil ihres Leibes ist, den die Einwohner nicht zur Arzeney brauchen. Sie nehmen nicht nur das Fleisch, das Blut, das Horn, die Zähne, die Haut, sondern auch ihren Mist, von dem sie glauben, daß kein besseres Gegenmittel wider den Gift, der in diesem Lande so gewöhnlich ist, zu finden sey.

Die Art von Affen, die man den Wald-Mann nennet, haben von dem Menschen in der That viel ähnliches. Ihre Vorder-Pfoten sind rund wie Menschen Arme, und haben Hände, wie wir. Sie sind vier Fuß hoch, und haben keinen Schwanz. Die Fußsohlen sind vorne an den Zehen breit, gegen die Ferse aber sehr schmal. Die Schenkel sind kurz und dick, der Kopf ist breit, das Gesicht rund, die Augen klein, und dunkelgrau, die Nase kurz, die

Schnauze lang, das Maul sehr groß, und haben keine Haare, als an den Orten, wo wir sie haben. Diese Thiere schneuzen sich die Nase, und drücken sie mit den Fingern, wie wir. Sie zünden Feuer an, und blasen hinein, um es brennen zu machen. Sie kochen Fische und Reiß auf Kohlen. Sie sind traurig und niedergeschlagen, und wenn man auf sie loß geht, wehren sie sich mit Steinen. Ich habe einen in Batavia gesehen, der noch kein Jahr alt war, und so viel Stärke hatte, als ein Mensch. Er trank gern Wein, Punsch, und andere starke Getränke. Wenn man auf ihn schmälete, fieng er an zu weinen, und seufzete. Er schlief in der Stellung wie ein Mensch, mit ausgestrecktem Leibe, und mit der einen Hand unter dem Kopfe. Man hatte ihm ein Bette gegeben, wo er sich hinein legte, und sich mit der Decke zudeckte, die er hernach, wenn er aufstund, ordentlich wieder zu rechte machte. Wenn man in seine Hütte kam, hielt er die Hand über die Schamtheile. Zuweilen band er ein Schnupftuch um den Kopf, wie eine Person, der er weh thut.

Die übrigen, so wohl wilden, als giftigen Thiere sind in Java häufiger, grimmiger, und schädlicher, als in andern Gegenden von Indien. Besonders klagt man über den entsetzlichen

lichen Schaden, den die Schlangen, die Ameisen, die Tyger, die Crocodile, die wilden Schweine ꝛc. thun. Die zahmen Schweine haben keine Borsten, und sind so dick, daß sie den Bauch auf der Erde schleppen.

Was die **Pflanzen** anbelangt, so unterscheiden sie sich nicht von den andern der benachbarten Inseln: ich finde daher nicht nöthig, sie zu erwähnen. **Pfeffer**, und **Reiß**, giebt es in Menge; auch der **Caffe**, seitdem die Holländer ihn in ihren Besitzungen gepflanzet haben, kommt sehr gut fort. Die **Cassia** findt man häufig in den Hölzern. Der **Zucker** wächst geschwind; und die **Ananassen** hält man für die besten von ganz Indien. Ueberhaupt ist die Insel ungemein **fruchtbar**. Schon die Ansicht ihrer **Küsten** kündiget Ueberfluß an. An dem Strande wird man große Flächen gewahr, mit Grase bewachsen, von unzählichen Canälen durchschnitten, und in Lust- und Obst-Gärten abgetheilet: in der Entfernung entdecket man die schönsten Wälder, und fruchtbarsten Hügel, die sich wie ein Amphitheater erheben. Dieser Anblick rührte mich ungemein, insonderheit von der Seite von Batavia, wo das Land mit mehrerem Fleiß und Mühe angebauet ist.

Ich bin ꝛc.

Batavia, den 10. März, 1743.

Der

Der 45. Brief.

Die Inseln Borneo, Macassar und die Moluckischen Inseln.

Bey dem ungemein weitläuftigen Handel der Holländer nach den Orientalischen Inseln, brauchte ich nicht lange Zeit, auf die Abreise eines Schiffes nach Borneo, einer der größten Inseln in der Welt, zu warten. In das Innere des Landes bin ich nicht gekommen, weil es von Wilden bewohnet, und durch unwegsame Gebirge abgesondert wird. Die Küsten aber sind mit Mahometanern besetzet, welche mit denen von Java und Sumatra, gleichen Ursprung haben. Die in der Mitte gelegenen Provinzen gehören Indianischen Götzendienern, den ältesten Einwohnern der Insel, welche Beajous genennet werden. Sie sind in verschiedene Völkerschaften eingetheilet, derer jede ein Oberhaupt hat. Da ich nicht die geringste Gemeinschaft mit ihnen gehabt habe, kann ich weiter nichts sagen, als was ich von einem Portugiesischen Missionaire weis, der zuweilen in die See-Städte kommt, um von der vielen Arbeit, die sein Apostolischer Eifer in Bekehrung die-

dieser Barbarn anwendet, auszuruhen. Er ist von dem Franciscaner-Orden, und glücklicher Weise traf ich ihn zu Borneo, der Hauptstadt der Insel, gleich bey meiner Ankunft an. Er berichtete mir, daß die Beajous ein kriegerisches Volk sind, welche die Jagd und das Landleben lieben, wenig aber von Künsten und Wissenschaften wissen, die sie nicht achten. Sie sind Feinde von Rauben und Betrügereyen: sie sehen auch die eheliche Treue als eine so erforderliche Pflicht an, daß Ehebruch bey beyden Geschlechtern mit dem Leben gestraft wird. Unter sich leben sie in der größten Einigkeit, so gar, daß sie ihren Ueberfluß den Armen überlassen, mit den Fremden aber gehen sie grausam um, und rechnen sich zur Ehre, viele davon umgebracht zu haben. Nach dem Beyspiele der andern Indianer gehen sie mehrentheils nackend, bis auf wenige Theile des Leibes, die sie bedecken. Ihre Waffen bestehen in einem Dolche, Säbel, Pfeilen, und in einem Rohre. Ihre Religion ist mit vielen abergläubigen Gebräuchen vermenget, ohngefähr so, wie bey den übrigen Orientalischen Völkern, von denen ich Ihnen gesaget habe. Alles Unglück, das Ihnen wiederfähret, schreiben sie einem bösen Geiste zu, und bedienen sich verschiedener Mit-

tel solchen zu besänftigen. Sie bieten ihm allerhand Speisen an, und verdoppeln ihre Geschenke, wenn das Unglück nachläßt; dauert es aber fort, überhäuffen sie ihn mit Scheltworten. Ein andermal bringen sie diesem Schaden thuenden Geiste ein kleines Schiff mit Lebensmitteln, welches, wenn es in das Wasser gelassen ist, der Wind hintreiben kann, wo er will. Sie bilden sich ein, daß in dieses Schiff alles Unglück dränge, und wer sich unterstünde es anzuhalten, müßte alles das Unglück ausstehen, das darauf befindlich wäre.

Dieses ist es, Madame, was ich von diesem rohen und wilden Volke habe erfahren können. Es malet sich die Haut, und trägt zum Zierathe am Halse Tyger-Zähne, an einen Faden gereihet. Was die Mahometaner anbelangt, die an der Seeküste wohnen, so haben sie nebst der Religion der Araber, ihrer Vorfahren, auch einen Theil ihrer Sitten und Gebräuche behalten. Sie leben mit vielem Anstande, und sind kostbar in ihrer Kleidung. In Ansehung ihrer Häuser, so sind solche von den andern wenig unterschieden, welche man in den übrigen Mahometanischen Colonien dieser Inseln siehet. Ich muß aber ein für allemal erinnern, daß die Indianer überhaupt sehr schlecht wohnen,

und

und ein Haus das Leben eines Menschen selten ausdauert. Die Könige selbst haben sehr einförmige Paläste; sie sehen einer großen, von allen Seiten offenen Halle ähnlicher, als einer Königlichen Wohnung. Ich werde Ihnen auch diese verdrüßlichen Beschreibungen, die immer einerley sind, in Zukunft ersparen. Eben dieses muß ich von den übrigen Gebräuchen sagen, nämlich von den Heurathen, Begräbnissen, Speisen, von der Kleidung, Vielweiberey, Kinderzucht, und überhaupt von allem, worinnen dieses Volk mit den übrigen Indianern dieser Gegend übereinkommt. Gleiche Bewandniß hat es mit ihrem wilden Wesen, Unwissenheit, Mißtrauen, Stolz, Betrügerey im Handel und Wandel, und mit allen den Lastern, die der Mahometanischen Treulosigkeit eigen sind. Die Europäischen Kaufleute haben vergebens gesuchet, sich bey ihnen niederzulassen. Die Portugiesen, in der Meynung, die Gunst eines ihrer Fürsten zu erwerben, überreichten ihm etliche Stücken Tapeten, mit Menschen-Figuren; allein der Barbar hielt diese Figuren für Zauberer, und furchte sich vor ihren heimlichen Anschlägen, schickte daher die Geschenke, nebst denen, die sie überbracht hatten, zurück. Wenn nach der Zeit die Portugiesen, Spanier, Engländer,

länder, und Holländer, Factoreyen daselbst angeleget haben, haben sie das allzu große Zutrauen, das sie in diese Treulosen setzten, gar bald mit dem Leben büßen müssen. Ihre Oberaufseher, und alle Factors, sind nach und nach ermordet worden, und sie haben die Lust verloren, sich weiter daselbst niederzulassen; sie haben der Handlung mit dieser Insel auf immer entsaget. Der daher zu ziehende Vortheil wäre freylich wichtig gewesen; denn für Canonen, Pulver, Kugeln, Messer, Hacken, Nägel, Brillen, Spiegel, Uhren, ꝛc. die man ihnen brachte, tauschte man Gold, Pfeffer, Diamanten, Farbehölzer, und eine Menge anderer von den Chinesern alle Jahre dahin gebrachten Waaren ein. Das Land trägt den besten Kampfer, der in der Welt ist; viel Cassia, und Wachs; eine große Menge Lack; viele Vogel-Nester, die auf den Orientalischen Tafeln als die schmackhafteste, von den Chinesern aber als eine zur Wollust reizende Speise gehalten werden. Diese Nester findt man in den Spalten der Felsen, und werden von Schwalben gebauet. Die Materie, woraus sie gemachet sind, gleicht einem sehr feinen Teige von Leimen, der mit dem Speigel dieser Vögel weich gemacht wird. Eine andere Art von Landes-Erzeugungen, die der Insel

Borneo

Borneo eigen ist, besteht in der erstaunenden Mannigfaltigkeit von Vögeln, und Affen. Unter letztern giebt es einige von vielerleyen Farben, und besonderer Figur. Andere gleichen dem Menschen, nicht allein an Gestalt, sondern auch wegen vieler äußerlichen Handlungen. Man nennet sie daher auch Beajous, das heißt wilde Menschen, von dem Nahmen der Einwohner, weil man sie wenigstens für eben so vernünftig hält, als diese.

Von der Insel Borneo kamen wir in weniger Zeit nach **Macassar**, einer Insel, welche nur durch eine Meerenge von ohngefähr vierzig Stunden von jener abgesondert wird. Man nennet sie ohne Unterschied **Celebes**, oder **Macassar**. Sie ist in zwey Haupt-Reiche abgetheilet, und wird von zweyen Fürsten, Mahometanischer Religion, beherrschet. Das Innere des Landes ist wenig bekannt: man zählet daselbst über zwanzig Königreiche, derer Besitzer den Titel eines **Raja** führen. **Bone** ist die Hauptstadt von Celebes, und liegt auf der nördlichen Seite der Insel. **Macassar**, das gegen Mittag liegt, ist eine schöne und große Stadt, deren Gassen mit Sande angefüllet sind, weil das Pflaster nicht gebräuchlich ist. Sie sind mit doppelten Reihen Bäumen besetzt, die

den

den Häusern Schatten und kühle Luft geben. Außer dem Königlichen Palaste, und etlichen Moscheen, sieht man keine steinernen Gebäude: die andern Häuser sind hölzern, und von vielerleyen Farben. Besonders bedienet man sich des Eben-Holzes; da denn die verschiedenen zusammen gesetzten Stücken angenehm in die Augen fallen, und der Glanz davon setzt Fremde in Verwunderung. Einen andern schönen Anblick geben die Märkte, die täglich zweymal auf großen Plätzen, früh vor Sonnen Aufgange, und Abends nach ihrem Untergange, gehalten werden. Man trifft daselbst niemanden als Weiber an: die Männer glauben zu wichtigern Geschäfften bestimmt zu seyn, und sie würden sich verächtlich machen, wenn sie sich daselbst sehen ließen. Alle junge Mägdgen von den benachbarten Dörfern kommen mit ihren Waaren dahin, und diese kaufen die Weiber der Stadt freylich wohlfeiler ein, als die Männer: die Höflichkeit einerseits, und die Liebe anderseits dürften den Preis der Waaren veränderlich machen. Die Stadt Bone ist eben so groß, so volkreich, und treibt eben so starken Handel, als Macassar.

Die Holländer haben zur Sicherheit ihrer Handlung feste Plätze auf der Insel Celebes

angelegt. Das Land hat ihnen zu vortheilhaft geschienen, um sich hier nicht niederzulassen. Die Kostbarkeit, und Mannigfaltigkeit der Landes-Erzeugungen, die Schönheit der Gegend, die Menge des Wassers, der heitere Himmel, kurz alles trägt bey, den hiesigen Aufenthalt reizend zu machen. Das Gold zeigt sich von sich selbst, ohne daß man es mit Mühe aus der Erde graben darf. Man findt es entweder als Staub, oder in kleinen Stücken, in den Flüssen, und in den Thälern, wenn sich das Wasser verlaufen hat. Die kostbarsten Tischler-Hölzer sind hier eben so gemein, als die Buchen und Eichen in Europa. Die seltensten Blumen in Frankreich wachsen hier ohne Mühe und Kunst. Eine unzählige Menge anderer, in Europa unbekannter Blumen, woraus das vortreflichste Räucherwerk gemachet wird, erfüllet das Land mit wohlriechendem Geruche, und ergötzet das Auge durch den Glanz, die Lebhaftigkeit, und Veränderung der Farben. Nichts kommt dem Geschmacke, und der Menge der Früchte auf dieser Insel bey. Man hat kleine Melonen, die so erquickend sind, daß die Hälfte von einer hinlänglich ist, den Durst eines noch so sehr schmachtenden Menschen zu stillen. Aus dem Oele einer gewissen

wissen Nuß machen die Einwohner Lichte, die eben so schön sind, als unsere Wachs-Lichte. Sie haben auch giftige Kräuter, derer Gift außerordentlich fein ist. Sie bestreichen ihre Pfeile damit, wodurch sie so gefährlich werden, daß die damit verursachten Wunden tödlich sind.

Unter allen Pflanzen auf der Insel ist das **Opium** diejenige, worauf am meisten gehalten wird. Sie wächst mehrentheils in steinigten und wilden Gegenden, welche niemanden als den Einwohnern bekannt sind. Man zieht aus ihren Zweigen einen Saft, der in etlichen Tagen dick wird. So bald er eine gewisse Härte erlangt hat, schneidt man ihn in Stücken, und machet kleine Kugeln daraus, die so theuer verkaufet werden wie Gold. Man läßt sie in Wasser zergehen, und feuchtet den Rauchtaback mit an. Dieses Anmachen giebt dem Tabacke einen für die Einwohner sehr angenehmen Geschmack. Die ohnfehlbare Wirkung davon ist, daß er trunken macht; diese Trunkenheit aber befördert den Schlaf, welcher für die Einwohner so viel Süßigkeit hat, daß sie ihn allen andern Vergnügen vorziehen. Es lehret sie aber auch die Erfahrung, daß der Gebrauch des Opium nicht ohne Gefahr ist; wer sich daran gewöh-

gewöhnet, dem wird er so unentbehrlich, daß er bey dessen Unterlassung gar bald abnehmen, in eine Mattigkeit verfallen, und für Entkräftung sterben würde. Noch gefährlicher ist es, ihn in Menge zu gebrauchen: die Schlafsucht, die er endlich verursachet, befördert den Tod.

Unter einer unzähligen Menge **Thiere** aller Gattungen, wilder und zahmer, giebt es eine Art sehr großer **Affen**, die das Schrecken der Weiber sind. Sie fallen sie voller Wut an, und wenn sie ihre Lust mit ihnen gebüßet haben, zerreißen sie sie.

Die **Einwohner** der Insel Celebes unterscheiden sich durch alle zum Kriege erforderliche Eigenschaften. Sie werden daher auch für die besten **Soldaten** des ganzen mittägigen Asien gehalten. Ihre männliche Erziehung macht sie geschickt, und stark. So bald sie gebohren werden, reibt man ihnen alle Glieder, etliche mal des Tages, mit Oele und laulichtem Wasser: man nimmt sie bey Zeiten aus der Weiber Händen, und gewöhnt sie, außerhalb des Vaters Hause, zu allerley Uebungen, die Geschicklichkeit und Stärke erfordern. Sie haben im Gebrauche, so wie die Einwohner von Borneo, sich die **Zähne** putzen und feilen zu lassen, und sie roth oder schwarz zu malen; ja

viele lassen sie ausreißen, um goldene, silberne, oder tompacne dafür einzusetzen. Uebrigens sind sie in ihrer Kleidung und Anzuge sehr sorgfältig. Unter den Vornehmen ist es unumgänglich nothwendig, sich die Nägel mit rother Farbe zu malen. In ihren Häusern ist das Geräthe und der Aufputz schlecht und einförmig; die Häuser selber aber stehen über der Erde erhöhet, wie zu Sumatra, und aus eben der Ursache. Sie haben auch fast die nämlichen Sitten und Gebräuche: doch kann Macassar folgendes als etwas besonderes haben. Wenn sie ihre Kinder verheurathen, so schließt man die neuen Eheleute, drey Tage und drey Nächte, in ein finsteres Zimmer ein, das nur durch eine kleine Lampe erleuchtet wird. Eine alte Frau bleibt an der Thüre, um ihnen das benöthigte zu reichen; den vierten Tag aber früh tritt ein Bedienter in das Zimmer, mit einem Gefäße voller Wasser, und mit einer eisernen Stange, worauf allerhand Buchstaben gegraben sind. Beyde jungen Eheleute setzen ihre bloßen Füße auf die Stange, und man gießt ihnen das Wasser über den Leib, wobey gewisse Gebete hergesaget werden. Den andern Tag verehrt der Mann seiner Frau eine kleine goldne Kette, um sich zu erinnern, daß sie künftighin seine erste Sclavinn sey.

Den Adel theilet man hier zu Lande in drey Classen ein: in die Dacus, in die Carre, und in die Lolo. Erstere besitzen Lehngüter, die sie der Freygebigkeit der Fürsten zu verdanken haben, und bey der Familie bleiben, so lange männliche Erben vorhanden sind; in derer Ermangelung aber fallen sie an die Krone zurück. Diese Dacus bekleiden die ersten Stellen bey Hofe, und müssen dem Landes-Herren mit einer gewissen Anzahl Soldaten im Kriege folgen. Die Carre sind auf der Insel so zahlreich als die Marquis in Frankreich, und die Barone in Deutschland. Dieser Adel wird bey dem Fürsten leicht erlanget, und es ist die Ursache, warum diese zweyte Classe sich so sehr vermehret. Die Classe der Lolo kommt mit unsern gemeinen Edelleuten überein, und es ist nicht leicht ein bemittelter Bürgerlicher, dem man nicht diesen Titel aus Höflichkeit giebt.

Die Thronfolge ist erblich; allein die Brüder gehen den Kindern vor: man will dadurch die Bedenklichkeiten der Minderjährigkeit vermeiden. Was die Beherrschung der Insel überhaupt betrifft, so richten die darinnen befindlichen verschiedenen Staaten ein Bündniß unter sich auf, wodurch sie sich anheischig machen, einander beyzustehen. Die Holländer,

die das ganze Land sich unterwürfig gemacht haben, sind unter dem Namen der Beschützer, die obersten bey dieser Vereinigung; und jedesmal, daß der König von Bone eine Zusammenkunft ausschreibt, findt sich ein Holländischer Gouverneur, mit etlichen Deputirten seiner Nation, dabey ein. Fallen Streitigkeiten vor, so werden sie nach ihrem Ausspruche entschieden, und der Ausschlag findt sich allezeit auf derjenigen Seite, die ihnen gefällig ist.

Ehe noch die Mahometanische Religion auf der Insel eingeführet war, glaubte das Volk alle Thorheiten, und unterwarf sich dem Aberglauben der Indianischen Götzendiener. Sie werden sich erinnern, Madame, was ich Ihnen über diese Materie in mehr als einem meiner Briefe gesaget habe, und vermuthlich verlangen Sie keine weitläuftigere Beschreibung.

Man weis nicht, bey was für Gelegenheit die Einwohner dieser Insel, zu Anfange des vergangenen Jahrhundertes, die Nichtigkeit der Götzen, die sie bisher anbeteten, haben einsehen gelernet. Sie entschlossen sich aber einmüthig, ihre Religion zu verändern. Da sie nun ungewiß waren, ob sie die Christliche, oder die Mahometanische annehmen sollten, ließen sie es

auf das Glück ankommen. Sie schickten Abgesandte an die Portugiesen nach Malacca; andere aber an den König zu Achem, und verlangten, man sollte ihnen geschickte Männer senden, die sie unterrichten könnten; sie versprachen auch, denjenigen, die am ersten zu ihnen kommen würden, zu folgen. Unterdessen daß man zu Malacca lange darüber berathschlagete, schickte der König von Achem Lehrer des Alcoran, die den Mahometanischen Glauben auf der mittägigen Küste der Insel einführten. Die Portugiesischen Missionaire kamen nachher, und predigten das Evangelium auf der nördlichen Seite; allein sie wurden auf Ansuchen der Holländer wieder zurück geschicket, und die Mahometanische Religion hat die Oberhand behalten. Einer der Könige des Landes, der dem Christenthume geneigt war, hatte seine Zuflucht nach Siam genommen, und hinterließ bey seinem Tode zwey Söhne, welche die Jesuiten mit nach Frankreich brachten, wo sie in dem Collegio von Ludewig dem großen erzogen wurden. Sie empfiengen daselbst die Taufe, wobey der König und der Dauphin als Zeugen erbeten waren, und sie wurden, einer, Ludewig Daen Rourou, der andere, Ludewig Dauphin Daen Toulalo, genennet.

Celebes, oder Macassar stößt, so zu sagen, an die Moluckischen Inseln an; und eine kurze Ueberfahrt brachte uns nach Ternate, von wannen ich Gelegenheit nahm, eine ziemliche Menge dieser Inseln zu durchwandern, und mich persönlich von ihren Merkwürdigkeiten zu unterrichten. Die vornehmsten, welche unter dem allgemeinen Namen der Moluckischen Inseln begriffen werden, heißen Tidor, Motir, Machian, Timor, Bachian, Gilolo, Amboina, Ceram, Banda, Sologo, und Ternate, wo wir anlandeten. Diese letzte ist eine der berühmtesten, ungeachtet sie nicht allzu groß ist. Ich wohne bey einem Holländischen Kaufmanne, und in diesem Augenblicke, da ich Ihnen schreibe, entdecke ich aus meinem Zimmer einen hohen Berg, mitten auf der Insel, auf dessen Gipfel ein großer Schlund ist, der so tief als der ganze Berg zu seyn scheint. Es kommt viel Feuer heraus, mit einem dünnen Rauche untermenget, der wie eine Pyramide in die Höhe steigt. Dieser Berg wütet am meisten, wenn Tag und Nacht gleich sind, weil die starken alsdenn wehenden Winde die brennbare Materie mehr entzünden, und die Gewalt der Flamme verdoppeln. Der Ausbruch geschieht mit einem Erdbeben, und unter entsetzlichen Getöse; der her-

aus

aus kommende Schwefel, mit Erde und rothen Steinen untermenget, wird mit der Heftigkeit einer Canonen-Kugel herausgestoßen, und verbreitet sich, gleich einem Strome, bis nach Gammalama, der Hauptstadt der Insel, wo ich mich gegenwärtig befinde. Die Luft ist daher mit übeln Dünsten angefüllet, welche das Wasser verderben, und ungesund machen; dem ungeachtet scheint mir der Berg fruchtbar zu seyn, denn er ist über und über grün.

Die Stadt Gammalama, woher ich Ihnen schreibe, liegt am Ufer des Meeres, und besteht aus einer einzigen großen Gasse, auf Indianische Art gebauet; das heißt, daß die meisten Häuser von Schilfe und Rohre sind. Man findt daselbst noch Ruinen von einem alten Schlosse, daß die Spanier angelegt hatten. Der König von Ternate, so wie alle übrigen Moluckischen Fürsten, seufzen unter dem Joche der Holländer, welche die Handlung dieser Inseln in ihren Händen allein haben. Wahr ist es, es giebt dieser Könige eine unendliche Menge, und keiner ist im Stande, sich des harten Joches zu entledigen.

Auf der Insel Ternate ist der Vogel, den man in Frankreich den Paradies-Vogel, in Portugal den Sonnen-Vogel, und in Indien

den Götter-Vogel nennet, sehr gemein. Man irret, wenn man glaubt, dieses Thier lebe von der Luft, und habe keine Füße. Der Irrthum mag daher gekommen seyn, daß die Einwohner diesen Vogel, wenn er tod ist, an der Sonne trockenen, und ihm die Beine abschneiden; da denn die Hitze die Haut zusammen zieht, so daß man den Schnitt nicht sehen kann. Das merkwürdigste an dem Paradies-Vogel ist sein langer Schwanz, und seine vortreflichen Federn.

Die Insel Ternate, nebst den übrigen Molluckischen Inseln, sind auch wegen des großen Ueberflusses an Würznelken, und Muscaten-Nüssen berühmt, womit die Holländer einen erstaunenden Handel treiben. Der Nelken-Baum gleicht dem Lorbeer-Baume, nur daß die Krone stärker, und die Blätter schmäler sind. Den Geschmack der Nelke spüret man noch in den Blättern, und in dem Holze. Die Blüthe ist weiß, und zeigt sich hauptsächlich oben um die Spitzen der jungen Zweige. Jede Blüthe trägt eine Nelke, die anfänglich grün sieht, hernach gelb, weiter hin roth, und endlich dunkel braun wird. Sie haben einen kleinen Stiel, und hängen an Trauben, die mehrentheils sehr voll sind. Man sammelt sie, gegen den Monat November, auf folgende Art. Unten

um

um den Baum, nach dem der Platz sorgfältig abgeputzet und rein gemacht worden ist, breitet man ein großes Tuch auf: alsdenn schüttelt man die Zweige, es sey nun, daß man vermittelst eines Stricks den Baum mit Gewalt ziehe, oder auf die Zweige mit Stangen schlage, welches nicht ohne Schaden abgeht; doch trägt der Baum das folgende Jahr desto besser. Wenn die Nelken eingebracht sind, wäschet man sie in See-Wasser, und trocknet sie, entweder an der Sonne, oder durch den Rauch des Bambus-Rohres. Sie werden mit den Stielen verkaufet; denn die Einwohner nehmen alles zusammen, und geben sich nicht die Mühe, sie zu reinigen: diejenigen, die sie kaufen, machen sie rein, und verführen sie nach Europa. Die auf dem Baume übrig gebliebenen Nelken, nachdem er geschüttelt ist, werden bis zur folgenden Ernde gelassen, und man hält sie für die besten, weil sie größer und völliger sind. Dem ungeachtet wählen die Holländer die kleinsten. Der Nelkenbaum braucht nicht gepflanzet zu werden: die auf dem Baume alt gewordenen Nelken fallen mit der Zeit ab, und vermehren sich von selbst. Kein Baum trägt vor dem achten Jahre Früchte; hingegen sagt man, er dauere gemeiniglich hundert Jahre. Selten trägt er zwey

Jahre nach einander reichlich; seine Fruchtbarkeit ist nur von drey zu drey Jahren merklich; und er wächst an keinem Orte in der Welt, als auf den Moluckischen Inseln. Die Chineser haben den Werth dieses Baumes zuerst gekennet. Der Geruch der Frucht lockte sie an, daß sie ganze Ladungen davon auf ihre Schiffe nahmen und sie nach den Persischen und Arabischen Meerbusen brachten, von daher sie nachmals nach Europa gekommen sind. Die Indianer machen die Nelken entweder in Zucker ein, oder in Salze, oder in Essig; die Weiber aber kauen sie, um ihrem Athen mehr Annehmlichkeit zu geben.

Die Nelken sind von Natur so hitzig, daß, wenn man einen Sack voll über ein Becken mit Wasser hält, dieses merklich abnimmt, ohne daß die Güte der Nelken dadurch verringert werde. Wenn an dem Orte, wo sie der Kaufmann rein macht, ein Geschirr mit Wasser steht, wird das Gefäß durch die große Hitze, welche die Nelken von sich geben, in kurzer Zeit leer werden. Holländer, die diesen Versuch oft gemacht haben, haben mich versichert, daß die Chinesische Seide eben diese Eigenschaft habe: wenn man sie an einen Ort, ein oder zwey Fuß hoch über der Erde legt, und Wasser auf den

Boden

Boden gießt, so wird dieser den andern Tag trocken, die Seide hingegen ganz feucht seyn. Die Chineser bedienen sich dieser List, ihre Waare schwerer zu machen.

Um wieder auf die Nelken zu kommen, so behauptet man, daß die wilden Tauben, derer es eine große Menge auf den Moluckischen Inseln giebt, sich mit den Nelken, die auf den Bäumen bleiben, nähren, und wenn sie solche hernach mit ihrem Miste wieder von sich geben, die Nelkenbäume davon erwachsen. Es soll dieses die Ursache seyn, daß sie sich so erstaunend vermehren, und vergebens würde man sie ausrotten wollen. Als die Portugiesen sich dieser Insel bemächtiget hatten, glaubten die Könige im Lande, die über die Grausamkeit und den Stolz ihrer Beherrscher erbittert waren, sie dürften nur, um sie los zu werden, diese unglückliche Frucht, welche die Fremden auf ihre Inseln gelocket hatte, verbrennen. Die Verzweiflung gab ihnen das Feuer in die Hand, womit sie alle Nelkenbäume in Asche verwandelten; aber an statt sie zu vertilgen, machte die mit der Asche vermengte Erde das Land noch ergiebiger. Man bemerket, daß um den Nelkenbaum weder Gras noch Kräuter wachsen; seine natürliche Hitze zieht allen Nahrungssaft an sich.

Die

Die Insel Ternate, so wie die meisten übrigen Moluckischen, trägt weder Reiß, noch Korn, noch anderes Getreide, woraus man Brod backen könnte: allein in Ermangelung dieser Nahrungsmittel hat die Natur den Sago, eine Art von wilden Palmenbäumen, hervorgebracht. Wenn das Mark davon gestoßen wird, giebt es ein sehr weißes Mehl, woraus man Kuchen macht. Um es zu bekommen, spaltet man den Stamm, und zerquetschet das Mark mit hölzernen Hammern, bis es nach und nach wie Sägespäne wird, und sich kneten läßt. Alles was man hier kaufet, und verkaufet, wird mit Sago bezahlet. Der Baum, worauf er wächst, ist funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, seine Frucht aber rund, und sie gleichet der vom Cypressen-Baume. Wenn man die zarten Zweige anschneidt, läuft ein vortreflicher Saft heraus, Tuale genennt, der so weiß wie Milch ist, und den Einwohnern zum Getränke dienet. Um ihn aufzufangen, binden sie an das Ende des abgeschnittenen Zweiges ein Gefäß, welches binnen einer Nacht voll wird. Der Nipa, der Bambus, und der Cocus-Baum liefern dergleichen angenehme Getränke mehr.

Der Ursprung der Molucker ist gänzlich unbekannt. Man weis nur, daß die Araber

den

den Mahometanischen Glauben bey ihnen, wie auf den meisten andern Asiatischen Inseln, eingeführet haben: allein die Religion ist hier mit allen abergläubigen Irrthümern des Heidenthumes untermenget. Auf den Molluckischen Inseln, redet man verschiedene Sprachen; daher steht zu glauben, daß die Einwohner ein Gemenge von allerhand Völkern sind, daß die Chineser, die Javaneser, die Malayen und Araber diese Inseln besucht haben, die Eingebohrnen des Landes aber nach und nach verschiedenen fremden Herren unterthan worden sind, von welchen sie die Gebräuche angenommen, und noch bis jetzt behalten haben. Ich muß eine dergleichen Gewohnheit hier erwähnen, die mich alle Morgen etliche Stunden eher aufwecket, als ich wünschte, und von der ich den Vortheil nicht ziehe, wie diejenigen, für welche sie eingeführt ist. Sie hat die Bevölkerung zum Gegenstande, und wird mit der größten Sorgfalt beobachtet. In allen Städten, und großen Dörfern, sind Leute bestellet, die mit anbrechendem Tage in den Gassen die Trommel schlagen, um die verheuratheten Personen aufzuwecken, und zu ermuntern, daß sie ihre eheliche Pflicht in Acht nehmen.

Die Gesetze, wegen der Heurathen, sind ungesittet, und Barbarn gleich. Sie verstatten die Vielheit der Weiber, ohne eine Anzahl dabey zu bestimmen; und man kann einander verlassen, so bald man einander nicht mehr ansteht. Daher geschehen auch diese Verbindungen ohne viele Ceremonie: so bald die Partheyen einig sind, stellt der Braut Vater ein Gastgebot an, nach welchem die jungen Eheleute die Heurath sogleich vollziehen. Wenn die Frau ihren Mann verläßt, muß sie ihm die Geschenke, die sie bekommen hat, wiedergeben; sie gießt ihm hernach ein wenig Wasser auf die Füße, um die Unreinigkeit abzuwaschen, die sie etwa zusammen begangen haben, und geht fort, sich den andern Tag, mit einem andern zu versprechen, wenn sie jemand haben will. Sie können sich wohl vorstellen, Madame, daß bey dieser Denkungsart auch der Ehebruch viele Nachsicht gewinnt. Eine Frau, die der leichtesten Ursache wegen ihren Mann verlassen kann, fürchtet seinen Unwillen wenig, wenn sie sich einer Untreue schuldig weis. Daher ist auch das hiesige Frauenzimmer sehr verbuhlt, dabey lustig und aufgeräumt, und weil es bey einer angenehmen Gestalt vielen Verstand hat, ist es für die Fremden sehr reitzend. Ein Franzose,

auf den Moluckischen Inseln, glaubt mit dem Frauenzimmer seines Landes umzugehen.

Wenn die Einwohner dieser Inseln bey wichtigen Vorfällen einen Eid abzulegen haben, werden folgende Ceremonien beobachtet. Sie gießen Wasser in eine Schaale, werfen Gold, Erde, und eine bleyerne Kugel hinein, tauchen die Spitze eines Degens oder andern Gewehres hinein, und geben das Wasser dem, der den Eid leisten soll, zu trinken, wobey er sich in den entsetzlichsten Ausdrücken vermessen muß, daß alles, was in das Wasser gekommen ist, seinen Untergang befördern solle, wenn er unrecht schwöret. Diese Gewohnheit ist besonders in Amboina eingeführet, wo ich sie unter vielen Anstalten habe ausüben sehen. Auf dieser Insel habe ich mich länger aufgehalten, als in Ternate, denn ich fand mehr Zeitvertreib und Gesellschaft. Die Holländer haben hier, wie auf den übrigen Inseln zu befehlen: sie haben Festungen, Paläste, Hospitäler, und Kirchen, in welchen letztern der Gottesdienst sowohl in Niederländischer, als in Maleyischer Sprache gehalten wird. Das Christenthum aber findt den Fortgang nicht, den man von dem Eifer der Holländischen Compagnie, und von den Kosten, die sie darauf wendet, erwarten sollte.

Sie

Sie unterhält Priester, und Kinderlehrer, die ihr viel kosten, und wenige bekehren; denn auch die Neubekehrten haben nicht leicht mehr als das Aeußerliche des Christenthums. Doch dienen diese schwachen Strahlen einer Erleuchtung wenigstens dazu, daß sie ihnen einigen Begriff von Tugend beybringen; und in der That sind sie leutseliger und ehrlicher als die übrigen Mahometaner und Heyden; daher auch die Holländer ihrem Versprechen mehreren Glauben beymessen.

Die Stadt **Amboina** kann wohl ein paar Meilen im Umfange haben, wenn man die kleinen da herum gelegenen Wohnungen mit dazu rechnet. Die Gassen sind schön und gerade, und werden von etlichen Canälen, worüber Brücken gebauet sind, durchschnitten. Die Einwohner sind ein Gemenge von Christen, Mahometanern, und Heyden. In dasiger Gegend werden heutiges Tages die meisten **Würz-Nelken** aller Moluckischen Inseln erbauet: die Holländer, die ihre Haupt-Niederlage dieses wichtigen Handels hier angeleget haben, haben den größten Theil der Pflanzungen auf den andern Inseln verwüstet.

Ungeachtet die **Molucker** einerley Gebräuchen überhaupt folgen; so giebt es doch in etlichen Städten Verfassungen, die man in andern

andern nicht findt: ich glaube, solches auf der Insel Sologo hauptsächlich gespüret zu haben. Man bestraft daselbst die kleinen Diebstähle mit Abschneidung eines Ohres, die großen aber mit Abhauung der vier Finger. Mord, und Ehebruch kosten das Leben: doch giebt es tausend Mittel, sich der Schärfe der Gesetze zu entziehen. Die Adelichen pflegen ihre Todten einzubalsamiren, und ein Jahr lang, in ihren Häusern, in einer Kiste stehen zu lassen; hernach aber begraben sie sie mit vielen Umständen. Ihre Trauer besteht darinnen, daß sie sich den Kopf rasiren, und um die Arme, Füße, und um den Leib, Reifen von Rohre machen, die sie so lange behalten müssen, bis sie selbst abfallen. Dieses Volk erkennt einen Gott und Schöpfer, den sie mit gebogenen Knien anrufen, die Hände darzu über den Kopf in die Höhe halten, und ihm Fleisch opfern, das der Priester des Tempels heimlich wegschafft. Zu gleicher Zeit aber, daß dieses Volk ein höchstes Wesen anbetet, bezeigt es auch eine sonderbare Verehrung für den Teufel. Sie fragen ihn in allen Angelegenheiten um Rath, und die ihm zugeschriebene Macht, ist für die Priester ebenfals ein großer Vortheil.

Dieses Land erkennet den König von Ternate für seinen Lehn-Herrn; doch zählet man eine Menge Dörfer, die ihre eigene Fürsten haben. Der Fürst unterscheidet sich von seinen Unterthanen nicht anders als durch eine größere Anzahl Ohren-Gehänge, und durch ein Tuch von Baumrinde; denn ordentlich gehn diese Völker nackt. Dem abzuhelfen, bemalen sie sich den Leib mit allerhand Figuren von Laubwerke und Blumen, die den Ranken gewisser Stoffe beykommen. Die ganze Insel ist mit lüderlichen Häusern angefüllet, dergleichen Unordnung man in dem übrigen Indien selten findt. Alle diese kleinen Monarchen leben in beständigem Kriege mit einander. Der Krieg ist für sie eine Art vom Gewerbe, weil sie Gefangene und Sclaven bekommen, die sie den andern Inseln wieder verkaufen. Sie nehmen manchmal ihre eigenen Kinder dazu, und wo sie können einen Verwandten oder Freund habhaft werden, verhandeln sie ihn ebenfals. Wenn sie im Kriege ihren Feind erleget haben, schneiden sie ihm den Kopf ab, und hängen ihn außen an ihre Häuser. Kurz, nichts kommt dem rohen, wilden, und treulosen Wesen dieser Völker bey.

Die Portugiesen haben ihr Gewerbe in Timor, an einem Orte Lafao genennt, einem

ziemlich

ziemlich guten Handelsplatze. Die ihnen unterworfenen Völker bekennen sich zum Christlichen Glauben. Unerachtet sie nun den König von Portugall für ihren Oberherrn erkennen, wollen sie doch, im Weltlichen nicht unter dem Vice-Könige von Goa, und auch im Geistlichen nicht unter dem Erz-Bischoffe dieser Stadt stehen; sie regiren sich nach ihren eigenen Gesetzen. Es giebt noch andere Einwohner auf der Insel, die den Holländern gehorchen; andere aber, die wie Barbarn leben, und sonst keine Herrschaft, als ihre Oberhäupter, erkennen. Sie sind so wild, daß sie die Fremden, die sich ihren Wohnungen nähern, ohne Barmherzigkeit umbringen: sie gehen auch niemals aus ihren Häusern, ohne mit Säbel, Lanzen, Bogen, und Pfeilen bewaffnet zu seyn. Jagen, und Fischen, ist ihre einzige Beschäfftigung; hat aber jemand Lust, den Acker zu bauen, so liest er sich ein Stück Landes aus, wo er will; denn die Felder gehören niemanden. Ohne mich in eine besondere Erzählung, wegen der dasigen Kleidung, einzulassen, will ich nur überhaupt bemerken, daß die Europäer sich nach ihrer Landesart, die Mahometaner aber sich nach Art der übrigen großen Inseln, kleiden; und die Heyden begnügen sich mehrentheils mit einem Stücke Leinwand, das sie um die Hüfften machen.

Auf der Insel Machian habe ich einen Feuerspeyenden Berg, der sich im Mittel des vorigen Jahrhundertes geöffnet hat, als das Merkwürdigste gefunden. Das Feuer, das er ausstieß, verzehrte viele herumliegende Wohnungen. Die Oeffnung, so wie sie jetzt ist, erstreckt sich vom Gipfel des Berges bis an den Fuß, und gleichet einem, mit Fleiße gemachten, hohlen Wege.

Die Völker, die auf der Insel Gilolo, und auf einigen benachbarten wohnen, sind Wilde, die in wüsten Oertern, ohne Gesetze, ohne Landes-Herren, und ohne eigene Wohnungen, leben. Sie wählen sich einen Oberen, dem sie gehorchen, dem sie aber keinen Tribut bezahlen. Sie beten den Teufel, unter allerhand häßlichen Figuren, an, so wie Sie gesehen haben, daß es die gewöhnliche Verehrung aller Indianischen Götzendiener ist.

Die Insel Banda, nebst etlichen andern da herumliegenden, sind die einzigen Länder in der Welt, wo Muscaten-Nüsse wachsen. Man hätte sich zu wundern, daß fünf oder sechs kleine Inseln die ganze Welt damit versehen könnten, wenn es nicht gewiß wäre, daß, mit Ausnahme eines einzigen Feuerspeyenden Berges auf der Insel Guanape, nicht ein Fuß breit Lan-

Landes zu finden ist, der nicht damit bepflanzet sey. Es kommt dieser Baum so wohl im flachen Lande als auf den Bergen fort, und er trägt überall im größten Ueberfluße: seine Zweige sind zu aller Zeit mit Blüthen und Früchten versehen. Der **Muscaten-Baum** gleicht den Pfirschen-Baum; nur daß die Blätter nicht so lang, und etwas runder sind. Seine Schale ist glatt, und dunkel grau; die Blätter sind grün und glänzend, wie an dem Birn-Bäumen; sie stehen zwey und zwey an einem Stiele, und wenn man sie drücket, geben sie einen angenehmen Geruch von sich. Die Frucht hat im Anfange eine schöne grüne Farbe, so wie der ganze Baum; wenn sie aber reifet, wird sie blau, mit rothen, braunen, und gelben Streifen untermenget. Sie ist mit einer äußern dicken Schale bedecket, wie die Welschen-Nüsse in Europa, und springt von sich selbst auf, wenn die Frucht reif ist. Unter diesen Schalen findt man eine röthliche Rinde, von einer weichlichen Materie, die **Macis**, oder die **Muscaten-Blume** genennet wird. Sie ist die Decke von einer sehr harten Schale, welche die Frucht, oder die Nuß in sich fasset. Die Frucht braucht neun Monate Zeit zu wachsen, und wenn sie abgenommen ist, macht man die äußerste Schale ab, nimmt den

Macis davon weg, trocknet ihn an der Sonne, und die Nüsse werden auf Horten geleget, ohne sie aus ihrer Schale zu nehmen. Man trocknet sie sechs Wochen lang bey gelindem Feuer in Backöfen, die besonders darzu gemacht sind. Nachher zerbricht man die Schale, nimmt die Nuß heraus, wäschet sie in Kalch-Wasser, und thut sie wieder etliche Wochen in den Backofen. Die Einwohner der Insel lassen die Muscaten-Nüsse, mit der äußersten Schale, in Zucker oder Salz sieden, und machen davon eine vortrefliche Speise. Aus der Nuß ziehen sie auch ein herrliches Oel, das zu Stärkung der Nerven, zu Beförderung des Schlafes, wider Flüsse, und Magen-Weh, sehr dienlich ist. Der Macis, oder die Muscatenblume, hat fast die nämlichen Eigenschaften, sie ist aber noch angenehmer in Brühen und Ragouts. Die Nuß und Blume, zu Pulver gemacht, und mit Rosen-Oele vermischt, giebt eine herrliche Salbe wider übele Verdauungen.

Ich habe auf der Insel Banda einen **Vogel**, mit schwarzen Federn, gesehen, der zweymal so groß ist, wie ein Schwan. Er hat weder Zunge, noch Flügel, noch Schwanz; und der Kopf ist oben mit einer Schale bedecket, die so hart ist, wie an einer Schildkröte. Seine

Beine sind lang, und die Füße stark; er braucht sie, sich zu wehren, und stößt und schlägt damit aus, wie ein Pferd.

In wenigen Ländern wird das Aeußerliche der Mahometanischen Religion mit solchem Eifer in Acht genommen, als auf der Insel Banda. Die Einwohner unternehmen nichts, ohne vorher ihr Gebet verrichtet zu haben. In die Moscheen gehen sie nicht, ohne ihre Füße zu waschen, und wenn sie hinein kommen, beten sie mit solcher Heftigkeit, daß man sie auf zwey hundert Schritte weit hören kann. Bey diesen Gebeten machen sie allerhand Stellungen, Verzuckungen, und wunderliche Gebärden. Sie knien nieder, sie legen sich auf die Erde, stoßen mit den Köpfen auf, heben die Hände und Augen gen Himmel, thun große Seufzer, und während der ganzen Ceremonie, bewegen sie beständig die Lippen. Sie wählen auch eben diese Moscheen, um zusammen zu essen, da denn jedes das seinige mit bringt. Ein Stück Sago, und eine Schüssel Reiß, machen die Leckerbissen dieser Gastgebote aus. Dergleichen Zusammenkünfte halten sie auch in den Hölzern, oder auf andern öffentlichen Plätzen, es sey nun um dergleichen Gastgebote zu halten, oder über Staats-Angelegenheiten zu berathschlagen.

Während der Mahlzeit belustigen sie die Gäste mit einem Gefechte, das die Adelichen unter sich, mit stumpfen Degen, und unter Musik, anstellen.

Die Bandaner leben mit ihren Nachbarn in fast beständigem Kriege; und unter verschiedenen Arten von Waffen, die bey ihnen eingeführet sind, bedienen sie sich kleiner Pfeile mit Angel-Haaken, woran sie einen Strick binden. Diese wissen sie auf den Feind mit vieler Geschicklichkeit zu werfen, ziehen den Pfeil mit dem Stricke wieder zurück, und bemächtigen sich des Verwundeten zu gleicher Zeit. Ihre Gewohnheit ist, den Ueberwundenen kein Quartier zu geben. Die Köpfe ihrer Feinde bringen sie, als Sieges-Zeichen, auf der Spitze einer Pike zurück, legen sie an einen öffentlichen Ort zur Schau, und zeigen sie hernach mit vielem Stolze. Wenn sie das Volk gesehen hat, begraben sie sie in ein benachbartes Holz.

Auf der Insel Banda ist es sehr gewöhnlich, Leute von hundert Jahren zu sehen. Die Weiber, fangen bey dem Tode ihrer Verwandten aus Leibeskräften an zu schreyen, und zu heulen, als wollten sie den Verstorbenen wieder aufwecken; wenn sie aber sehen, daß er nicht lebendig wird, lassen sie mit Weinen und Seufzen

zen nach. Bey dem Grabe fangen sie eben dieselbe Ceremonie wieder an, und ruffen den Verstorbenen mit lauter Stimme; endlich setzen sie angezündete Lampen auf den Sarg, uud jedes geht um ihn herum, und verrichtet sein Gebet.

Die ersten Beherrscher der Moluckischen Inseln glaubten von den Göttern des Landes abzustammen, bis auf die Zeit, da sie den Götzendienst verlassen, und die Mahometanische Religion angenommen haben. Noch bis jetzt trägt man sich mit tausenderley Fabeln herum, davon man Beyspiele in dem Ursprunge aller Völker findt. Der Alcoran wurde zu Ende des funfzehnten Jahrhundertes auf diesen Inseln eingeführt, kurze Zeit vorher, ehe die Portugiesen kamen, und das Evangelium predigten. Die Grausamkeiten, welche selbige dabey verübten, obwohl ihre eigene Religion solche verabscheuet, nahmen die Einwohner wider sie dergestalt ein, daß sie den Dienst Mahomets dem von Christo vorzogen, und als rohe Leute weniger auf die Lehre selbst, als auf die, welche sie lehrten, sahen. Unter den Mißhandlungen der Portugiesen auf den Moluckischen Inseln, rechnet man, daß sie viele Könige abgesetzet, eingesperret, und vergiftet haben; nicht zu gedenken der verheerten Städte, der ermordeten Einwohner,

der Verfolgungen, und Tyranneyen, davon die Beschreibung Entsetzen verursachet.

Kaum hatten sich die Portugiesen auf diesen Inseln festgesetzt, so kamen die Spanier, und machten ihnen den Besitz streitig. Einige der dasigen Könige nahmen letztere wohl auf, und verstatteten ihnen, sich überall auf ihren Gebiete niederzulassen. Von der Zeit an theilten sie mit den Portugiesen den Vortheil des Moluckischen Handels; allein es währete nicht lange, so entsponn die Mißgunst einen grausamen Krieg unter ihnen selbst. Nach und nach fanden die Spanier Mittel, sich der ganzen Handlung zu bemächtigen; bis sie endlich selbst durch ein anderes, weit munterers, und arbeitsames Volk verdrungen wurden. Sie vermuthen leicht, Madame, daß ich von den Holländern rede, welche ihrer Gewohnheit nach sich auf den Ruinen der ersten Besitzer dieser Inseln fest setzten. Nach der Zeit kamen die Engelländer, und wollten sie vertreiben: sie sahen sich aber genöthiget, eben wie die Portugiesen, und Spanier, ihren Gegnern zu weichen, und die Holländer allein blieben Besitzer der Moluckischen Inseln. So bald diese sich Herren davon sahen, geboten sie über das Leben und Scepter der Könige des Landes, nach

ihrem

ihrem Gefallen, und hielten sie in einer schändlichen Sclaverey. Die Holländer haben daher auch noch bis jetzt die Freundschaft der Einwohner nicht erwerben können, die sie noch immer als Tyrannen ansehen. In der That aber ist das Schicksal der Molucker jetzt glücklicher, als es vor der Zeit der Holländer war. Die Compagnie hat die natürlichen Schätze des Landes, nicht allein durch vervielfältigte Pflanzungen der Nelken- und Muscaten-Bäume vermehret, sondern sie hat auch viele Europäische Kräuter und Pflanzen dahin gebracht. Ausserdem führet sie den Inseln alle Jahre eine Menge Lebensmittel zu, und versorget sie mit allen Nothwendigkeiten im Ueberflusse.

Außer den Nelken, Muscaten, und Sago, die man nicht leicht als auf den Moluckischen Inseln findet, giebt es auch noch andere **Landes-Erzeugungen**, die ich aber weiter nicht kenne, als aus der Erzählung eines Holländers, der mir versichert hat, sie wirklich so gefunden zu haben. Er behauptet, daß zu Sologo ein **Baum** wächst, dessen **Schatten** für die, welche sich darunter legen, tödlich wird. Was aber die Sache noch wundernswürdiger macht, ist, daß dieser Schatten nur auf der Abend-Seite Schaden thut; denn wenn die Person,

wel-

welcher übel wird, in dem Augenblicke aufsteht, und gegen Morgen tritt, währet es nicht lange, daß sie sich wieder erholet. Auf solche Weise ist der Schatten des Baumes auf der einen Seite vergiftet, und auf der andern dienet er zum Gegengifte.

Auf den Moluckischen Inseln wächst noch ein anderer **Baum**, dessen Holz roth ist, im Feuer brennet, Flammen und Funken von sich giebt, und doch nicht verzehret wird. Reibt man es aber mit den Händen, so wird es zu Pulver: es zerbricht auch, wenn man es zwischen die Zähne nimmt.

Es giebt auf diesen Inseln **Schlangen**, dreyßig Fuß lang, und nach Verhältniß dicke; sie sind aber weder giftig, noch gefährlich. Man versichert, daß wenn sie keine Nahrung mehr finden, sie ein gewisses Kraut kauen, das sie hernach in der See wieder von sich geben. Durch dieses Mittel kommen eine Menge Fische herbey, die von dem genossenen Kraute gleichsam trunken oben auf dem Wasser schwimmen, und solchergestalt ein Raub der Schlangen werden, die sie verzehren, wie sie wollen.

Was man auf der Insel **Ternate** als eine der außerordentlichsten Natur-Erzeugungen ansehen kann, ist eine **Pflanze**, deren

Blät-

Blätter, wenn sie reif sind, in lebendige Thiere verwandelt werden, die sich von den Zweigen los machen, und in der Luft herumfliegen, auch die Farbe der Blätter behalten. Ihr Leib entsteht aus den harten Fasern; der Kopf aus dem Theile des Blattes, wo es an den Baum angewachsen ist; und der Schwanz aus dem andern Ende. Die Flügel werden aus dem feinsten Gewebe des Blattes erzeuget, und endlich kommt ein ganzer Schmetterling hervor.

Die große Hitze auf diesen Inseln, die gerade unter der Linie liegen, macht, daß ich die baldige Abreise eines Spanischen Schiffes, welches nach den Philippinischen Inseln zurückgehen soll, sehnlich wünsche. Es wird eine bequeme Gelegenheit für mich seyn, diese berühmten Inseln kennen zu lernen, die von dem bekannten Magellan entdecket, und nach ihrer Eroberung, zu Ehren des Königes Philipp II. von den Spaniern mit diesem Namen beleget worden sind. So viel ich, Madame, von dem urtheilen kann, was man mir allhier von diesen Gegenden gesaget hat, werden sie mir Stoff zu einem merkwürdigen Briefe geben.

Ich bin ꝛc.

Auf der Insel Ternate, den 15. April, 1743.

Der

Der 46. Brief.

Die Philippinischen Inseln.

Kaum hatten wir Ternate aus dem Gesichte verloren, so erhob sich ein entsetzlicher Sturm, der uns nöthigte, den Weg nach Manilla, wohin unser Schiff seegeln sollte, zu verlassen, und wir wurden auf die Küsten von Mindanao geworfen, das eine der vornehmsten Philippinischen Inseln, und die erste von der Seite der Moluckischen ist. Die Hauptstadt, die den Namen der Insel führet, liegt nur zwey Meilen von der See, an einem Flusse, wo wir einliefen. Die Spanier haben nicht die Oberherrschaft auf dieser Insel; sie steht unter einem Mahometanischen Fürsten, der die Spanier öffentlich anzugreifen sich nicht getrauet, weil ihre Gewalt sich über den grösten Theil der andern Inseln erstrecket; wo er ihnen aber ungeahndet Schaden thun kann, wird er nicht leicht eine Gelegenheit vorbey lassen. Wir waren kaum angelanget, so kam einer seiner Officiere an Bord unsers Schiffes, und maß es. Es ist dieses ein Gebrauch, der von den Chinesern entlehnet ist, die alle Maaße der Schiffe unter-

suchen,

suchen, um genau zu wissen, wie viel sie Ladung haben. Weil unser Schiffs-Capitain voraus sah, daß die Witterung uns nöthigen würde, eine Weile auf dieser Insel zu bleiben, hielt er für besser, sich nach dem Sultan zu richten, und erlaubete die Befolgung seines Befehls. Er ließ so gar sagen, er würde ihm aufwarten, und Geschenke mit bringen; er war dabey so gut, und erlaubte mir, ihn zu begleiten. Wir wurden unter Fackeln in den Palast geführet, und fanden den Monarchen, mit zwölf seiner vornehmsten Räthe, auf reichen Teppichen sitzen. Die Unterredung geschah durch einen Dollmetscher, in Spanischer Sprache. Nach gemachten gewöhnlichen Complimenten, sagte er uns, daß unser Schiff, wegen der bald zu vermuthenden West-Winde, die mit der größten Heftigkeit stürmen, in der Mündung des Flusses nicht sicher läge; und er rieth uns, näher an die Stadt zu kommen. Der Rath war wirklich gut; er war aber mit einem gefährlichen Hinterhalte verbunden. In der That blieben die starken Winde, und Stürme nicht lange aus, und der Fluß, der entsetzlich anschwoll, brachte große Bäume geflößet, wider welche wir unser Schiff, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nicht würden haben schützen können. Als aber das Wetter

wieder

wieder gut wurde, und wir unser Schiff auszubessern Anstalt machten, fanden wir zu unserer Verwunderung, daß es von den Würmern halb zerfressen war. Zum Glücke hatte es doppelte Böden, und das Ungeziefer hatte nicht Zeit gehabt, mehr als die äußerste Wand anzugreifen. Es ist erstaunend, mit was für Geschwindigkeit diese Thiere die Schiffe durchlöchern. Die Einwohner wissen auch so gut, was sie zu befürchten haben, daß sie jedesmal, wenn sie aus der See kommen, die Schiffe an das Land ziehen, den Boden ausbrennen, und sie nicht eher wieder in das Wasser lassen, als bis sie solche sorgfältig ausgebessert, und wieder hergestellet haben. Die Würmer, die ein Schiff im salzigen Wasser durchwühlen, sterben im süssen Wasser; und die, welche sich im süssen Wasser aufhalten, verderben im salzigen; beyde Gattungen vermehren sich unendlich in einem Wasser, welches nur halb salzig ist. Dieß war die Ursache, warum unser Schiff, näher an der Stadt, den Würmern mehr ausgesetzt war, da der Fluß in dieser Gegend nicht so salzig ist, als an seinem Ausflusse. Diese Thiere sieht man zu Millionen schwimmen, und nirgends sind sie größer, und thun mehreren Schaden, als zu Mindanao. In der hohen See sieht

man

man sie niemals; sie halten sich nur in dem Meer-Busen, oder in der Mündung der Flüsse auf, und allezeit nahe beym Ufer. Wir lernten alsdenn den Betrug des Monarchen erkennen, der uns noch dazu einen seiner vornehmsten Officiere schickte, um sich nach dem Erfolge seiner gebrauchten heimlichen Untreue zu erkundigen. Dieser traf uns alle beschäfftiget an, das Holzwerk der äußersten Wand unseres Schiffes abzumachen, und als er darunter einen festen und dauerhaften Boden sah, schien er mißvergnügt zu seyn. Wir ließen uns nicht merken, daß wir weit mehr Ursache hatten, mißvergnügt zu seyn, und nachdem wir mit Ausbesserung unseres Schiffes fertig waren, machten wir Anstalten, nach Manilla abzugehen.

Vielleicht wollen Sie gern wissen, Madame, womit ich mich den Monat über, da wir wegen übeln Wetters in Mandanao verweilen mußten, beschäfftiget habe. Ich habe unterschiedene Reisen in die Gegenden um die Hauptstadt vorgenommen, und keine Gelegenheit verabsäumet, mich von den Sitten, Gesetzen, Gebräuchen, und Producten des Landes zu unterrichten. Der Handel mit den Fremden in Waaren, und Lebensmitteln, will wenig sagen; die Einwohner aber haben eine andere Art von Gewerbe,

die vielmal eben so einträglich ist. So bald wir angelanget waren, kamen sie auf unser Schiff, und fragten, ob jemand von uns einen Camaraden, oder eine Pagali nöthig hätte. Sie verstehen dadurch einen guten Freund, oder eine vertraute Freundinn. Man mag nun diese Höflichkeit annehmen, oder ausschlagen, so muß man sie mit einem Geschenke bezahlen. Läßt man sich den Antrag gefallen, welches nur allzu oft geschieht, so unterhält man die neue Bekanntschaft auf gleiche Weise. Jedesmal, daß der Fremde an das Land steigt, ist er bey seinem Camaraden, oder bey seiner Maitresse willkommen. Er ißt und schläft daselbst für sein Geld; die einzige Gunst aber, die er umsonst genießt, ist der Betel, der nicht ersparet wird. Man glaubet, daß die Kraft dieser wollüstigen Pflanze das Liebes-Feuer anflammen, und den Fremden aufmuntern soll, desto öfter wieder zu kommen, damit der Gewinn durch diese Besuche vergrößert werde. Die Weiber vom vornehmsten Range haben die Freyheit eine Pagali vorzustellen, und sehr wenige schließen sich davon aus.

Als eine sonderbare Gewohnheit zu Mindanao kann man ansehen, daß in den ersten Zimmern des Königlichen Palastes, sowohl als

in den vornehmen Häusern, Canonen auf Lavetten stehen. Diese Gebäude sind auf Pfeiler gebauet, die mehr als zwanzig Fuß Höhe haben, und man steigt von der Gasse auf Treppen hinauf. Der große leere Raum, den man unten sieht, stellt eine Art von offener Halle vor, die mehr oder weniger Umfang hat, nach dem man dem Hause ein prächtiges Ansehen geben will. Bey armen Leuten ist dieser Platz mit Bretern verschlagen, und für ihr Feder- und Rindvieh, für den Mist, und für alle andere Unsauberkeiten, wie in einem Vieh-Hofe, bestimmt; daher auch, bis zur Zeit der Ueberschwemmungen, da ein Theil des Unflates mitgenommen wird, nichts unreinlicher ist, als diese Wohnungen.

Der mehreste Theil der Einwohner in Mindanao sind Zimmerleute; und in der That ist dieses alles, was man zu wissen braucht, in einem Lande, wo die Lebensmittel in ein wenig Reiß und Wurzeln, die Kleidung in einem Stücke Leinwand, die Betten aus einer schlechten Matte, die Häuser aber aus etlichen Stücken Holz, Rohr, und Palmenzweigen, bestehen. Die Erde macht ihre Sitze aus, von den Baumblättern verfertigen sie Schüsseln, aus dem Rohre Gefäße, und aus den Cocus-Nüssen Tassen und Becher.

Vier Haupt-Völker besitzen die ganze Insel; und zwey verschiedene Religionen theilen ihren Glauben, und ihren Gottesdienst. Die Mahometanische Religion ist an den Küsten eingeführt; der Götzendienst aber, oder vielmehr die Atheisterey, in dem Innersten des Landes. Die Mahometaner wissen von ihrer Lehre nicht viel mehr, als das Verbot, Schweinefleisch zu essen, die Beschneidung, und die Erlaubniß viele Weiber zu haben. Die übrigen Einwohner auf der Insel sind in vier Nationen, in die Mindanaos, Caragos, Lanaos, und Subanos eingetheilet. Erstere hält man für ein kriegerisches Volk; die zweyten sind wegen ihrer Treulosigkeit ausgeschrien; die dritten verstehen sich auf die Handlung; und die letzten, welche wie die übrigen Unterthanen angesehen werden, sind ein sehr rauhes Volk. Sie bauen ihre Häuser auf so hohe Pfähle, daß sie einem Neste auf einer Stange nicht unähnlich sehen, und die Nacht kriechen sie, vermittelst einer Stange, die ihnen zur Leiter dienet, hinein. Sie halten sich gern am Ufer der Flüsse auf, weil sie von nichts als von der Fischerey leben. Unter diesen verschiedenen Nationen, haben diejenigen, welche in den Gebirgen wohnen, noch barbarischere Gewohnheiten, als die Mahometaner.

Ein Sohn, der seinem Vater aus der Gefangenschaft loskaufet, macht ihn zu seinem eigenen Sclaven; die Väter aber üben dergleichen Härte um so viel mehr gegen ihre Kinder aus. Die geringste erwiesene Wohlthat giebt ein Recht über des andern Freyheit; und der Fehler eines einzigen, versetzt seine ganze Familie in die Sclaverey. Die Laster, die man verabscheuet, sind Diebstahl, und Blutschande im ersten Grade; diejenigen, die verstattet werden, sind Hurerey und Ehebruch; die aber, welche sie belohnen, sind Mord und Todschlag. Wer Blutschande getrieben hat, wird in einen Sack gestecket, und in das Meer geworfen. Zu Mindanao wurden auf unserm Schiffe etliche Stücken Stoff gestohlen, und der Thäter hatte sich in die Gebirge geflüchtet. Etliche Tage hernach wurde er gefangen, und an eine Seule gebunden, wo er weder Hände noch Füße rühren konnte, das Gesichte aber gegen die Sonne kehren mußte. Diese Marter, die den Verbrecher eines theils der Wuth der Fliegen, andern theils der ungemeinen Sonnen-Hitze aussetzete, dauerte bis auf den Abend; und er würde ohnfehlbar einen grausamen Tod haben erleiden müssen, wenn wir nicht die Obrigkeit durch unsere Fürbitte beweget hätten. Was die Mord-

thaten anbelanget, so sucht derjenige, der sie begehen will, eine Summe Geldes zusammen zu bringen, damit er sich der Verfolgung der Verwandten seines Feindes entziehe. Nach begangener That, wird er unter die Helden gerechnet, und darf den rothen Turban tragen. Um diesen grausamen Vorzug bey den Caragos zu erhalten, muß einer haben sieben Menschen getödet.

Die Mahometanischen Könige lassen das Recht durch ihren ersten Minister handhaben, welcher andere aus dem Adel genommene Gerichtspersonen unter sich hat. Der Adel theilet sich in verschiedene Classen, und hat Mittel gefunden, sich der Unterwürfigkeit des Monarchen zu entziehen; die gemeinen Unterthanen hingegen haben wegen der Bedrückung der Großen viel zu erdulden: das Ansehen des Landes-Herren ist zu schwach, ihrer Tyranney Einhalt zu thun.

Des Fürsten Serail besteht aus einer großen Menge Weibern. Diejenige unter ihnen, die den ersten Sohn zur Welt bringt, wird als Königinn angesehen. Zu ihren Vorrechten gehöret, daß wenn sie die Reihe trifft, bey dem Sultan zu schlafen, sie zwey Nächte nach einander bey ihm zubringen kann,

da

da hingegen die andern, jede nach ihrem Range, nur eine Nacht bey ihm bleiben dürfen.

Bey etlichen Gastgeboten, welche uns verschiedene Herren zu Mindanao gaben, ließen sie Tänzerinnen kommen, die in unserer Gegenwart singen und tanzen mußten. Sie haben kein Musikalisches Instrument, tanzen auch keine hohen Tänze, sondern bewegen nur die Füße, um sich zu drehen, mit dem Leibe aber machen sie wunderliche Krümmungen. Ballets von vierzig und funfzig Personen sind bey diesem Volke eingeführet, wobey sie Lieder singen, die immer aus einerley Ton gehen, und bey jeder Wiederholung strecken sie den Fuß vor sich, schlagen in die Hände, und machen ein großes Geschrey. Bey ansehnlichen Gastgeboten haben sie noch ein anderes Schauspiel: ein Mann, von oben bis unten geharnischt, tritt in den Saal, fängt an laut zu schreyen, als wenn er einem unsichtbaren Feinde drohete, und auf ihn losgehen wollte, und macht mit dem Säbel, und der Lanze, allerhand Wendungen, bis er seinen eingebildeten Gegner erleget hat. Wenn dieser Streit ein Ende hat, tritt ein anderer auf, und macht eben dergleichen Fechter-Streiche. Die größten Herren in

Mindanao schätzen sich zur Ehre, dergleichen Personen abzugeben; und der König wird niemals bey einem Gastgebote seyn, das nicht mit dergleichen Kampfe beschlossen wird.

Unter den verschiedenen Waffen, derer sich die Einwohner dieser Inseln bedienen, haben sie auch wie die zu Borneo, ein Blas-Rohr, wodurch sie, vermittelst starken Blasens, kleine vergiftete Pfeile schießen, die den unfehlbaren Tod nach sich ziehen, wenn man nicht in dem Augenblicke Gegen-Anstalten macht. Aus der Erfahrung weis man, daß Menschen-Koth das sicherste Mittel ist, welches man dawider brauchen kann.

Zu Mindanao habe ich gesehen, daß man der Asche der Verstorbenen, auch unter den ärmesten Leuten, besondere Ehre erzeiget. Man zieht der Leiche neue Kleider an; man bedeckt sie mit den reichsten Stoffen; man pflanzet Bäume und Blumen um das Grab; und zündet Weihrauch dabey an. Es wird daher alles mögliche vorgekehret, um die Kosten dazu ausfündig zu machen. Wenn es ein Fürst ist, so setzt man seinen Sarg in ein kostbares Gebäude, wo an den vier Ecken große weiße Fahnen aufgestecket werden. Eine Gewohnheit aber, die ich sonst nirgends gesehen habe, ist, daß jeder-

mann

mann seinen Sarg bey seinem Leben machen läßt, und ihn in seinem Hause beständig im Gesichte hat, um niemals zu vergessen, daß der Mensch bestimmt ist, zu sterben.

Die Weiber in diesem Lande sind so häßlich, daß die Beobachtung der Keuschheit ihnen nicht schwer wird. Dem ohngeachtet werden die Heurathen mit so vielen Umständen vollzogen, als wenn selbiger Tag ein großes Fest für die Männer wäre. Nach der Hochzeit trägt die Braut das weiße Kleid, das sie an dem Tage der Verlobung angezogen hatte, und der Mann zieht ein rothes an: die übrigen Ceremonien kommen mit dem ziemlich überein, was ich Ihnen schon sonst von den Mahometanischen Verheurathungen gesaget habe.

Die Kleidung der Mannspersonen besteht in einer Weste, und in Beinkleidern: übrigens gehen sie in bloßen Füßen, und auf dem Kopfe tragen sie einen Turban. Ihr Gang ist stolz; gegen Fremde aber sind sie höflich, und empfangen sie mit Offenherzigkeit. Wider ihre Feinde sind sie unversöhnlich, und im Stande, um sich zu rächen, Gift und Schwerdt zu brauchen. Die Weiber tragen lange Haare, die sie zusammen binden, und hinten herunter hängen lassen. Sie haben eine so kurze, und

zwischen den Augen eingedrückte Nase, daß man diesen Theil des Gesichtes kaum sehen kann: die Stirne ist auch nicht merklich hoch: unerachtet aber dieser Unvollkommenheiten, welche sie sehr häßlich machen, vornehmlich in den Augen der Europäer, ist vielleicht nicht eine einzige, die nicht als Pagali gedienet habe. Ihr Anzug besteht in einer bloßen Weste, wie bey den Mannspersonen, und in einem Unterrocke aus einem Stücke, dessen beyde Enden zusammen genähet sind.

Die Insel **Mindanao**, ist in ihrem Umfange, fast dreyhundert Stunden lang, und stellt die Figur eines ungleichen Triangels vor. Sie wird von einer großen Menge Flüsse beströmet, und von Seen und Meerbusen durchschnitten, die weit in das Land hineingehen. Sie erzeugt eben die Arten Bäume und Früchte, wie die übrigen da herum liegenden Inseln: man hat mir so gar versichert, daß man auch Muscaten-Bäume fände. Es giebt auch Feuerspeyende Berge, die viel Schwefel liefern; an den Küsten fischet man sehr große Perlen; aus den Flüssen und Bergwerken aber, zieht man Gold, und die Wälder nähren eine große Menge Thiere.

Mit dem ersten günstigen Wetter fuhren wir von Mindanao ab, und unsere Reise war glücklicher, als die von den Moluckischen Inseln. Wir segelten daher auch gerade nach Manilla, ohne nöthig zu haben, auf einer der benachbarten Inseln einzulaufen. **Manilla** ist die größte unter allen Philippinischen Inseln. Ihre Breite ist nicht einerley, die Länge aber beträgt über hundert und zwanzig Stunden. Die Spanier theilen sie in zehn oder zwölf Provinzen, die in ihren Gebräuchen, und natürlichen Ertrage, fast alle etwas besonderes haben. Ich will zuerst von der **Hauptstadt** reden, wo ich ziemlich bekannt zu werden anfange. Sie liegt am Ende eines weiten Meerbusens, den der Fluß **Bahi** bey seinem Ausflusse macht, und mehr als dreyßig Stunden im Umfange hat. Die Spanier bemächtigten sich ihrer zu Ende des sechzehnten Jahrhundertes, baueten viele ansehnliche Gebäude, machten sie zum Hauptsitze ihrer Eroberungen in den dasigen Gegenden, und ließen ihr den alten Namen, **Manilla**. Sie hat nicht über eine kleine Stunde in der Rundung, die Vorstädte aber sind weitläuftig, und die Festungswerke in gutem Stande. Ihre Häuser, obschon niedrig, und von unten an bis oben hinaus von bloßem

Holze,

Holze, haben wegen ihrer schönen Galerien viele Annehmlichkeit. Die Gassen sind breit: man sieht aber eine Menge eingefallener Gebäude, die durch Erdbeben sind verwüstet worden, welche hier, so wie auf den andern Philippinischen und Moluckischen Inseln, sehr häufig sind. Die Cathedral Kirche ist wegen ihrer Größe und Kostbarkeit sehenswürdig. Das Schloß hat nichts merkwürdiges. Es ist in ein Dreyeck gebauet, und wird von der Stadt durch einen tiefen Graben abgesondert. Die einzigen Häuser von einigem Ansehen, gehören den Jesuiten; sie übertreffen noch des Gouverneurs Palast, und dennoch sind sie nichts weniger als kostbar. Ich rede bloß von ihrem Aeußerlichen; denn innerhalb findet man ein prächtiges Kloster, und die Kirchen glänzen vom Golde. Sonst ist kein Haus oder öffentliches Gebäude zu Manilla, das Aufmerksamkeit verdiente. In Ansehung der **Landes-Gebräuche** kommt das merkwürdigste ohngefähr auf folgendes an. Ich nehme zuerst die **Geistlichkeit**, die in einem Spanischen Staate allemal den vorzüglichsten Rang hat.

Die Cathedral-Kirche wird durch einen **Erz-Bischoff**, und durch drey Suffraganen verwaltet: diese sind die **Bischöffe von Zebu,**

Zebu, Camarines, und Cagayan. Der Erz-Bischoff entscheidet nicht allein in allen Sachen seiner Diöces, sondern auch in Appellations-Sachen, aus andern Bißthümern. Wenn sein Urtheil mit dem ersten nicht überein kommt, kann man sich an den Bischoff von Camarines wenden, der einen besonderen Auftrag dieserhalb von dem Päbstlichen Stuhle erhalten hat. Außer diesen vier Prelaten, ist zu Manilla allezeit noch ein Titular-Bischoff, oder ein Coadjutor, der bey der ersten Kirchen-Vacanz die Verwaltung übernimmt, damit die geistlichen Verrichtungen ununterbrochen fortgesetzet werden können. Diese Vorsicht ist nöthig, theils dem Könige von Spanien das Recht der Ernennung vorzubehalten, theils die gute Ordnung in dem Kirchsprengel zu bevestigen, als welcher allzu lange ohne Hirten seyn würde, wenn man ihn erst müßte vom Madrid kommen lassen. Die Bischöffe, und der Gouverneur, haben bey der Wahl eines Geistlichen, der eine weltliche, oder eine königliche Pfarre erhält, den meisten Einfluß. Der Bischoff schlägt drey Personen vor, und der Gouverneur wählet. Die Pfarren, welche durch Ordens-Geistliche besorget werden, haben ihre Besetzung von den Superioren der Orden zu erwarten. Jeder Mönch

kann

kann eines Indianers Beichte hören, ohne Erlaubniß des Bischoffs; wenn er aber einen Spanier absolviren will, muß er die Erlaubniß von seinem vorgesetzten Bischoffe haben. Man hat auch nicht ermangelt, ein Inquisitions-Gericht allhier aufzurichten; es ist aber nicht so strenge wie zu Goa. Das Tribunal von Mexico ernennet den Groß-Inquisitor zu Manilla.

Die Jesuiten lehren allhier die Schulwissenschaften, die Philosophie, und die Theologie; sie nehmen Pensionaire, und ertheilen die Magister- und Doctor-Würde. Die Dominicaner haben auch ihre Collegia, lehren eben dieselben Wissenschaften, und theilen eben dieselben Würden aus. Außerdem sind noch nützliche Stifftungen für arme Weysen gemacht; ingleichen giebt es Hospitäler für Kranke, Zuchthäuser für lüderliche Weibespersonen, oder die von ihren Männern geschieden sind, welches hier für eines gehalten wird; und der König von Spanien unterhält und versorget alle Geistlichen, vom Erz-Bischoffe, bis auf die Franciscaner-Mönche. Dieser Fürst bezahlt auch für alle Philippinische Inseln das Oel zum Lampen, und den Wein zur Messe.

Die

Die ganze weltliche Gewalt ist in den Händen eines Statthalters, und eines hohen Tribunals, wo er den Vorsitz hat. Es werden darinnen die Rechtssprüche, die aus andern Städten Appellationsweise hieher kommen, entschieden; ingleichen die Klagen wider die Geistlichen. Der Statthalter, dessen Amt acht Jahre dauert, commandirt die Truppen, vergiebt die militarischen Stellen, theilet den Spaniern Ländereyen aus, macht solche zu Herrschaften, und ernennet die Befehlshaber der Provinzen. Dieser Herr kennet, in der ihm anvertrauten Gewalt, fast keine Schranken. Der Vice-König zu Goa genießt nicht so viel Ehre, und hat nicht so viel Gelegenheit sich zu bereichern, als der Gouverneur zu Manilla. Die ganze Zeit seiner Regentschaft darf niemand seine Aufführung untersuchen; so bald er aber sein Amt niedergeleget hat, kann jeder Privatmann, binnen sechzig Tagen, seine Klage wider ihn bey dem Nachfolger anbringen. Hat er sich nun solcher Bedrückungen oder Fehler schuldig gemacht, dabey er voraus sieht, daß er sich nicht werde rechtfertigen können, sucht er den neuen Statthalter mit Gelde zu gewinnen, und dieser widersteht selten der Versuchung. Man hat mir versichert, daß diese

Klagen

Klagen dem Nachfolger wenigstens hundert tausend Thaler einbrächten, und daß der abgehende Statthalter solche allezeit bereit hielte, um einer scharfen Untersuchung zu entgehen.

Die Spanier, die in allen ihren Redensarten schwülstig sind, geben den versammelten Räthen des hohen Tribunals, den Titel Ihrer Hoheit. Diese behalten ihr Amt unveränderlich; ihre Besoldung ist auch sehr wichtig; und wenn der Statthalter stirbt, übernimmt der Vorsitzende seine Stelle, bis ein anderer ernennet ist.

Die Einwohner zu Manilla sind aus so verschiedenen Nationen und Verheurathungen erzeuget, daß man hat müssen eine Menge wunderlicher Namen erdenken, um sie zu unterscheiden. Man nennet denjenigen Creole, der von einem Spanier und einer Americanerinn, oder von einem Americaner und einer Spanerinn, gebohren ist. Ein Metif kommt von einem Spanier, und von einer Indianerinn; der Castice, von einem Metif, und Metiferinn; der Quarteron, von einem Schwarzen, und einer Spanierinn; der Mülater, von einer schwarzen Frau, und von einem Weißen; der Grifo, von einer Schwarzen, und einem Mülater; der Sambo, von

einer

einer Mülaterinn, und von einem Indianer; und der Cabra, von einer Indianerinn, und von einem Sambo.

Die vornehmen Weiber sind auf Spanisch gekleidet; die gemeinen aber gehen wie die in Mindanao. Die Spanier haben die Kleidung ihres Landes nicht verändert; doch bedienen sie sich der hohen hölzernen Schuhe, wenn sie große Regen befürchten. Sind sie reich, so lassen sie sich einen breiten Sonnenschirm durch ihre Bedienten vortragen. Die Weiber werden in Netzen getragen, auf die Art, wie diejenigen gemachet sind, derer ich in meinem zweyten Briefe von Goa erwähnet habe.

Unter den vielen Vorstädten in Manilla ist eine, welche nur von Chinesischen Kauf- und Handwerks-Leuten, Sangleys genennet, bewohnet wird, die alle Güter der Spanier in ihren Händen haben. Diese überlassen ihnen die Sorge damit zu wuchern, weil sie alle Art von Handel gering achten. Den Sangleys werden Spanier zur Aufsicht gegeben, denen sie ansehnliche Summen bezahlen müssen, ohne die Abgaben zu rechnen, die der König von Spanien von ihnen fordert. Sie müssen alles erkaufen; so gar die Erlaubniß, zu gewisser

Jahres-Zeit mit einander zu spielen. Sie haben ein Spiel, das sie Meroua nennen, und das unserm Gerade oder Ungerade beykommt: man setzt eine Menge kleiner Münzen auf einen Haufen, und wer die Zahl errathet, der gewinnt. Diejenigen, die das Spiel halten, siud so geschickt, sagt man, daß sie beym ersten Ansehen die Zahl wissen. Um es nur etliche Tage, zu Anfange des Jahres, zu spielen, müssen sie eine Summe von ohngefähr zwey tausend Thaler erlegen. Man befürchtet, wenn es ihnen länger erlaubt würde, möchten sie, nach dem Verluste ihres eigenen Geldes, das von andern angreifen. Die Spanier halten diese Chineser in der strengsten Zucht, sie erlauben ihnen weder die Nacht in der Christen Häuser zu bleiben, noch ihre Laden ohne Licht zu lassen: man sucht dadurch zu vermeiden, daß sie die Finsterniß nicht zur Gelegenheit brauchen, sich einem gewissen abscheulichen Laster zu überlassen, das unter dieser Nation nur allzugemein ist. In besagter Vorstadt rechnet man auf drey tausend Chineser, und in den andern Spanischen Pflanzstädten noch einmal so viel. Vor diesem erstreckte sich ihre Anzahl fast auf vierzig tausend; allein eine Verschwörung, die sie wider die Stadt Manilla

zu

zu Anfange des vorigen Jahrhunderts unternahmen, wobey sie sich ihrer beynahe bemächtiget hätten, war Ursache, daß der größte Theil davon umkam, und die übrigen wurden, laut der schärfsten Befehle aus Spanien, von der Insel auf ewig verjaget. Dieser strengen Verbannung unerachtet, hat man sie wegen der Dienste, die sie den Spaniern leisten, doch immer geduldet; und wenn sie dahin kommen, halten sie sich etliche Monate versteckt, bis die Gewohnheit, sie zu sehen, es dahin bringt, daß man das Verbot vergißt.

Der Meerbusen, worinnen Manilla liegt, hat drey Stunden von dieser Hauptstadt einen sehr guten Haven, der Cavite heißt. Er ist in einen halben Zirkel gebauet, und die Schiffe liegen darinnen überall vor dem Winde sicher. Ueberdieß ist er mit einem festen Schlosse, und darbey befindlichen Zeughause versehen. Die größten Schiffe werden hier gebauet, und zwey oder drey hundert Indianer sind beständig beschäfftiget.

Die Lage von Manilla ist für den Handel nach China, Japan, Borneo, und den Moluckischen Inseln, ungemein vortheilhaft. Man sieht alle Jahre eine Menge Schiffe von allen diesen Gegenden ankommen, und der

Zulauf von Fremden ist so groß, insonderheit bey Ankunft der Chinesischen Flotten, daß man ihrer gemeiniglich zwölf bis dreyzehn tausend zählet, derer die meisten sich unter Zelten aufhalten. Das Silber aus Peru und Neu-Spanien kommt von der Abend-Seite im Ueberflusse an; die Morgenländer schicken Diamanten von Golconda, Zimmt von Ceylon, Pfeffer aus Java, Nelken und Muscaten von den Moluckischen Inseln, Perlen und Teppiche aus Persien, seidene Stoffe von Bengala, Kampfer von Borneo, Helfenbein aus Camboya, und Muscus von Boutan. Ein solcher Ort, in den Händen einer munterern und fleißigern Nation, würde vielleicht der reichste Waaren-Stapel in der Welt werden. Der vornehmste Manillische Handel geht nach Mexico: alle Jahre werden eine große Menge Waaren dahin geschickt, als Gewürze, Indianische Leinwanden, seidene Stoffe, und Chinesisches Porcellain. Der Rückhandel besteht in Kramer-Waaren, in Europäischen Kleinodien, in Spanischen Weinen, besonders aber in Gold und Silber-Stangen, wobey der Gewinn vierfach ist. Dieser Handel ist nicht allen Spaniern auf den Philippinischen Inseln erlaubet: laut verschiedenen Verordnungen ist er nur auf gewisse Personen ein-

geschränket. Die Ordens-Häuser sind berechtiget, eine Anzahl Ballen zum Unterhalte der Missionaire zu verschicken, und wollen sie diesen Handel nicht selbst treiben, steht es ihnen frey, ihr Recht an Kaufleute zu überlassen; allein die meisten, in der Absicht mehr zu gewinnen, handeln lieber selbst. Daher kommt es, daß der Handlungs-Geist sich unter gewissen Geistlichen so sehr verbreitet hat, der ihrem Stande gleichwohl zuwider läuft, und so vielfältigemal in allen bürgerlichen und canonischen Gesetzen verboten ist.

Die Insel Manilla ist, wie alle Philippinische Inseln, den Erdbeben sehr unterworfen. Im Jahre 1645 wurde die Hauptstadt so heftig davon heimgesuchet, daß der dritte Theil verwüstet, und drey tausend Menschen unter dem Schutte der Häuser begraben wurden. Man hat Berge auf der Insel durch dergleichen Stöße eingeebnet gesehen. Die Feuerspeyenden Berge, davon das Land voll ist, und beständig Flammen werfen, machen diese Zufälle noch häufiger. Als eine besondere Eigenschaft des Landes merket man an, daß die Gewitter mit Regen und Blitzen anfangen, der Donner aber sich nicht eher hören läßt, als bis es aufgehöret hat zu regnen. Ferner nimmt

man wahr, daß die Europäer in diesem Clima kein Ungeziefer kriegen, so unreinlich ihre Kleider auch immer seyn mögen; da hingegen die Indianer davon voll sind. Der Thau fällt hier alle Nächte so häufig, daß wenn man einen Baum schüttelt, die Erde davon so naß wird, als wenn es stark geregnet hätte. Die Landes-Einwohner werden davon nicht krank, sondern sie leben lange; die meisten Europäer hingegen befinden sich sehr übel dabey. Man kann in Manilla weder essen noch schlafen, ohne zu schwitzen, daß man triefet. Die Hitze der freyen Gegenden ist noch am erträglichsten, daher auch alle reiche Leute Land-Häuser haben, wo sie verschiedene Monate im Jahre zubringen.

Ich habe bereits erwähnet, daß diese Insel in Provinzen eingetheilet ist, welche Verhältnißweise wie die Hauptstadt regieret werden. Die Provinz Camarines hat einen Feuerspeyenden Berg, den man, wenn man von Neu-Spanien kommt, sehr weit sehen kann. Auch findet man viele warme Quellen, worunter eine die Eigenschaft hat, daß sie alle weiche Sachen, als Blätter, seidene Zeuge ꝛc. in Stein verwandelt. Die Provinz Bahi hat ihren Namen von einem großen See, der dreyßig Meilen im

Umkreise hält, und sehr süsses Wasser hat; nicht weit davon aber liegt ein kleinerer, dessen Wasser salzig ist. An dem Ufer des großen Sees, sieht man verschiedene Häuser, den Jesuiten, Augustinern, und Franciscanern zugehörig, welche in dasiger Gegend das Amt als Pfarrer verrichten. Die Fischerey in dem See ist sehr ergiebig, zugleich aber gefährlich, wegen der vielen Crocodille, die Menschen und Thiere anfallen: nicht weniger giebt es darinnen den Fisch, welchen man den Schwerd-Fisch nennet; und diese beyden Arten von Ungeheuer streiten wider einander, mit der größten Wuth. Der Schwerd-Fisch, da er seinen Feind mit Schupen bedeckt weis, welche die Stöße seiner Spitze abhalten, tauchet unter, verwundet ihn an dem Bauche, und tödet ihn mehrentheils. Sein natürliches Gewehr, wovon er auch den Namen hat, ist bis vier Fuß lang, und mit Zähnen besetzet, die so spitzig wie Nägel sind; es vereiniget dadurch die Eigenschaft einer Säge, und eines Schwerdes, und sticht, schneidt, und zerreißt auf einen Stoß.

Um den kleinen See findt man eine große Menge Fledermäuse: sie halten sich eine an die andere, als wenn sie angereihet wären, und hängen auf diese Art von den Bäumen

herunter. Gegen Abend machen sie sich los, fliegen Haufenweise fort, und suchen ihre Nahrung in den benachbarten Hölzern. Es sind ihrer zuweilen so viele beysammen, und sie fliegen so dicht bey einander, daß sie mit den Flügeln, welche bis sechs Hände breit sind, die Luft verfinstern. Sie wissen in den Hölzern, ohngeachtet des dicken Gebüsches, diejenigen Bäume wohl zu unterscheiden, welche reife Früchte haben, und fressen die ganze Nacht mit so einem Geräusche, daß man sie eine halbe Stunde weit hören kann; wenn es Tag wird, kehren sie wieder in ihre Schlupflöcher. Die Indianer verfolgen sie unabläßig, theils den Schaden zu verhüten, den sie in ihren Gärten thun, theils sie zu essen, da sie ihr Fleisch sehr schmackhaft finden. Sie bekommen ihrer, so viel sie wollen; denn mit einem einzigen Pfeil-Schusse erlegen sie etliche auf einmal. Aus ihrem Miste wird eine Art von Salpeter gemacht. Nicht weit von diesen beyden Seen trifft man eine Quelle an, die brennend heißes Wasser hat, und einem starken Dampf, wie eines Backofens von sich giebt. Sie wird hernach zu einem großen Bache, der überall, wo er durchfließt, eine außerordentliche Hitze verbreitet. Unerachtet der mineralischen Kraft

dieses Wassers ist es, so bald es kalt wird, doch unvergleichlich zu trinken. Es sind gewisse Ordensbrüder, welche die Aufsicht über diese Bäder haben; und sonst war ein Hospital daselbst gestifftet, das eingegangen ist.

Nach vollendeter Reise in die vornehmsten Provinzen von Manilla, nahm ich mir vor, auch andere Inseln, so wie sich die Gelegenheit dazu ereignen würde, zu besuchen. Am vortheilhaftesten ist es, wenn man sich dießfalls an die Missionaire unter den Jesuiten hält, und sie auf ihren Apostolischen Reisen begleitet. Man ist auf diese Art eher im Stande, das Innere des Landes zu untersuchen, und die rauhen und wilden Sitten der Einwohner kennen zu lernen, welche in diese Geistlichen ein großes Vertrauen setzen. Einer dieser Väter erlaubete mir, ihn zu begleiten, und wir reiseten von Manilla in einem kleinen Fahrzeuge ab, das uns der Statthalter hatte geben lassen. Wir bekamen noch drey Spanier, und etliche bekehrte Indianer, zu Reise-Gefährden, so daß sich unserer zehn mit dem Vorsatze einschifften, an den merkwürdigsten Oertern dieser Inseln anzuhalten. Unsern Weg nahmen wir über Mindoro, von daraus wir die Insel Paragua gegen Süd-Ost entdeckten, davon ein Theil den Spa-

niern, das übrige aber dem Könige von Borneo gehöret. Beyde haben ihre Statthalter daselbst, welche bey vorfallenden Zusammenkünften ihre Angelegenheiten folgendergestalt endigen. Der Gouverneur von Borneo nimmt einen Tropfen Blut aus seinem Arme, thut ihn in ein Glas Wein, und überreichet es dem Spanischen Gouverneur, um ihre Freundschaft dadurch zu bevestigen. Dieser trinkt es, nimmt seinerseits auch etwas von seinem Blute, und beobachtet die nämliche Ceremonie. Zu Paragua ist noch eine andere barbarische Gewohnheit, so gar unter den Christen eingeführet, welche die Missionaire niemals haben abbringen können. Wenn ein Kind auf die Welt kommt, das blind, lahm, und gebrechlich ist, oder einen andern Fehler hat, dadurch es künftighin zu arbeiten abgehalten wird, so stecken sie es lebendig in den Stamm eines Baumes, und vergraben es, als unnütze für die Aeltern, und für die menschliche Gesellschaft.

Nach unserer Abreise von der Insel Paragua, bekamen wir die Calamianischen Inseln gegen Nord-West zu sehen. Die Inseln von Cuyo machen einen Theil eben dieses Gouvernements aus. Panay ist eine der volkreichsten unter den Philippinischen Inseln. Die

Geschwin-

Geschwindigkeit der Wilden, die in den dasigen Gebirgen wohnen, ist so groß, daß sie die wilden Schweine und Hirsche, derer es eine große Menge giebt, in vollem Laufe fangen. Sie setzen sich hernach um das Thier herum, essen es roh, und sind auf ihre Beute so begierig, wie Raubvögel. Die Spanier geben vor, daß wenn es auf dieser Insel donnert, an statt des Strahles, kleine steinerne, schwarzgrüne Kreuze herunterfallen, denen sie große Kraft zuschreiben. Ich habe dergleichen bey ihnen gesehen, und über ihre Leichtgläubigkeit lachen müssen: es sind kleine in diese Forme geschnittene Steine, davon die Pfaffen und Mönche Vortheil zu ziehen suchen. Auf der Insel sind Augustiner und Jesuiten. Letztere haben sich auch auf der Insel der Schwarzen, die mit Zebu gränzet, niedergelassen. Auf der Insel Zebu wurde Magellan, und etliche Spanische Officiere, von den Indianern umgebracht. Dieser geschickte Schiffmann, nachdem er die Philippinischen Inseln entdecket hatte, wurde in Zebu zuerst aufgenommen. Der König des Landes erwies ihm alle nur mögliche Gefälligkeiten; ja er trieb die Höflichkeit so weit, daß er sich zum Christenthume bekennete: seine Absicht dabey war, den Magellan dahin zu vermögen,

mögen, daß er ihn wider etliche kleine benachbarte Fürsten beystünde. Als er aber seine Feinde bezwungen, und die Hülfe der Spanier nicht mehr nöthig hatte, faßte er den Entschluß, diese Gäste, derer Macht ihm furchtbar wurde, sich vom Halse zu schaffen. Er lud Magellan, und etliche Officiere von der Flotte, zu einem großen Gastgebote ein, und am Ende der Mahlzeit ließ er sie umbringen.

Als wir Zebu verlassen hatten kamen wir nach der Insel **Bohol**. Von da fuhren wir gegen Norden, und stiegen auf den Inseln **Leith** und **Samar** an das Land. Es wächst daselbst die berühmte Pflanze, welche von den Spaniern die **Frucht**, oder die **Bohne** des heiligen **Ignaz** genennet wird, weil ihre Entdeckung von den Jesuiten herrühret. Es ist ein kriechendes Stauden-Gewächs, wie der Epheu, und hält sich an die Bäume an. Die Blüthe sieht der vom Granatbaume ähnlich, und die Frucht, welche manchmal so groß wird, als eine Melone, hat eine glatte und blauliche Haut. Inwendig stecken zehn oder zwölf grün und gelbe Kerne, so groß wie Haselnüsse. Wenn sie reif werden, fallen sie von sich selbst aus, sehen dreyeckig, und sind hart und sauer. Wenn man diese Kerne stößt, und in Wasser oder Wein

thut,

thut, kann man ein kräftiges Gegengift davon abziehen, oder sie als ein treffliches Mittel wider andere Krankheiten brauchen. Die Holländer in Batavia, die den Nutzen davon kenneten, bezahlten diese Frucht anfänglich mit einer Pistole. Die Spanier, als ungemein abergläubische Leute, erzählen von ihr die wunderbarsten Dinge. Sie behaupten, daß wenn man etwas davon bey sich trägt, auch der feinste Gift nicht allein nichts thut, sondern vielmehr dem schadet, der ihn beybringen will. Einer der Missionaire hat mir versichert, daß er einsmals zwey Indianer in seinem Garten angetroffen habe, die gekommen wären ihn zu vergiften; zum Glücke aber hätte er etliche Kerne von diesem Gegengifte bey sich gehabt. Als nun diese zwey Leute sich ihm genähert hätten, wären sie in Ohnmacht gefallen, und nach geschehener Untersuchung, hätte man giftige Kräuter bey ihnen gefunden, derer schädliche Wirkung sie vermöge der wundernswürdigen Kerne selbst hätten büßen müssen. Es war für einen Missionair viel, daß er, um diese Bestrafung auszulegen, seine Zuflucht nicht zu einem unmittelbaren Wunderwerke nahm. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist gewiß, daß diese Frucht verursachet, daß man den beygebrachten

Gift

Gift von sich geben muß: ingleichen ist sie untrüglich bey Coliken, Beschwerungen in den Gedärmen, bey dem Durchfalle, Magen-Wehe, langwierigen Fiebern, und bey schweren Geburten ꝛc.

Von der Insel Samar, wo diese Frucht in Menge wächst, schifften wir nach Masbate, Ticao, Marinduque, und nachdem wir um Manilla herum gefahren waren, stiegen wir in den Haven von Cavite an das Land.

Ich habe in diesen Gegenden **dreyerley Völker** gefunden: einige, die in den Gebirgen wohnen, und ursprünglich aus diesen Inseln herstammen; verschiedene Indianische Colonien, die nach und nach dahin gekommen sind; und Spanier, die neuerer Zeit diese Länder erobert haben. Letztere haben ihre Europäische Lebensart beybehalten. Die **Einwohner** der Gebirge haben so wenig Umgang mit den Spaniern, daß es nicht wohl möglich ist, einige Kenntniß von ihrer Lebensart zu erlangen; man weis nur überhaupt, daß sie von der viehischen wenig unterschieden ist. Sie haben keine bestimmten Wohnungen, leben vom Obste und Früchten, die sie in den Wäldern finden, und von dem Fleische der Thiere, die sie auf der Jagd fangen. Sie essen Affen, Schlangen,

und

und Ratten; und wenn sie die Lebensmittel einer Gegend aufgezehret haben, begeben sie sich in eine andere. Ihre Bekleidung besteht in einem Stücke Baumrinde um dem Leib, so wie die von den Weibern nichts als ein Stück Leinwand ist, nebst etlichen Armbändern von Rohr und Binsen. Diese Wilden haben weder Gesetze noch Regierungsform: jedes gehorchet dem Haupte seiner Familie. Die Weiber tragen ihre Kinder in Säcken von Baumrinde, oder haben sie um sich gebunden. Sie schlafen aller Orten, wo sie die Nacht überfällt; und ihre Liebe zur Freyheit geht so weit, daß die Einwohner eines Gebirges, denen von einem andern, nicht erlauben, den Fuß auf ihren Grund und Boden zu setzen. Diese beyderseitige Unabhängigkeit giebt zu den blutigsten Kriegen unter ihnen Anlaß. Man hat sich bisher umsonst bemühet, sie unterwürfig zu machen: sie haben so einen Abscheu vor der Spanischen Herrschaft, daß sie jeden, der ihnen von dieser Ration begegnet, ohne Unterschied umbringen. Wenn sie einen getödet haben, stellen sie drey Tage lang außerordentliche Freudens-Bezeugungen an, und trinken aus der Hirnschale ihres Feindes Reihe herum. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, von welchen letzteren sie die Spitzen

vergiften, auch das Ende durchlöchern, daß es in der Wunde abbreche, und stecken bleibe. Alle diese Umstände weis ich von den Missionairen. Die einzige Spur von Religion, die selbige bey diesen Völkern angetroffen haben, ist ein runder Stein, oder ein Stock von einem Baume, davor sie eine Art von Verehrung bezeigen. Ihre Gesichts-Farbe ist wie die Aethiopische, und viele haben krause Haare, wie die Negern. Von allen Inseln, welche dieses Volk beherrschet, haben die Spanier nichts inne, als die Küsten, und auch diese nicht alle. Selbst auf der Insel Manilla besitzen die Wilden das Innere des Landes. Die dicken Waldungen allein wären hinlänglich sie wider die stärksten Armeen zu schützen.

Diese Inseln werden noch von andern Völkern bewohnet, derer Ursprung neuer ist. Man glaubt, daß einige von Malacca, andere von Sumatra, Borneo, Macassar, und von den übrigen Inseln des Indianischen Meeres dahin gekommen sind. Vor Ankunft der Spanier besaßen diese Völker den reichsten Theil der Philippinischen Inseln. Ohngeachtet nun sie sich fast alle das Joch ihrer Eroberer haben müssen gefallen lassen, so haben sie doch ihre eigenen Gesetze beybehalten. Eines der ersten

ist,

ist, die Aeltern zu fürchten und zu ehren. Alle Streitigkeiten werden von dem Oberhaupte der Völkerschaft, mit Beyhülfe der Aeltesten, abgethan. In Civil-Sachen läßt man die Partheyen vorladen; man suchet sie zu vergleichen, und wenn dieses nicht helfen will, müssen sie eidlich angeloben, sich dem Ausspruche des Richters zu unterwerfen; nach diesem verhöret man die Zeugen. Wenn die Aussage gleich ausfällt, wird die streitige Sache getheilet. Ist eine der Partheyen nicht damit zufrieden, eignet sich der Richter die eine Hälfte zu; die andere wird der Gegenparthey, und den Zeugen zugesprochen. In peinlichen Fällen wird kein Todes-Urtheil aus obrigkeitlicher Macht gesprochen. Ist der Verbrecher arm, und kann die beleidigte Parthey nicht mit Gelde befriedigen, so wird er von dem Oberhaupte, und den Vornehmsten unter dem Volke, an eine Seule gebunden, und mit Lanzen tod gestochen. Wenn der Umgebrachte ein Mann von Ansehen ist, führet seine ganze Verwandtschaft mit der von dem Gegner Krieg, bis etwa eine Mittelsperson eine gewisse Summe Goldes zur Entschädigung vorschlägt, davon die eine Hälfte den Armen, die andere aber der hinterlassenen Frau, den Kindern, oder Verwandten, gegeben wird.

Um den Urheber eines heimlichen Diebstahles zu entdecken, müssen alle dabey verdächtige Personen etwas unter ein Tuch legen, damit der Thäter dadurch Gelegenheit bekomme, das entwendete ohne Schande wieder zu ersetzen. Wenn dieses Mittel nicht helfen will, nimmt man seine Zuflucht zu zweyen andern Proben. Die erste ist, daß die Beklagten sich müssen in einen Fluß tauchen; derjenige, welcher zuerst wieder aus dem Wasser hervorkommt, wird als schuldig erkennet, daher es geschieht, daß viele sich aus Furcht vor der Strafe ersäufen. Die andere Probe ist, die Hand in einen siedenden Kessel zu stecken, und einen Stein herauszulangen: wer sich weigert, solches zu thun, muß den Diebstahl ersetzen.

Diese Völker sind der Wollust so sehr ergeben, daß man keine Weibesperson antrifft, sie sey verheurathet oder nicht, die nicht **Liebesverständnisse** hätte, wenn man anders ein öffentliches Gewerbe, und eine freye Ausübung der Unkeuschheit so nennen kann. Der **Ehebruch** wird wie der Todschlag angesehen: man bestrafet ihn, indem man den Schuldigen zu einer Summe Geldes verurtheilet, die von den Aeltesten des Volks bestimmet wird; nur mit dem besonderen Umstande, daß der Mann

die Frau wiedernehmen muß, und daß der Schimpf weiter nicht gerechnet wird, so bald das Geld erleget ist. Wegen Blutschande findt keine Vergütung statt, und sie wird allemal auf das härteste bestrafet.

Die Weiber, wenn sie sich verheurathen, bringen ihren Männern nicht allein kein Heurathsguth zu, sondern ihre Familie verlanget noch eine Summe Geldes, um die Braut auszuliefern. Die Kosten bey der Hochzeit sind ungemein groß: erstlich muß der Mann den Eintritt in das Haus bezahlen; hernach die Freyheit mit seiner Frau zu reden; ferner mit ihr zu essen und zu trinken; und endlich das Recht, die Heurath mit ihr zu vollziehen. Die Vielweiberey ist hier nicht im Gebrauche; wenn aber ein Mann mit seiner Frau keine Kinder erzeuget, kann er, mit ihrer Genehmhaltung, bey seiner Sclavinn schlafen.

Ich kenne kein Beyspiel einer mehr barbarischen Gewohnheit, als die ehedem auf diesen Inseln eingeführet war; davon man aber, seit der Ankunft der Spanier, keine Spur mehr findet. Es wurden öffentlich bestellte Personen theuer bezahlet, um den Bräuten die erste Hochzeit-Nacht die Jungferschaft zu nehmen, weil man glaubte, sie hinderte den Mann

an seinem Vergnügen. Und noch bis jetzt sind die Männer so wenig empfindlich, daß es ihnen leid thut, eine Frau zu nehmen, die niemals keinen Verdacht gegeben hat; sie legen es aus, als ob sie wenig liebenswürdiges an sich haben müßte, daß sich niemand um sie bemühet hätte.

Der Adel ist hier kein angebohrner Vorzug; man erlangt ihn nicht anders, als durch Stärke, oder Fleiß, das ist, man muß sich in einem gewissen Berufe hervorthun. Die Mannspersonen machen schöne Arbeit von Rohre, und kleine saubere Stücken von Goldschmids-Arbeit, als Ketten, Rosenkränze, ꝛc. Das Frauenzimmer ist ungemein geschickt, in Seide zu sticken; ingleichen Spitzen zu machen, die den Brabandischen beynahe gleich kommen. Das gemeine Volk hat keine andere Handthierung, als den Ackerbau, die Fischerey, und Jagd. Vor diesem machten sich diese Indianer verschiedene Zeichen in die Haut, welches als ein Vorzug angesehen wurde, den man nur großen Thaten zugestund: die Mannspersonen drückten sich solche über den ganzen Leib; die Weiber aber bemaleten nur eine Hand ganz, und einen Theil der andern. Keines von beyden durfte sich auf einmal bezeichnen, diese Figuren wurden nur nach und nach gemalet, so

wie

wie man sich durch herrliche Thaten hervorthat. In einem Theile der Inseln ist dieser Gebrauch abgeschafft.

Weil die meisten Weiber schwarz sind, und es die allgemeine Farbe dieser Indianerinnen ist, so suchen diejenigen, die es nicht genug sind, sich vermittelst einer gewissen Baumrinde, die mit Muscus und andern wohlriechenden Sachen vermischet wird, zu schwärzen. Ihre größte Bemühung ist, reine und gleiche Zähne zu haben. Sie lassen sie daher sorgfältig feilen, und um sie zu erhalten, überziehen sie sie mit einer schwarzen Farbe: die Vornehmen fassen sie mit einem kleinen goldnen Rande ein. Ihren Zeitvertreib, ihre Spiele, Verrichtungen, Nahrung, Religion, Leichenbegängnisse, ꝛc. anbelangend, so finde ich, daß sie ohngefähr eben so sind, wie bey den andern heydnischen Einwohnern der Indianischen Inseln. Sie haben eine große Anzahl Götter, die in untergeordnete Classen eingetheilet werden. Einen davon verehren sie mehr als die andern, und nennen ihn den Gott-Schöpfer. Sie beten auch die Sonne und den Mond an, verschiedene Thiere auf der Erde und im Wasser, Vögel, Felsen, Vorgebirge, und alte Bäume, die sie nicht umhauen würden, ohne eine Entheiligung

zu begehen. Sie bilden sich ein, ihre Vorältern wohnten auf dem Gipfel dieser Bäume, und glauben, solche unter allerhand abentheuerlichen Gestalten zu sehen, in Riesen-Größe, mit langen Haaren, kurzen Beinen, großen Flügeln, und einem kleinen Leibe. Sie machen die Beschreibung davon, als ob sie in der That vor ihren Augen ständen, und behaupten das Daseyn dieser phantastischen Wesen unter allen Merkmalen einer innigen Ueberzeugung, da doch die Spanier, unerachtet ihrer Neigung zum Abentheuerlichen, offenherzig bekennen, daß sie nichts sehen.

Die Indianer nehmen ihre Mütze ab, wenn sie grüßen; und begegnen sie jemanden von vornehmen Stande, so beugen sie den Leib ziemlich tief, und legen eine, oder beyde Hände auf die Backen. Zu gleicher Zeit heben sie mit gebogenem Knie ein Bein in die Höhe. Geht ein Spanier vorbey, nehmen sie die Mütze ab, machen aber nur einen Reverenz, und halten die Hände zusammen.

Während meiner Reise auf den Philippinischen Inseln habe ich nichts so sehr bewundert, als die Fruchtbarkeit des Landes, und den Ueberfluß an Gewächsen, und Thieren, von allen Gattungen. Das Gras wächst hier zu

aller Jahres-Zeit, und die Bäume, die beständig Blätter haben, tragen ordentlich zweymal im Jahre Früchte. Die Berge, und andere unbebauete Oerter erzeugen natürlicherweise eine erstaunende Menge Wurzeln, und nahrhafte Kräuter. Auf dem Lande sieht man eine so große Menge wilder Büffel-Ochsen, daß ein guter Jäger in einem Tage ihrer zwanzig mit der Lanze erlegen kann. Die Spanier nehmen die Haut davon, und die Indianer essen das Fleisch. Die Menge der Affen ist unglaublich; und sie sind so verwegen, daß man sich vor ihnen fürchten muß. Wenn sie keine Früchte mehr in ihren Höhlen haben, kommen sie an das Ufer des Meeres, und nähren sich von Austern, und Krabben. Es giebt eine Art von Austern, die etliche Pfunde wiegen, und fast beständig offen sind. Der Affe, weil er befürchtet, sie möchte, wenn sie sich schließt, seine Pfote einklemmen, thut einen Stein hinein, daß sie die Schalen nicht zumachen kann, und bekommt auf solche Art Zeit und Bequemlichkeit den Fisch zu fressen. Wenn er Krabben fangen will, legt er seinen Schwanz zwischen ihre Scheren, und wenn sie einkneipen, hebt er sie auf einmal weg. Ich habe Indianer gesehen, die weniger Verstand und Ueberlegung zu haben schienen, als

diese Thiere. Ein Missionair erzählte mir sehr ernsthaft, daß man auf der Insel Mindoro Menschen fände, die unten am Rücken einen Schwanz hätten, wie die Thiere. Sollte man nicht diese Affen vielleicht für Menschen halten? Es giebt ihrer von einer unförmlichen Größe. Ich habe einen gesehen, der so alt war, daß er, um entfernte Dinge zu unterscheiden, seine Pfote zu einem Fernglase brauchte. Ein anderer, wenn er seinen Platz veränderte, nahm seine Matte mit unter den Arm, um sich niederzusetzen.

Zwey andere sehr bekannte Thiere, auf den Philippinischen Inseln, sind die Zibet-Katze, und der Taguan: beyde haben viel Aehnlichkeit von einer Katze. Erstere hat unter dem Schwanze, in einem kleinen Beutel, eine wohlriechende Materie, die sehr beliebt ist: sie ist ölicht, und ihre Schwere wird dem Thiere so unbequem, daß es sich an der Erde reibt, um die Blase aufzusprengen. Der Taguan hat Flügel wie eine Fledermaus, nur daß sie mit Haaren bedeckt sind: er braucht sie zum fliegen, oder von einem Baume auf den andern in ziemlicher Weite zu springen.

Unter den verschiedenen dasigen Vögeln muß ich hauptsächlich den Tavon erwähnen, so wohl wegen seiner besonderen Eigenschaften,

als auch weil man ihn nirgends findt, als in diesem Lande. Er ist so groß wie eine Henne, hat einen langen Hals, lange Beine und schwarze Federn. Seine Eyer legt er in den Sand. Sie sind so groß wie von einer Gans, und wenn sie gesotten sind, haben sie fast gar kein Weißes, sondern sehr viel Gelbes. Das wunderwürdigste dabey ist, daß wenn die Jungen ausgekrochen sind, man das Gelbe noch ganz, und so frisch als vorher findt, und der Schnabel des jungen Hunes hängt daran, ohne einiges Weißes. Man läßt die Jungen braten, wenn sie noch keine Federn haben, und sie schmecken so gut wie Tauben. Ich habe gar oft das junge Huhn und das Gelbe vom Eye in einer Schüssel auffsetzen sehen. Die alte Henne legt ihre Eyer, bis auf vierzig oder funfzig, in eine kleine Grube an dem Ufer des Meeres, und bedeckt sie mit Sande, wo sie durch die Wärme ausgebrütet werden. Wenn die Jungen stark genug sind, die Schale zu zerbrechen, und aus dem Sande hervor zu kriechen, kommt die Mutter, setzt sich auf einem benachbarten Baum, geht hernach etlichemal um das Nest herum, und schreyt was sie kann. Die Jungen, durch diesen Laut aufgemuntert, bemühen sich durchzubrechen, und laufen zu der Mutter.

Es ist fast keine Art Fische, die man nicht in dasigem Meere fände. Ich will aber nur von dem Dronyon reden, den die Spanier das Fisch-Weib nennen. Er hat die heimlichen Theile und die Brüste, wie ein Weib; von keinem männlichen Geschlechte hingegen weis man unter dieser Art Fischen nichts.

Die Flüsse sind mit einer großen Menge von Crocodillen angefüllet, so daß die Landeseinwohner sich genöthiget sehen, sie beständig aufzusuchen, um sie zu vertilgen. Es giebt Leute, die beherzt genung sind, allein auf den Crocodill los zu gehen, unerachtet man ihrer von der Größe eines Ochsen antrifft. Wenn ein Indianer eines dieser ungeheuern Thiere erlegen will, bewaffnet er seinen linken Arm, bis an den Ellbogen, mit einem Panzerhandschuh; in eben der Hand hält er einen Stock, eines Fußes lang, der an beyden Enden Spitzen hat; in die andere Hand nimmt er einen Dolch, und geht in den Fluß, bis an den Leib. So bald der Crocodill seinen Gegner ansichtig wird, geht er mit offenem Rachen auf ihn los, ihn zu verschlingen. Aber der Indianer steckt seine Hand, mit dem Stocke, in den Rachen, und verhindert, daß ihn das Thier nicht zumachen kann; mit der andern Hand aber giebt er ihm so viel Stiche, bis es tod niederfallt.

Keine Europäische Frucht wächst auf den Philippinischen Inseln; sie sind aber dieserhalb nicht weniger ergiebig an Bäumen, Pflanzen, Blumen, und Früchten von allerley Gattungen, worunter man viele nur auf diesen Inseln findet. In keinem Lande in der Welt giebt es so vielerley Sorten von Früchten; ingleichen so viele medicinische Kräuter, wider alle Arten von Krankheiten.

Es herrschet hier eine Krankheit, die wegen des Mittels, das man darwider braucht, Ihnen sonderbar scheinen wird. Es ist zwar nur ein starkes Kopf- und Magenweh, das aber einen unfehlbaren Tod nach sich zieht, wenn man den Kranken nicht eine gewisse Anzahl Stockschläge giebt. Die Beulen reibt man hernach mit Salze, bis sie schwarz werden, damit das in die Haut übergetretene Blut, wenn man dem Patienten zur Ader läßt, häufiger laufen könne. Bey einer andern, nur hier im Lande bekannten Krankheit, ziehen sich die Zunge, und die heimlichen Theile, so wohl bey Manns- als Weibs-Personen, so heftig in den Leib zurück, daß man darüber in die größte Lebensgefahr geräth. Das einzige kräftige Mittel dawider ist, daß man dem Kranken die heimlichen Theile des Fisch-Weibes pulverisirt, in Wein, oder Wasser eingiebt.

Ich

Ich habe gesaget, die Philippinischen Inseln wären von verschiedenen Völkern bewohnet, die in ihrem Ursprunge und Sprache nichts gemeinschaftliches haben. Die Spanier nennen sie **Pintados**, weil sie sich den Leib malen. Sie halten sich hauptsächlich in Leith, Samar, und Panay auf. Die von Mindanao, und Zebu, scheinen von den Moluckischen Inseln gekommen zu seyn, stehen auch noch in Verbindung mit dem Könige von Ternate. Der meiste Theil dieser Völker sind den Spaniern zinsbar, und treiben Handlung, den Ackerbau, und andere Künste. Die Missionaire haben viele davon bekehret. Der **Tribut**, den jeder verheurathete Indianer, vom achtzehnten Jahre an, bis in das funfzigste, jährlich bezahlen muß, beträgt zehn Piasters; und fünf, derer die nicht verheurathet sind.

Nach dem Tode des Magellan schien der Hof zu Madrid die Eroberung dieser Inseln fast gänzlich vergessen zu haben; allein die mit den Portugiesen gehabten Verdrüßlichkeiten, denen er die Moluckischen Inseln hatte abtreten müssen, gaben Anlaß, daß er auf das von Magellan entdeckte Land einen neuen Angriff wagete. Dessen unglückliche Ausführung schreckte zwar die Spanier wieder auf einige Zeit ab; allein

allein ihre Begierde erneuerte sich unter der Regierung Philipp II. Sie bemächtigten sich der Insel Zebu, und errichteten daselbst ihren ersten Handlungs-Sitz, den sie Nombre de Dios, den Namen Gottes, nennten, wegen eines in dem Hause eines Indianers gefundenen Bildes von unserm Heilande. Die Eroberung vom Manilla erfolgte gar bald auf die von Zebu. Man theilte die eroberten Länder unter die Spanischen Soldaten, und einige davon machte man unter sehr wichtigen Vorzügen zu Lehn-Gütern. Von dieser Zeit an bekamen alle diese Inseln den Namen der Philippinischen. Unter ihre Reichthümer sind zu rechnen der Ambra, Perlen, Bezoar, Goldgruben, Schildkröte, Indigo, verschiedene Sorten von Gummi und Spezereyen, Cassia, Ingwer, Cacao, Zuckerrohr, Wachs, und Taback. Letztere Producte sind so häufig, daß sie fast keinen Werth haben. Sie können es, Madame, aus dem Preiße des Zuckers schließen, davon der Centner hier nicht mehr als einen Thaler (19. Ggl. 2. Pf.) gilt.

Ich bin ꝛc.

Manilla, den 7. Julii, 1743.

Der 47. Brief.

Die Marianischen Inseln, Neu-Guinea, und Neu-Holland.

Bey meiner Abreise von den Philippinischen Inseln hatte ich mir vorgenommen, mich nach dem Königreiche Siam einzuschiffen; allein das dahin segelfertige Schiff bekam Gegen-Ordre, und wurde für Mexico bestimmt. Ich wußte, daß es unterweges bey den Marianischen Inseln, welche von Manilla über vierhundert Stunden, gegen Morgen, liegen, anhalten würde. Dieß war eine gute Gelegenheit für mich, sie kennen zu lernen; und ich hatte um so viel weniger Bedenken die Reise anzutreten, da drey Wochen hernach ein Portugiesisches Schiff von da abgehen, und nach Malacca segeln sollte. Eine glückliche Schiffarth brachte uns nach Guahan, der größten, und am meisten gegen Mittag gelegenen Marianischen Insel. Alle zusammen machen eine Kette aus, die sich in gerader Linie vom Mittage gegen Mitternacht erstreckt, und ohngefähr hundert und funfzig Stunden beträgt. Magellan entdeckte

sie zuerst, im Jahre 1521, und man nennete sie die Diebes-Inseln, weil die Einwohner den Spaniern, wenn diese auf ihren öfteren Reisen von Manilla nach Mexico, und wieder zurück, daselbst an das Land stiegen, alles stohlen, was sie kriegen konnten, und sich in die Wälder verstecken. Man nennete sie hernach die Segel-Inseln, wegen der Menge kleiner Schiffe, die mit vollen Segeln den Europäischen Schiffen entgegen kamen. Sie haben diesen Namen behalten, bis zu der Regentschaft der Königinn Maria Anna, von Oesterreich, der Gemahlinn Philipp IV. und der Mutter Carl II. beyde Könige von Spanien. Diese Krone hatte sie vier und vierzig Jahre nach ihrer Entdeckung in Besitz genommen; weil sie sich aber mit den Philippinischen Inseln, die alle ihre Aufmerksamkeit erforderten, mehr beschäftigen mußte, wurden die Marianischen Inseln vernachläßiget, und gewissermaßen vergessen. Aber ein Jesuit brachte sie wieder in Vorschlag, und beredete die Regentinn, sie sollte das Christenthum daselbst einführen lassen. Der Statthalter von Manilla erhielt Ordre, Truppen und Missionaire hinzuschicken, und die Spanische Botmäßigkeit, zugleich mit dem Evangelio, einzuführen. Sie empfiengen alsdenn den

Namen ihrer Souverainiinn, und die Segel-Inseln wurden die Marianischen genennet. Ihre neuen Beherrscher legten zu Guahan eine Festung an; die Jesuiten aber zwey Schulen, zum Unterrichte der jungen Indianer beyderley Geschlechtes. Diese Schulen sind von Erde gebauet, weil das Land keine andern Materialien hervor bringt; wie denn auch die Häuser der Einwohner nichts als Hütten von Holze sind, mit Blättern von Palmen-Bäumen bedecket. Inwendig bestehen sie aus vier Behältnissen, durch Verschläge von geflochtenen Blättern abgesondert. Jedes Behältniß hat seine Bestimmung: in dem ersten schläft man; in dem andern wird gegessen; das dritte wird zu Verwahrung der Früchte und andrer Vorräthe gebrauchet; das vierte aber zur Arbeit. Die Spanier ziehen von dem Besitze dieser Inseln wenig Nutzen; sie sind ihnen vielmehr wegen der Kosten, die zu Unterhaltung der Colonie erfordert werden, zur Last: doch dienen sie zu einem bequemen Ruhe-Platze für die Schiffe, welche von Neu-Spanien nach Manilla gehen. Sie finden hier Gelegenheit, nach einer Reise auf dem stillen Meere, von vielen Monaten, wo sie nicht das geringste Land sehen, sich zu erfrischen.

Die

Die Insel Guahan hat vierzig Stunden im Umkreise, und ist angenehm und fruchtbar. Ihre Häven sind bequem, und haben wegen der vielen Bäche, die dahin fließen, süßes Wasser im Ueberflusse. Der Haven Agadna ist der beste unter allen, und die Stadt woran er liegt, ist die Hauptstadt der Insel. Ich bewohne daselbst ein Zimmer in dem Hause der Jesuiten, an welche ich Briefe von denen zu Manilla mitgebracht hatte. Die Bemühung dieser Geistlichen hat alle Götzendiener von der Insel vertrieben. Einige haben die Religion ihrer Ueberwinder angenommen, andere, mißvergnügt über eine fremde Regierung, haben sich auf die benachbarten Inseln begeben, und alle ihre Wohnungen in Guahan verwüstet. Sie ist daher bey weitem nicht so bevölkert, als sie es vor Ankunft der Spanier war. Die Einwohner lebten vorher in einer vollkommenen Freyheit, und kannten keine andere Gesetze, als die sie sich selbst gaben. Abgesondert von allen Nationen durch das große Welt-Meer, sahen sie sich als die einzigen Bewohner der Erde an, und glaubten, es gäbe sonst kein Land, als das ihrige. Man kann nicht sagen, wo sie eigentlich herstammen, und zu welcher Zeit sie angefangen haben, diese Inseln zu bevölkern. Ihre Sprache

hat viel ähnliches mit der, welche man in gewissen Gegenden der Philippinischen Inseln redet, und vielleicht sind sie daher gekommen. Andererseits sollte man aus ihren Neigungen, die mit der Japaner ihren übereinkommen, und aus dem hohen Begriffe von ihrem Adel, auf welchen sie so stolz und übermüthig wie jene sind, schließen, daß sie aus selbigem Lande wären; wie sie denn auch nicht so gar weit davon entfernet sind.

Es ist ein allgemeiner Wahn unter den Jesuiten zu Guahan, daß die Spanier den Einwohnern das Feuer haben zu erst kennen gelernet. Einer dieser guten Missionaire versicherte mir sehr ernsthaft, daß dieses Element, ohne welches man glauben sollte, daß niemand leben könne, bey ihnen so unbekannt gewesen wäre, daß sie seine Eigenschaften bey dem ersten Anblicke nicht hätten errathen können. Sie hätten es für ein Thier gehalten, das sich an das Holz lege, und seine Nahrung davon nehme. Die ersten, weil sie zu nahe gekommen, und gebrennet worden wären, hätten durch ihr Geschrey den andern eine solche Furcht eingejagt, daß sich niemand mehr getrauet hätte, es anders als vom weiten anzusehen. Sie hätten den Biß dieses schrecklichen Thieres gefürchtet, als welches, nach ihrer

Meynung, bloß durch die Heftigkeit seines Athemholens verwunden könne. Sie werden leicht glauben, Madame, (wenn anders die Erzählung wahr ist) daß dieser falsche Begriff nicht lange gedauert hat, und sie sich gar bald angewöhnet haben, das Feuer zu brauchen, wie wir.

Es ist nicht zu verwundern, daß bey einem so rohen Volke keine Kenntniß von Religion, und kein Schatten von einigem Gottesdienste, oder geistlichen Uebungen anzutreffen gewesen ist. Unterdessen glaubten sie ein andres Leben, worinnen so wohl Vergnügen, als Pein seyn würde. Sie schrieben einem bösen Geiste die Macht zu, alle die unter seine Hände fielen, zu plagen. Ihr Paradies war ein vortreflicher Garten, voller Cocus-Bäume, Zucker-Rohres, und anderer herrlichen Früchte; und in dem Genuße dieser Güter setzten sie die ganze Glückseligkeit eines andern Lebens. Weder Laster noch Tugend führeten zu diesen Oertern der Freude, oder Pein; alles kam auf die Art und Weise an, wie man aus dieser Welt gieng. Diejenigen, die durch einen gewaltsamen Tod weggenommen wurden, hatten die Hölle zu erwarten; der Lust-Garten hingegen war denen bestimmt, die eines natürlichen Todes sturben.

Allerhand Betrüger stelleten Aerzte und Sterndeuter vor, und rühmten sich den Elementen zu befehlen, die Witterung zu ändern, die Krankheiten zu heilen, und reichliche Ernden zu verschaffen.

Die Art und Weise, wie diese Völker noch itzt ihre Betrübniß bey Leichenbegängnissen ausdrücken, ist fast nicht zu beschreiben. Nichts kann trauriger seyn, als ihre Beerdigungen: sie sind allemal mit kläglichen Gesängen, mit Seufzen, Thränen, durchdringendem Geschreye, und allen Zeichen der grösten Bekümmerniß begleitet. Viele Tage entziehen sie sich aller Nahrung, und dieses Fasten endiget sich mit einem Trauermahle, das sie bey dem Grabe anstellen. Das Grab bestreuen sie mit Blumen, Palmenzweigen, Muscheln, Stücken Schildkröte, schwarzen Schmelze, und andern Zierathen. Ist der Verstorbene das Oberhaupt einer Völkerschaft, oder begräbt man eine vornehme Frau, so hat der Ausdruck der Schmerzen keine Schranken: das Trauern wird alsdenn eine wahre Raserey. Man reißt die Bäume aus, man zündet die Häuser an, man zerbricht die Schiffe, zerreißt die Segel, und die Stücken davon werden vorne an die Häuser angemacht: man errichtet ihnen zu Ehren Trauer-Gerüste. Die Betrübniß

einer

einer Mutter offenbaret sich durch noch viel rührendere Zeichen. Nachdem sie sich ihrem Kummer lange genung überlassen hat, ist ihre einzige Bemühung, solchen beständig zu unterhalten. Von dem Kinde, das sie beweint, schneidet sie die Haare ab, und hebet sie sorgfältig auf. An dem Halse trägt sie viele Jahre einen Strick, woran sie alle Nächte einen Knoten machet, um sich unabläßig des Gegenstandes ihres Schmerzens zu erinnern. Hoffentlich werden Sie nicht ungern sehen, Madame, wenn ich Ihnen hier einige von den lebhaften, rührenden, und figürlichen Ausdrücken vor Augen lege, den der erlittene Verlust eines Kindes bey der Mutter veranlasset.

„Es ist kein Leben für mich übrig; und was „mir bleibt, ist nichts als Verdruß und Kum„mer. Die Sonne, die mich belebte, hat sich „verfinstert; der Mond, der mich erleuchtete, „hat sich verdunkelt; der Stern, der mich lei„tete, ist verschwunden. Ich werde künftighin „in eine finstre Nacht versetzet, in ein Thrä„nen- und Kummervolles Meer gestürzet. Ach! „ich habe alles verlohren: ich soll das, was „meine Tage glücklich, und mein Herz fröhlich „machte, nicht mehr sehen! Wie? die Tapfer„keit unserer Kriegsleute, die Ehre unserer

„Familie, der Ruhm unseres Landes, der Held „unserer Nation ist vorbey! Er hat uns ver„lassen, wo sollen wir hin? und wie wollen „wir ohne ihn leben können?“

Die Einwohner der Marianischen Inseln sind fast alle von Gestalt lang, vom Leibe dick, von harter Natur, und so stark von Gliedern, daß sie Lasten von fünf hundert Pfunden heben, und mit der größten Leichtigkeit auf die Schultern nehmen können. Sie sind so geschickt im Schwimmen, und solche vortrefliche Taucher, daß sie die Fische einholen, ja ihnen noch zuvor kommen. Diese sind, nebst Obste und Wurzeln, ihre ordentliche Speise. Die Mannspersonen gehen ganz nackend, die Weiber aber bedecken nur das Mittel des Leibes. Sie schwärzen sich die Zähne, und die Haare machen sie mit dazu bereiteten Wasser weiß. Die Weiber haben es in diesem Lande dahin gebracht, daß sie der Vorrechte genießen, die sonst den Männern gehören. Diese haben nicht die geringste Gewalt über sie, und können ihnen unter keinem Vorwande übel begegnen, nicht einmal wegen Untreue: ihr einziges Hülfsmittel ist die Ehescheidung. Wenn sie aber selbst der ehelichen Treue vergessen, kann die Frau sich auf das empfindlichste rächen.

Sie

Sie benachrichtiget davon alle Weiber in der ganzen Gegend, und diese begeben sich in die Wohnung des Beschuldigten, mit der Lanze in der Hand, und mit der Mütze ihrer Männer auf dem Kopfe. Sie verwüsten seine Ernde, hauen seine Bäume nieder, plündern sein Haus, und reißen es zuweilen gar ein. Manche Weiber begnügen sich, wenn sie über ihren Mann zu klagen haben, von ihm zu gehen, und lassen ihren Verwandten zu wissen thun, daß sie nicht mehr mit ihm leben können: diese alsdenn übernehmen die Vollstreckung der Rache; und der Mann schätzt sich glücklich, wenn er mit dem Verluste seiner Frau und Güter los kommt. Wenn die Ehescheidung erfolget, die Ursache komme her von welcher Seite sie wolle, so hat die Frau das Recht, sich wieder zu verheurathen. Sie nimmt ihre Kinder mit, und der neue Ehemann erkennet sie für die seinigen. Solchergestalt hat ein Mann, durch Eigensinn einer närrischen Frau, gar öfters den Verdruß, sich in einem Augenblicke ohne Weib und Kinder zu sehen. Diese Gesetze geben der Frau eine so unumschränkte Gewalt in ihrem Hause, daß der Mann, ohne ihre Einwilligung, über nichts gebieten kann. Wenn er nicht alle Ehrerbietung für sie hat, die sie verlanget, im Falle seine

Aufführung nicht ordentlich ist, daß er mürrisch, unhöflich, oder unbiegsam ist, so begegnet sie ihm sehr übel, sie verläßt ihn, und tritt wieder in alle Rechte ihrer Freyheit. Diese Herrschaft der Weiber hält viele Leute vom Heurathen ab. Die meisten erwählen lieber Mägdgen zu unterhalten, die sie den Aeltern abkaufen. Sie thun sie an besondere Oerter, und überlassen sich mit ihnen den schändlichsten Lüsten. Die venerische Krankheit, die hier zu Lande sehr gemein ist, wird mehrentheils die traurige Folge dieser Ausschweifungen. Es ist dieses nicht das einzige Laster, dessen sich diese Völker schuldig machen: der erste Name ihrer Inseln zeiget zur Genüge an, wie gewöhnlich ihnen der Diebstahl ist. Doch unter sich sind sie so ehrlich, daß sie nicht einmal ihre Häuser verschließen, und nie höret man, daß jemand seinen Nachbar bestohlen habe. Mit dem Fremden hingegen gehen sie unbilliger um, sie nehmen ihnen, ohne Scham und Scheu, was sie finden.

Ich kenne keine Nation, die in einer vollkommenern Unabhängigkeit lebe, als diejenigen Marianer, die nicht unter dem Spanischen Joche stehen. Sie sind Herren von ihren Handlungen, so bald sie anfangen sich kennen

zu lernen, und ein Kind steht mit seinen Aeltern in keinem weitern Verhältniße, als in so fern es ihres Beystandes benöthiget ist. Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen die Aeltern sind Eigenschaften, die sie nicht kennen. Das Ansehen der Häupter der Nation ist eben so eingeschränkt, als das von den Aeltern; und eigentlich hat dieses Volk gar keinen Herrn. Alle ihre Gesetze schränken sich auf einige Gebräuche ein, die sie aus Gewohnheit beobachten, oder unterlassen, wenn es ihnen beliebt. In Streitigkeiten, die unter ihnen entstehen, schafft sich ein jeder selbst Recht; betrifft es aber ganze Völkerschaften, so machen sie den Streit durch die Waffen aus. Ihre Kriege sind bald geendiget, und nicht blutig; so wie sie sich leicht erzürnen, so besänftigen sie sich auch bald wieder: der Tod von zwey oder drey Menschen entscheidt gemeiniglich den Sieg. Wenn sie zu Felde gehen, machen sie ein großes Geschrey, um sich unter einander aufzumuntern, und weil sie von Natur weichlich und zaghaft sind, suchen sie ihren Feind nicht so wohl anzugreifen, als vielmehr heimlich zu überfallen. Sie kennen keine Kriegszucht, und Ordnung, nehmen auch weder Lebensmittel noch Proviant mit sich, und bringen vielmal zwey bis drey

Tage hin, ohne zu essen; sie sind nur beschäfftiget, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, um ihn durch Hinterlist zu verführen; sehen sie aber, daß einer ihrer Camaraden verwundet ist, nehmen sie die Flucht. Die überwundene Armee sucht Friede zu machen, und erhält ihn, durch Geschenke: die Ueberwinder aber machen ihre Triumphe durch satyrische Verse kund, die sie bey feyerlichen Gelegenheiten absingen, und von Geschlechte zu Geschlechte aufbehalten.

Als noch etwas besonders bey dieser Nation kann man rechnen, daß sie weder Bogen, Pfeile, noch Säbel haben. Sie führen kein anderes Gewehr, als lange Stöcke, mit ziemlich sauber gearbeiteten Menschen-Knochen beschlagen, woran die Enden sehr spitzig sind. In der Schlacht bedienen sie sich auch der Steine, die sie mit vieler Stärke und Geschicklichkeit zu werfen wissen. Keine Vertheidigungs-Waffen kennen sie nicht: sie suchen den Stößen, die man ihnen beybringen will, durch geschickte und geschwinde Bewegung des Leibes auszuweichen.

Die meiste Beschäfftigung dieser Völker ist das Fischen, und sie üben sich darinnen von Jugend auf. Ihre Kähne sind sauber, und

so leicht, daß sie zwölf Meilen in einer Stunde damit fahren können. Sie bestehen aus zwey ausgeholten Stämmen, die sie zusammen fügen, und mit Indianischen Rohre verbinden. Ihre Länge ist funfzehn oder achtzehn Fuß, die Breite aber drey oder vier Fuß. Weil sie leicht umschmeißen könnten, so werden feste Stücken Holz daran gemacht, die sie im Gleichgewichte erhalten. In der Mitten sind Breter geleget, die auf beyden Seiten über das Wasser hinausgehen, und den Sitz für die Reisenden abgeben. Diese Schiffgen werden gemeiniglich durch drey Leute regiret, davon der eine das eindringende Wasser beständig ausschöpfet, die beyden andern aber an den Enden bleiben, und das Schiff lenken. Das Segel ist von Matten, und geht über den ganzen Kahn: wenn sie nun von einem Orte wieder zurückfahren wollen, so verändern sie blos das Segel, ohne das Schiff zu drehen, so daß das Vordertheil zum Hindertheile wird. In diesen geringfügigen Maschinen machen sie zuweilen eine Reise von vier hundert Stunden, nach den Philippinischen Inseln.

Unerachtet diese Völker von Künsten und Wissenschaften keine Kenntniß haben, fehlt es ihnen doch nicht an Geschichtsbüchern,

noch

noch weniger aber an Gedichten, darauf sie sich viel zu Gute thun. Freylich ist ihre Geschichte nichts als ein Gewebe von Fabeln, und die Verse sind sehr mittelmäßig: allein ihre Sprache ist reich, ausdrückend, und sanft. Zu ihrer Annehmlichkeit gehöret, daß die Wörter, und vielmal die Syllben, in verblümten Verstande können genommen werden, welches zu Zweydeutigkeiten und Anspielungen Anlaß giebt, die sie sehr lieben.

Sollten Sie wohl glauben, Madame, daß diese Nation, so wie ich sie beschrieben habe, andere Völker mit Verachtung ansehen könnte? Alle andere Länder, von denen man redet, scheinen ihnen Mitleiden zu erwecken, und niemals hat man einen so närrischen und lächerlichen Stolz gesehen. Hauptsächlich sind sie von ihrem Adel, wie ich bereits erwähnet habe, sehr eingenommen. Sie theilen sich in drey verschiedene Stände: in den Adel, in den Mittelstand, und in das Volk. Erstere haben einen Hochmuth, davon man auch selbst in Europa kein Beyspiel findt. Sie maßen sich über die andern ein so großes Vorrecht an, daß es einem Bürgerlichen als ein Verbrechen angerechnet würde, wenn er in ihre Familien heurathen, oder sich ihrer Person und Häuser nähern

wollte.

wollte. Wenn diese bey ihnen etwas anzubringen haben, muß es von weiten geschehen. Ein Edelmann würde als unehrlich gehalten, der ein Mägdgen aus dem gemeinen Volke heurathete; die Familie, die es zugäbe, verlöre Ehre und Ruf. Vor Zeiten mußte der Thäter dergleichen schändliche Verbindung mit seinem Blute büßen. Diese Adelichen, denen man hier den Titel Chamorris giebt, erweisen einander die größte Hochachtung. Sie werden einander niemals begegnen, ohne sich in den ehrerbietigsten Complimenten auszudrücken. „Erlauben Sie, ist ihre Redensart, daß ich „Ihnen die Füße küsse.“ Die Hand legen sie einander wechselsweise auf den Magen, als die gewöhnlichste Höflichkeits-Bezeigung in diesem Lande; so wie es als eine große Unhöflichkeit angesehen wird, in Gegenwart dessen, dem man Respect schuldig ist, oder auch nur auf der Seite von seinem Hause, auszuspucken. Ihre Empfindlichkeit geht dießfalls bis zum Aberglauben: sie spucken selten aus, und allemal mit Behutsamkeit.

Schwerlich wird man ein Volk finden, daß in seinen Handlungen veränderlicher, dem Vergnügen aber mehr ergeben sey, als die Bewohner dieser Inseln. Von Natur sind sie

lustig,

lustig, spöttisch, ja vielmal possenhaft. Sie lieben Gesellschaft, Gastgebote, und Feste. Ihre Ergötzlichkeiten bestehen in Tanzen, Laufen, Ringen, und Verse aus ihren Dichtern zu singen, auf welche sie mehr halten, als wir. Die Weiber haben auch ihre besondern Zusammenkünfte, wobey sie nach ihrer Landesart geputzt erscheinen, das heißt, sie haben den ganzen Leib mit Muscheln, Stücken Schildkröte, u. d. g. behängt. Bey diesen Festen machen sie stehend einen Kreis von zwölf oder funfzehen Personen, und ohne von der Stelle zu gehen, singen sie allerhand Lieder, und spielen dazu mit Castanietten.

Die Marianischen Inseln sind sehr bevölkert. Auf der Insel Guahan allein rechnet man über dreyßig tausend Menschen. Saypan hat weniger, und die andern nach Verhältniß. Eine darunter ist gänzlich unbewohnet, aber sehr fruchtbar. Es ist die Insel Tinian, welche die Spanier wegen der Schönheit ihrer Gegenden, Buena Vista, genennet haben. Sie liegt in der Nachbarschaft von Guahan. Man findet daselbst vortrefliche Weyde, und Früchte von auserlesenem Geschmacke. Die Bäume in einer gewissen Entfernung scheinen, als wenn sie durch Kunst hingesetzet wären. Viel tausend

Stück

Stück Rindvieh sieht man auf den großen Wiesen, die längst dem Ufer am Meere liegen. Selbige sind über den ganzen Leib blendend weiß, an den Ohren aber völlig schwarz. Bey meiner Verwunderung, ein so schönes Land ohne Einwohner zu sehen, sagte man mir, daß ein Theil davon durch ansteckende Krankheiten umgekommen wäre, die andern aber hätten sich nach Guahan begeben. Die Spanier ziehen eine große Menge Lebensmittel von dieser Insel; und ich habe noch verschiedene Ruinen gesehen, welche beweisen, daß sie in vorigen Zeiten muß stark bevölkert gewesen seyn.

Ob schon alle Marianische Inseln in dem hitzigsten Erdstriche liegen, so ist die Hitze dennoch nicht außerordentlich groß. Das Clima ist gemäßiget, die Luft rein, und der Himmel heiter. Man lebt daselbst lang, und man hat mir versichert, daß in dem ersten Jahre, da die Missionaire das Evangelium daselbst gepredi-get haben, mehr als hundert und zwanzig Personen sind getaufet worden, die alle über hundert Jahre alt gewesen sind. Das Land bringt alles, was die Einwohner nöthig haben, hervor, seitdem die Spanier Reiß, Hülsen-Früchte, Hüner, Pferde, Kühe und Schweine eingeführet haben, welche in den Gebirgen gut

fortgekommen sind. Von keinen Mäusen wußte man nichts, ehe sie durch die Spanischen Schiffe sind dahin gebracht worden; und kein giftiges Thier findet man noch bis jetzt nicht. Die übrigen Natur-Erzeugungen sind ohngefähr eben so, wie auf den Philippinischen Inseln: aber eine wundernswürdige Frucht, welche die Marianischen allein haben, ist ein Art von Aepfeln, wie ein Kopf groß, welche die Brod-Frucht genennet werden; denn die Einwohner essen sie an statt des Brodes, und sind sehr nahrhaft. Der Baum, worauf sie wachsen, hat eine breite, dichte Krone, und schwärzliche Blätter. Die Frucht ist rund, und mit einer dicken Schale, voller Spitzen, überzogen. Das Fleisch ist weiß, und so zart, als die Krume vom besten Brode. Man ißt sie gekocht, oder bäckt sie, und auf solche Art kann man sie fünf oder sechs Monate aufbehalten. Wenn sie frisch ist, hält sie sich nicht über vier und zwanzig Stunden; sie wird trocken, und bekommt einen üblen Geschmack.

Hier ist der Ort, Madame, Ihnen die Gelegenheit zu erzählen, wodurch ich zu den Nachrichten gekommen bin, die ich durch mich selbst vielleicht niemals würde erlanget haben. Ein Schiff, das von der Flotte des Admirals Anson war

war getrennet worden, und lange Zeit auf dem stillen Meere herum geirret hatte, wurde durch einen Sturm auf die Küste von Guahan geworfen, nahe bey dem Haven von Agadna, der Hauptstadt der Insel, wo ich drey Tage hernach anlangete. Der Wund-Arzt dieses Englischen Schiffes war von Genf, und, wie Sie leicht glauben werden, brauchte ich nicht lange Zeit mit ihm bekannt, und Freund zu werden. Genf und Marseille können, drey tausend Stunden von Frankreich, als einerley Land angesehen werden, und in so entfernten Gegenden wird man mit einem Landsmanne bald bekannt. In der wenigen Zeit, da wir beysammen waren, machte er mir von allen den Oertern eine umständliche Beschreibung, wo er, seitdem sein Schiff sich von der Flotte des Admirals durch einen heftigen Windstoß getrennet hatte, herumgeschweifet war. Sie sollen ihn aber selbst hören: er ist so gut gewesen, und hat mir eine Abschrift von seinen gemachten Anmerkungen überlassen, die folgendermaßen lautet: „Wenig Tage nach unserer Trennung bekamen wir die Küste von Neu-Guinea zu sehen, einer Insel, die vor länger als zwey hundert Jahren von den Spaniern ist entdeckt worden. Sie gaben ihr diesen Namen, entweder weil sie glaubten,

sie läge dem Africanischen Guinea gerade gegen über, oder weil die Einwohner so schwarz aussehen, und solche krause Haare haben, wie in Guinea. Von weiten schien uns das Land hoch zu seyn, mit großen Bäumen besetzt, und in einer angenehmen Gegend zu liegen. Eine Menge von Pflanzungen, und angebauten Feldern ließ uns keinen Zweifel übrig, das Land müßte bewohnt seyn. Drey Stunden vom Ufer, in einem Meerbusen, nahe bey einer kleinen Insel, legten wir uns vor Anker. Etliche Leute von unserm Schiffe waren ausgestiegen, und brachten uns noch vor Abends unterschiedliche Früchte, nebst einer Henne, von einer besondern Gattung. Sie war von der Größe des stärksten Hahnes, hatte auf dem Kopfe einen Busch langer Federn, den Schnabel wie eine Taube, die Füße eines gemeinen Huhnes, die Federn himmelblau, mit einem weißen Spiegel auf der Mitte der Flügel, und sonst noch rothe Flecke. Auf eben dieser Küste trafen wir Fische im Ueberflusse, und sehr gutes Wasser an, aber keine Spur von Menschen. Als wir weiter gegen Norden kamen, wurden wir eine ziemliche Menge kleiner Inseln gewahr. Wir besuchten keine, als Sabuda, die ohngefähr drey Stunden lang, und eine breit ist. Ihre Einwohner,

die sich durch allerhand kleine Geschenke hatten anlocken lassen, brachten uns Wurzeln und Früchte. Die meisten unter ihnen giengen nackend, und schienen sehr arm zu seyn. Die Weiber trugen baumwollene Hemden, und Armbänder mit blauen und gelben Kugeln besetzt. Die Männer sind mit Bogen, Pfeilen, Säbeln, und Lanzen bewaffnet, davon letztere mit spitzigen Knochen beschlagen sind. Sie haben eine besondere Erfindung, die großen Fische aus dem Wasser zu locken. Sie nehmen ein Stück Holz, welches die Gestalt eines Delphins oder eines andern Fisches vorstellet, und sauber gearbeitet ist. Dieses binden sie an einen Strick, und setzen es auf das Wasser, mit einem Gewichte, daß es untertauchen muß. Durch diese Figur wird der Fisch betrogen, er folgt ihm, und kommt herauf, bis dem obersten Wasser gleich. Diesen Augenblick nehmen die Einwohner in Acht, den Fisch mit einem hölzernen Instrument, das wie ein Kreisel aussiehet, zu werfen.

Sie handeln auf großen Booten nach dem festen Lande, wo sie Sclaven kaufen, die sie den benachbarten Inseln zuführen, und baumwollene Tücher dafür eintauschen. Ihre Häuser sind so klein, daß sie nur zur äußersten Nothdurft dienen. Was sie für eine Religion haben,

konnten wir nicht erfahren; wir muthmasseten aber, es könnte die Mahometanische nicht seyn, weil sie alle Arten von abgezogenen Wassern ohne Bedenken in eben solchen Tassen trunken, wie wir.

Als wir weiter fortfuhren, entdeckten wir noch andere Inseln; unter andern die Insel der Peroncles, die wegen der großen Menge dieser Muscheln, die man daselbst findt, also genennet wird. Man zeigte uns eine, deren leere Schaale zwey hundert und funfzig Pfunde wog. Wir bekamen auch die Insel des Königes Wilhelm zu Gesichte. Sie ist mit großen Bäumen besetzet, die uns mehrentheils unbekannt waren: sie sind von einem vortreflichen Grün, und haben gelbe, weiße, und rothe Blumen, von sehr angenehmen Geruche. Ihr Stamm ist hoch, gerade, und von einerley Stärke in seiner ganzen Länge.

Endlich wurde uns der Wind günstig, und wir kamen an das feste Land. An dem Ufer sahen wir eine Menge Schiffe, die sich dem unserigen so sehr näherten, daß wir ihre gegebenen Zeichen, und den Laut ihrer Stimme unterscheiden konnten, ungeachtet wir einander nicht verstunden. Die Indianer schienen uns zu bitten, wir möchten absteigen, weil wir

aber nicht traueten, zeigten wir ihnen nur vom weiten gläßerne Halsbänder, Messer und andere Kleinigkeiten, um sie zu locken, daß sie näher an uns kämen. Anfänglich schienen sie für alle diese Sachen ziemlich gleichgültig zu seyn; sie bezeigten aber einige Freude, als wir ihnen ein Messer und eine auf ein Bret gebundene Bouteille zuwurfen. Sie schlugen sich öfters mit der rechten Hand an die Stirne, und in der andern hielten sie einen großen schwarzen Stock über den Kopf; eine Ceremonie, die uns ganz neu war, die wir aber als ein Zeichen der Freundschaft auslegten, und nachahmeten. Wenn wir thaten, als wenn wir an das Ufer kommen wollten, schienen sie sehr froh zu seyn, wenn wir aber zurück kehrten, sahen sie verdrüßlich, folgten uns, und wiesen mit den Fingern auf das Land. Was ihre Absicht war, weis ich nicht; kaum aber hatten wir die Anker gelichtet, so schickten sie einen Hagel von Steinen auf uns, die sie mit Schleudern wurfen. Ein einziger Canonen-Schuß versetzte diese Barbaren in das größte Schrecken, und machte ihren Feindseligkeiten ein Ende.

Den folgenden Tag fuhren wir noch vor etlichen Inseln vorbey, und hielten zu Garets-Denis an. Hier fanden wir schöne bepflanzte

Gegenden, nebst etlichen herum gelegenen Hütten. Die Einwohner malen sich das Gesicht, und stecken durch die Nasenlöcher einen hölzernen Pflock, eines Fingers dick, und vier Finger lang, davon die beyden Enden, bis an das Bein der Backen reichen. Drey von diesen Leuten kamen auf einem ihrer Schiffe zu uns, und wir gaben ihnen ein Messer, einen Spiegel, und ein gläsern Halsband, das sie sehr begierig annahmen. Wir setzten vor sie hin, Kürbisse, und Cocus-Nußschalen, und baten sie durch Zeichen, uns dergleichen Früchte zu bringen. Sie eilten alsdenn, uns drey Coeus-Nüsse zu geben, die sie in ihrer Barke hatten. Hierauf wießen wir ihnen Goldstaub, der ihnen nicht unbekannt zu seyn schien, und sie zeigten mit den Fingern das Ufer, als wollten sie zu verstehen geben, daß man dergleichen auf ihrer Insel fände.

Als wir uns dem festen Lande wieder näherten, sahen wir am Ende eines tiefen Meerbusens eine Menge Cocus-Bäume, und Häuser. Sechs mit etliche vierzig Mann besetzte Boote kamen unser Schiff zu betrachten. Wir gaben ihnen ein Zeichen, sie sollten wieder nach dem Lande kehren, aber ihre Neubegierde wurde größer, und sie thaten, als wenn sie uns

nicht verstünden. Ein abermaliger Canonen-Schuß befreyete uns gar bald von diesen ungelegenen Gästen, und des andern Tages beschäfftigten sich unsere Schiffsleute ohne Hinderung Holz und Wasser, das wir sehr nöthig hatten, zu holen. Einige der Einwohner, die zufälligerweise vorbey gegangen waren, schienen anfänglich in Furcht zu seyn; wir beruhigten sie aber durch allerhand Freundschaftszeichen, und sie folgten uns bis an das Ufer. Die Mannspersonen trugen bundfärbige Federn auf dem Kopfe, und in der Hand eine Lanze: die Weiber hatten nichts um den Leib, als kleine grüne Zweige, vorne und hinten mit einem Stricke zusammen gebunden, der ihnen zum Gürtel dienete. Ich habe bemerket, daß bey diesen Barbaren die Weiber die schwere Arbeit verrichten, und die Lasten tragen; die Männer hingegen sich um nichts, als um ihre Waffen bekümmern.

Unsere Leute näherten sich bis zu ihren ersten Wohnungen, und ich folgte ihnen. Hier fanden wir etliche alte Leute, die uns verständigten, daß das feste Land, und die Inseln von Neu-Guinea Fürsten zugehörten, welche Vasallen des Königes von Ternate sind; daß in jedem Bezirke ein besonderes Oberhaupt

ist; daß das Land unter andern Reichthümern, vieles Gold hervorbringt; daß die Einwohner, als arbeitsame Leute, sich auf den Ackerbau wohl verstehen, dabey aber roh und schüchtern sind; daß sie einen starken Sclaven-Handel treiben; und die Fischerey ihre meiste Beschäfftigung ist. Ob gleich dieses Volk, überhaupt genommen, ganz schwarz ist, so giebt es doch einige Weiße unter ihnen.

Von ihrer **Religion** kann man wenig sagen: sie haben alle in ihren Hütten einen kleinen Stein, mit einem grünen Striche bezeichnet; einen andern röthlichen Stein; und ein Stück Metall. Diese drey Sachen verwahren sie mit einer Ehrfurcht, die einem Gottesdienste beykommt. Ihre Toden pflegen sie nicht zu begraben, sondern sie legen sie, längst dem Meere, auf die Felsen. Man glaubt, ihr Land trage auch Muscaten-Nüsse, aber von weit geringerer Güte, als die Moluckischen.

Nachdem wir uns bey unsern Wilden mit allem, was zu unserm Unterhalte nöthig war, reichlich versorgt hatten, verließen wir die Küsten von Neu-Guinea, und hielten uns Nordwärts, wo wir nach den Inseln der **Palaos**, oder nach den **neuen Philippinischen** Inseln kamen. Die wenige Nachricht welche wir

von etlichen Einwohnern, die uns Erfrischungen brachten, einziehen konnten, bestehet in folgenden. Sie sagten uns, daß drey von ihren Inseln unbewohnt, der übrigen aber neun und zwanzig wären, die sie uns alle nennten. Die wichtigste heißt **Lamurrec**, und daselbst hat der König des Landes seine Residenz. Diese Indianer malen sich den Leib mit allerhand Figuren; ihre Kleidung besteht in einem Stücke Leinwand, einer Elle lang, woraus sie eine Art von Kappe machen, die den Kopf und einen Theil der Schultern bedecket. Wir konnten nicht spüren, daß sie die geringste Kenntniß einer Gottheit hätten, oder ein Bild anbeteten. Unter ihrem Hausrathe fanden wir etliche Sägen von Schildkröte, die sie auf Steinen scharf machen: der Gebrauch des Eisens, und anderer Metalle ist ihnen unbekannt. Sie scheinen von einer gelinden und friedliebenden Gemüthsart zu seyn: ihre Streitigkeiten machen sie durch etliche Fauststöße aus, die sie sich auf den Kopf geben. Dergleichen Gewaltthätigkeiten aber sind bey ihnen um so viel seltener, da bey dem geringsten Anscheine vom Zorne ihre Freunde herzu kommen, und den Streit beylegen. Eine ihrer Höflichkeiten, wenn sie einander anreden, besteht darinnen, daß sie die Hand dessen, den sie

ehren wollen, nehmen, und sich damit über das Gesicht fahren. Wenn sie sitzen, so nehmen sie den Fuß an statt der Hand, und küssen ihn mit eben der Ehrerbietung.

Wir irreten immer noch auf einem stürmischen und gefährlichen Meere herum, und waren genöthiget, uns bey Grafton, Monmouth, und Bachi, Inseln, die zwischen Formosa, und den Philippinischen Inseln liegen, vor Anker zu legen. Man findt daselbst unterschiedene Dörfer, derer Wohnungen eine besondere Einrichtung haben. Sie bestehen in etlichen Reihen sehr niedriger und kleiner auf steile Berge gebaueter Häuser. Der Raum zwischen jeder Reihe ist breit genug, daß er eine Gasse vorstellet, welche mit dem Gipfel der untersten Häuser wagrecht lieget. Die Leiter, worauf man in diese Gasse steiget, ist in der Mitten eines sehr engen Weges angebracht, und der einzige Ort, wo man hinauf kommen kann; denn das Ende der Gasse stößt rechter und linker Haud an den steilen Berg, und man darf nur die Leiter wegziehen, um wegen eines Ueberfalles unbesorgt zu seyn. Zu mehrerer Sicherheit bauen sie diese wunderlichen Städte auf Felsen, dessen hinterste Seite auf das Meer gehet, so daß man ihnen auf keiner Seite beykommen

nien kann. Die Einwohner haben diese natürlichen Verschanzungen der glücklichen Lage ihrer Berge zu verdanken; daher auch auf jedem derselben eine Stadt, oder ein Dorf angeleget ist. Die Furcht vor den Seeräubern hat ihnen diese neue Art sich zu befestigen angegeben.

Auf diesen Inseln versahen wir uns mit ziemlich starken Vorräthen von Schwein- und Ziegenfleisch. Die Einwohner tödten diese Thiere, zu ihrem Gebrauche, niemals; als sie uns aber solche schlachten sahen, sammelten sie die Eingeweide und Häute sorgfältig, brateten sie auf Kohlen, und aßen sie mit großer Begierde. Zu der Jahreszeit, da ganze Wolken von Heuschrecken kommen, und das Land überziehen, um sich von den Blättern der Bäume zu nähren, fangen sie solche mit Nutzen, und rösten sie in irrdenen Gefäßen. Die Flügel und Beine dieser Thiere fallen alsdenn von sich selbst ab, das Fleisch aber, das natürlich braun ist, wird auf dem Feuer roth. Ich war neugierig genug sie zu kosten, und fand sie ziemlich gut. Man setzte uns auch ein bey den Einwohnern sehr gewöhnliches Getränke vor, das aus dem Safte des Zuckerrohres, und von einem kleinen schwarzen Saamen, der in dem Lande wächst, verfertiget wird. Es schmeckt angenehm, ist

gesund,

gesund, macht lustig, und schadet niemals, ungeachtet es Stärke genug hat, zu berauschen. Die Einwohner, die viel davon trinken, und dadurch erhitzt werden, sind nichts destoweniger still und friedliebend. Niemals habe ich den geringsten Schein einer Heftigkeit oder Mißvergnügens bey ihnen gespüret; unter sich sind sie höflich, und gegen Fremde dienstfertig. Sie boten uns alles an, was in ihrem Vermögen war; und hatten sie bey sich nichts, um uns zu tractiren, wenn wir zu ihnen kamen, so liefen sie zu ihren Nachbarn, und borgten oder kauften, was sie glaubten, das uns angenehm wäre. Keine Art von Gelde ist bey ihnen eingeführet; sie sammeln aber kleine Goldkörner, und vertauschen sie gegen ermangelnde Nothwendigkeiten. Ihre Waffen bestehen in nichts, als in einer hölzernen Lanze, die das meistemal nicht mit Eisen beschlagen ist. Zu Beschützung ihres Leibes tragen sie einen Küraß von Büffels-Haut, der gemacht ist, wie ein zusammen genähtes Meßgewand, mit Oeffnungen, die Arme durch zu stecken, und der bis auf die Kniee geht.

Von Religion habe ich nicht die geringste Spur bey ihnen wahrgenommen; ich habe nicht einmal gefunden, daß sie unter den Tagen einen Unterschied machen, noch weniger,

daß

daß sie Grade der Unterwürfigkeit kennen. Die Väter allein behalten Gewalt über ihre Kinder, bis sie verheurathet sind. Unterdessen glaube ich doch, daß, was das öffentliche Wohl des Landes angeht, dieses Volk besondere Gesetze habe, auch gewisse Verbrechen mit dem Tode bestraft werden. Folgende Execution, die ich mit angesehen habe, setzt nothwendig eine höhere Gewalt voraus. Ich sah einen jungen Menschen unter großem Zulaufe geführt bringen, den man scharf bewachte. Eine Frau, für welche er Ehrfurcht zu haben schien, und die sehr kläglich that, nahm ihm die Ringe ab, welche er in den Ohren hatte. Man machte ein tiefes Loch in die Erde, und setzte den jungen Menschen hinein, der sich weder beklagte, noch die geringste Bewegung einer Vertheidigung machte: alsdenn wurf man Erde auf ihn, bis er erstickte.

Jede Familie unter diesem Volke, besitzt ein Stück Landes, das zu ihrem Unterhalte hinlänglich ist. Diese Ländereyen liegen in Thälern, ziemlich weit von den Wohnungen, und werden von den Weibern und Töchtern gebauet: die Männer und Söhne beschäfftigen sich mit der Fischerey.

Von der Vielweiberey wissen sie nichts; und ihre Heurathen werden ohne die geringste Ceremonie vollzogen. Eine Tochter bringt zum Heuraths-Guthe eine Hacke, und andere Arbeits-Instrumente mit.

Nach einigem Aufenthalte auf diesen Inseln wendeten wir uns gegen Süden. Zum Glücke waren unsere Vorräthe ansehnlich, denn die Schiffahrt war langweilig. Wir hatten beständig widrigen Wind, und wurden auf die Küsten von Neu-Holland, Südwärts von den Moluckischen Inseln, verschlagen. **Neu-Holland** wurde zu Anfange des vorigen Jahrhundertes von einem Holländischen Schiffer entdecket, der ihm den Namen seines Landes gab. Ich kann nicht sagen, ob es eine Insel ist, oder ob es an das feste Land stößt. Die **Bewohner** sind zu rohe und wilde Leute, als daß ich Nachricht davon hätte einziehen können. Sie haben von dem Menschen fast nichts, als die Gestalt: wenigstens würde es schwer fallen, einen elenderen und blödsinnigern zu finden, als den, welchen wir an der Küste sahen, wo uns der Zufall hingeworfen hatte. Sie haben keine andere **Wohnungen**, als Hütten von geflochtenen Zweigen. An der Gesichtsfarbe, und wegen der kurzen krausen Haare

sehen

sehen sie den Schwarzen von Guinea ähnlich. Sie sind lang, gerade, und schmächtig, haben geschmeidige Glieder, einen dicken Kopf, eine schmale Stirne, starke Augenbraunen, keinen Bart, und die Augenlieder halb zugemacht. Es ist dieses eine Gewohnheit, die sie in der Kindheit annehmen, um sich der Fliegen zu erwehren, die sie an den Augen, Maule, und Nasenlöchern beständig plagen. Es fehlen ihnen oben in dem Maule zwey Zähne. Ich weis nicht, ob sie solche ausreißen, oder ob sie so gebohren werden; so viel ist gewiß, daß ich diese Verunstaltung an allen Männern und Weibern gefunden habe.

Verschiedene Arten von Bäumen wachsen in dem Lande, aber nicht in großer Menge, und nur von mittelmäßiger Größe. Die gemeinsten Gattungen sind die, welche ein gewisses rothes Harz haben, das dem Drachenblute ähnlich sieht, und aus den Knoten und Spalten des Stammes heraus dringt. Die andern Bäume alle waren mir unbekannt, und ich habe keinen einzigen gesehen, der Früchte getragen hätte. Auch von Thieren habe ich nichts gespüret, ausgenommen etliche Landvögel von mittelmäßiger Größe, etliche Wasservögel, Adler, eine besondere Art von Caninchen, und sehr

häß-

häßliche Thiere, Guanos genennet, die, wenn man an sie kommt, still stehen, und zischen, ohne zu fliehen. In dem Meere, längst den Küsten, giebt es wenig Fische, man müßte denn die See-Kälber, die See-Hunde, und die Schildkröten dahin rechnen, derer eine große Menge vorhanden sind.

Wir versuchten, mit etlichen der Einwohner, die wir am Ufer sahen, bekannt zu werden; allein es war nicht möglich, sie zahm zu machen, noch weniger ihre Wohnungen zu entdecken: nur von weitem wurden wir etliche gröblich zusammen gebaute Hütten gewahr. Weil übrigens dieser Ort weder Lebensmittel noch süsses Wasser hatte, machten wir uns auf, und suchten es auf den benachbarten Inseln. Wir fanden diese mit etlichen Wilden besetzt, die anfänglich eben so schüchtern waren, als jene von der Küste, sie wurden aber nachher bekannter, und nahmen die ihnen von uns anbotenen Speisen. Das Land bringt zu Erhaltung der Einwohner gar nichts hervor: ihre einzige Nahrung besteht in Fischen, die sie in den Löchern der Felsen suchen, wo Ebbe und Fluth allemal genug zurück läßt. Weil wir mußten Brunnen graben lassen, hoffeten wir einige Hülfe von ihnen zu erlangen, um das Wasser bis auf unser

Schiff

Schiff zu bringen; allein sie waren so wenig gewohnt, etwas schweres zu tragen, daß sie mit der geringsten Last nicht fort konnten, und bey der ersten Bemühung abgeschrecket wurden, uns fernere Dienste zu leisten.

Ein so dürftiges Land, und die so wenig behülflichen Einwohner, bewogen uns nach wenigen Tagen die Anker zu lichten. Wir fuhren an der Küste hin, und kamen in eine Gegend, wo wir eben so barbarische Wilde gewahr wurden, als die ersten. Es waren große, schwarze, ganz nackende Leute, darunter einer sich von den andern durch einen weiß gemalten Ring um die Augen, und durch einen eben dergleichen Streif, oben von der Stirne bis an die Spitze der Nase, unterscheidete. Seine Brust, und ein Theil der Arme, waren ebenfalls gemalet. An den andern Wilden sah man keines dieser Zeichen; daher ich muthmaßte, daß er ihr Ober-Haupt wäre.

Auf tausend Schritte vom Meere ist das Land dürre, und trägt nichts als Büsche, und Sträucher. Einige von diesen sind voller gelben, andere voller blauen, oder weißen Blumen, welche alle einen angenehmen Geruch von sich geben. Viele trugen Früchte in Hülsen, wie unsere kleinen Bohnen. Wir trafen auch etliche sehr magere, vierfüßige Thiere an, die

wir für Wölfe hielten, nebst allerhand Raub- und andern Vögeln, als Geyern, Falken, Pelicanen.

Unerachtet der anscheinenden Unfruchtbarkeit dieser Länder, so zweifle ich doch nicht, daß, wenn wir wären tiefer hineingekommen, wir fruchtbare Gegenden würden angetroffen haben. Die Natur hätte uns vermuthlich eben die Reichthümer an Früchten, Gewürzen, kostbaren Spezereyen, oder gar an Goldgruben gezeiget, die sie in andern unter der Linie, und unter eben dieser Breite, liegenden Ländern hervorbringt.

Ich übergehe tausend kleine Vorfälle mit Stillschweigen, die bey einer Schiffahrt, wo wir mehrentheils widrigen Wind gehabt haben, unvermeidlich sind. Wahr ist es, wir sind so glücklich gewesen, daß es uns niemals an Lebensmitteln gefehlet hat; und außer dem letzten Sturme, der uns hieher geworfen hat, haben wir keinen ausgestanden, der mit Lebens-Gefahr wäre verknüpfet gewesen."

Auf diese Art endigte sich die Erzählung unsers Genfer Wundarztes. Er sagte mir, daß sein Schiff, nach erfolgter Ausbesserung, den Weg nach der Insel Formosa nehmen würde;

würde; und er schlägt mir vor, mit ihm zu reisen. Vielleicht würde ich mich darzu entschließen, wenn nicht ein anderes Schiff, das nach Siam abgehet, segelfertig läge.

Ich bin ꝛc.

Guahan, den 14. August, 1743.

Der 48. Brief.

Das Königreich Siam.

Man erinnert sich hier zu Lande noch mit Vergnügen, Madame, der prächtigen Gesandtschaft, welche Ludwig XIV. hieher geschickt hat. Alte Leute, die dazumal gegenwärtig gewesen sind, erzählen noch itzt, was dabey vorgegangen ist, und was sie am meisten bewundert haben. Dergleichen Erzählungen pflanzen in dem Gemüthe der Nation die ehemalige Neigung für die Franzosen fort; und diesen Gesinnungen habe ich die freundliche Aufnahme zu danken, die ich hier überall genieße. Besonders bin ich dem Pater Sylveira, den ich wieder angetroffen habe, den Vortheil meiner guten Bekanntschaften schuldig. Doch, ehe ich von dem Königreiche Siam rede, muß ich ein Wort von unserer Schiffahrt erwähnen.

Nach unserer Abreise von den Marianischen Inseln wurden wir von dem Falle einer Wasser-Hose bedrohet, die uns mehr Schrecken machte, als Schaden that. Es ist die einzige, die ich noch gesehen habe, und die Beschreibung davon wird Ihnen vermuthlich nicht unangenehm seyn. Man nennet Wasser-Hosen eine gewisse Aufsteigung des Wassers über die Oberfläche des Meeres, die unvermerkt bis in die Wolken geht. Anfänglich sieht man das Meer aufwallen, und sich ohngefähr einen oder anderthalben Fuß hoch heben. Ueber dem aufstoßenden Wasser zeigt sich eine dicke Dunst, aus deren Mitte eine Art von Seule in die Höhe steigt, die immer dünner wird, und sich oben in einer Wolke verlieret. Die Wolke scheint, als wenn sie die Seule gleichsam erwartete, oder ihr entgegen käme, um sich mit ihr zu vereinigen. Diese Seule krümmet sich, nach dem der Wind die Wolke treibt, und unerachtet dieser Bewegung, geht sie von der Wolke nicht ab, sondern sie verlängert sich, um ihr zu folgen: sie wird auch stärker oder schwächer, nach dem die Wolke hoch oder niedrig gehet. Die mit der Wolke verbundene Seule gleicht einer Röhre, wodurch das Meer-Wasser in die Wolke tritt, und welche bey ihrer Entstehung ein gewisses

wisses sanftes Getöse macht, so wie ein Strom, wenn er durch ein Thal rauschet. Diese Röhren werden nicht eher sichtbar, als bis sie voller Wasser sind, und so bald sie sich ausleeren, verschwinden sie. Wenn die Wolke voll ist, platzet sie, und das Wasser fällt mit einem entsetzlichen Geräusche herunter. Dieß ist der Augenblick, wo die Wasser-Hose gefährlich wird: denn geschieht es, daß sie auf das Schiff fällt, so muß es ohnfehlbar untergehen. Man suchet sich daher so viel als möglich entfernet zu halten; wegen Mangel des Windes geht es aber vielmal nicht an, und gemeiniglich ist es Windstille zu der Zeit, da die Wasser-Hose gährt; es müßte denn eben an dem Orte seyn, wo sie entstehet. Allenfalls suchet man sie durch Canonen-Schüsse zu brechen, und anstatt der Kugeln nimmt man eine eiserne Stange, welche die Seule entzwey schneidet, die Wasser-Hose platzen macht, und sie zertheilet. Wir hatten dieses Mittel nicht nöthig, denn in weniger als sechs Minuten zog sich die Seule zusammen, sonderte sich von der Oberfläche des Meeres ab, und verschwand endlich ganz und gar. In einer ziemlichen Entfernung platzte auch die Wolke, und verursachte keinen Schaden, wohl aber eine gewaltige Bewegung in der Luft, die man

um unser Schiff merklich spüren konnte. Dieß ist die einzige Begebenheit, die auf unserer Reise vorgefallen ist, und wir langten in Siam etliche Tage hernach glücklich an.

Dieses Königreich ist das berühmteste von ganz Indien. Die Siamer führen ihren Ursprung über fünf hundert Jahre vor Christi Geburt hinaus, und setzen, wie fast alle andere Völker, ihren ersten Gesetzgeber unter die Zahl der Götter. Nach ihrer Meynung soll dieser Mann außerordentliche Dinge gethan haben. Erstlich hat er die Krone niedergelegt, und ist ein Einsiedler geworden; doch hiervon findt man mehrere Beyspiele. Was ihm aber niemand sonst nachgethan hat, ist seine ungemeine Freygebigkeit gegen die Armen. Da er einem Armen, der ihn um ein Allmosen ansprach, weiter nichts geben konnte, riß er sich ein Auge aus, und legte es ihm in die Hand. Einem andern, um ihn nicht leer wegzuschicken, schenkte er seine Frau. Auch was man von seiner Mäßigkeit vorgiebt, ist eben so außerordentlich. Er aß anfänglich nicht mehr als jeden Tag eine Hand voll Reiß; zuletzt aber begnügte er sich mit einem einzigen Korne. Dergleichen Thaten sind selbst bey erleuchteten Völkern hinlänglich, Altäre zu

verdie-

verdienen. Dieser besondere Mann, unerachtet seiner großen Mäßigkeit, muß von Riesengröße gewesen seyn; denn man hat mir einen seiner Fußstapfen gezeiget, der eine Elle lang, und dreyzehen, oder vierzehen Zoll eingedrückt war. Der Ort ist mit einer goldenen Platte bedecket, und bey gewissen Feyerlichkeiten wird dieses Heiligthum dem Volke gezeiget; auch der König begiebt sich einmal im Jahre dahin, es anzubeten.

Was von dem **Ursprunge** dieser Monarchie noch am vernünftigsten zu behaupten steht, ist, daß man ihren Anfang in diejenigen Zeiten setzet, da die Araber zum erstenmal nach Indien gegangen sind, und man also ihre Entstehung wahrscheinlicher Weise dem Einfalle dieser Barbaren zuzuschreiben hat. Wenigstens findt man vor dieser Begebenheit keine an einander hängende Zeitrechnung der Fürsten, die dieses Reich beherrschet haben. Einer von ihnen bauete in dem vierzehenten Jahrhunderte die Hauptstadt **Juthia**, welche von den Portugiesen, nach dem Namen des Königreichs, **Siam** ist genennet worden.

Wenige Staaten haben in so kurzer Zeit so viele **Veränderungen** erlitten, wie dieser. Die erste geschah zu Ende des sechzehenten Jahr-

hunderts, und war das Werk einer verliebten Königinn. In der Abwesenheit ihres Gemahls buhlte sie mit einem ihrer Hofleute, und wurde schwanger. Um zu verhindern, daß ihre Untreue nicht ruchtbar wurde, entschloß sie sich, ihren Gemahl mit Gifte zu vergeben. Sie hatte einen Sohn von neun Jahren, der zu jung war, die Regierung selbst zu führen, und die Mutter, deren frevelhaftes Beginnen niemand wußte, wurde zur Regentinn erwählet. Unerachtet aller Vorsicht, die sie brauchte, ihre Niederkunft zu verheelen, wurde ihr Verbrechen bekannt: aus Furcht nun, daß ihr Sohn dereinst den Tod seines Vaters rächen möchte, an welchem sie, wie man seitdem erfahren hatte, Schuld war, ließ sie ihn umbringen, und setzte an seine statt den Gegenstand ihrer verbotenen Liebe auf den Thron. Allein ihre von so vielen Frevelthaten ermüdeten Unterthanen ermordeten sie, nebst ihrem Lieblinge, bey einem Gastgebote, und wählten einen andern Prinz aus dem Königlichen Hause.

Der neue Monarch hatte seine Regierung kaum angetreten, als einer der benachbarten Könige kam, sich seiner Staaten zu bemächtigen, oder sie wenigstens zinsbar zu machen. Zum Vorwande des Krieges bediente er sich

der Verweigerung des Siamischen Königes ihm den weißen Elephanten, den er im Besitze hatte, zu schicken. Der Feind zog zu Felde, eroberte die Hauptstadt, und der König von Siam, aus Furcht lebendig in die Hände des Ueberwinders zu fallen, nahm sich in seinem Palaste das Leben. Er hinterließ Nachfolger, unter denen einer war, der durch seine eigenen Unterthanen zum Tode verurtheilet wurde. Es war allerdings ein sehr lasterhafter Fürst, und er hatte einen Minister zum Feinde, der mächtig genug war, ihn aus dem Wege zu räumen. Diese Empörung fällt eben in die Zeit, da die Engländer ihren König, Carl I. hinrichten ließen; nur mit dem Unterschiede, daß die Siamer dazumal noch Barbaren waren.

Der Vater des Monarchen, der die Franzosen so wohl aufnahm, hat die Regierung auch durch unrechtmäßige Gewalt an sich gezogen, und man kann sie unter die Empörungen von Siam rechnen. Er heurathete die Schwester des Kron-Erben wider ihren Willen, und ließ sich zum Könige erklären. Sein Sohn, **Chaou-Naraie**, bestieg ebenfalls den Thron durch einen neuen Aufstand: er tödete seines Vaters Bruder, der sich zum Regenten aufgeworfen hatte, mit eigener Hand; übrigens aber machte

er den Anfang seiner Regierung durch eine That von Standhaftigkeit merkwürdig. Als er einsmals in den Tempel gehen wollte, erfuhr er, daß die Talapoins, die Priester des Landes, beschlossen hatten, ihn umzubringen; es war auch in der That die ganze Pagode von ihnen voll, und alle hatten verborgene Waffen unter ihren Röcken. Der Fürst, der davon benachrichtiget war, gab Befehl den Tempel zu umringen, und weil er untrügliche Proben von dieser Bösewichter heimlichem Verständnisse hatte, ließ er sie insgesamt durch seine Soldaten niedermachen.

Die Verbindung, in welcher dieser Monarch mit Ludwig XIV. stund, und die Niederlassung der Franzosen zu Siam, sind Umstände seiner Regierung, die unsere Nation betreffen. Erstores ist das Werk eines Herumschweifers, der aus einem Schiffjungen erster Minister wurde. Er hieß **Constanz**, oder **Constantin Phaulkon**, ein Grieche, von Cephalonia gebürtig. Dieser hatte im zwölften Jahre sein Vaterland verlassen, war zu Schiffe gegangen, und nach England gekommen. Weil er, sein Glück daselbst zu machen, nicht möglich fand, gieng er nach Indien, und hob sich nach und nach bis zum Schiffs-Capitain. Von dort

begab

begab er sich nach China und Japan, und handelte für Rechnung der Kaufleute; nachdem er aber auf den Küsten von Siam Schiffbruch erlitten hatte, trat er in die Dienste des dasigen Oberaufsehers der Finanzen. Hier zeigte er so viel Einsicht in die Geschäffte, daß er sich das Vertrauen des Ministers, und die Gnade des Monarchen erwurb. Nach dem Tode seines Beförderes bekam Phaulkon alle seine Aemter; kurze Zeit aber hernach wurde er des Königes Oberhofmeister, und der vornehmste Minister im Reiche. Vielleicht war seine Absicht, sich gar auf den Thron zu schwingen. Die große Gewalt, die er in Händen hatte, und die schwächliche Gesundheit des Königes, der ohne männliche Erben war, konnten seine Hoffnung leicht unterstützen. Wenigstens wurde ihm Schuld gegeben, als habe er darnach getrachtet; und man schrieb dieser Ehrsucht sein Verständniß mit Frankreich zu. Er beredete seinen Herrn, sich um die Freundschaft Ludwig XIV. zu bewerben, und stellete ihm vor, wie vortheilhaft solche, so wohl zu Ausbreitung der Handlung seiner Staaten, und zu Beförderung der Künste, als zu Verbesserung der Sitten seiner Unterthanen seyn würde. Zu Folge dieses Rathes schickte der König von

Siam

Siam zwey Mandarinen, unter der Anführung eines seit verschiedenen Jahren in dem Königreiche bekannten Priesters der fremden Missionen, mit welchem der Minister Constanz in genauer Bekanntschaft stund, nach Frankreich. Auf der andern Seite betrogen die Französischen Kaufleute und die Missionaire den Hof zu Versailles durch eine mehr glänzende als gegründete Hoffnung. Erstere vergrößerten die Vorzüge des Landes, und redeten von den dasigen Reichthümern nicht anders, als mit Entzückung: die andern versicherten, daß das Königreich, nach dem Beyspiele ihres Regenten, das Christenthum annehmen würde. Vermöge so herrlicher Versprechungen schickte Ludwig XIV. den Herrn von Chaumont, als Gesandten, dahin. Diese Nachricht erweckte bey dem Könige von Siam ungemeine Freude, noch mehr aber bey seinem Minister. Die Aufnahme geschahe mit so viel Pracht und Vorzügen, daß es werth ist, daß ich etliche Umstände davon erwähne. Von den Gränzen des Königreiches bis in die Hauptstadt kehrte der Gesandte in keinem andern, als in blos für ihn erbaueten Wirthshäusern ein, welche prächtig ausgeschlagen, und von fünf zu fünf Stunden von einander entfernet lagen; aller Haus-

rath darinnen war neu, und nie gebrauchet worden. An allen Orten, wo er durch gieng, erwies man ihm die Ehre, die dem Könige wiederfähret; niemand blieb in seinem Hause; jedes wollte sich auf dem Wege finden, und fiel mit gefalteten Händen auf das Gesicht nieder, ohne daß man räuspern, husten, oder reden hörte. Die Nacht über war Wache bey den Häusern, worinnen er schlief, und um sie herum wurden Wach-Feuer angezündet. Deputirte, von mehr als vierzig zu Siam wohnenden Nationen, kamen ihn zu bewillkommen, und alle waren nach ihrer Landes-Art gekleidet, welches einen überaus angenehmen Anblick machte. Auch die geistliche Schule zu Siam fand sich ein, ihn zu begrüßen; man sah Priester, die ihr langer Bart ehrwürdig machte, und eine Menge junger Chineser, Japaner, Siamer, nebst andern, alle in langen Kleidern, und mit anständiger Bescheidenheit: etliche von ihnen waren schon in dem geistlichen Stande, andere wollten sich erst noch hinein begeben. Den Zug des Gesandten machten die vornehmsten Herren des Königreiches aus. Jedoch, Sie erwarten von mir nicht alle die besonderen Umstände, welche der Abt von Choisi in seinen Memoiren so angenehm beschrieben hat. Es ist genug,

wenn

wenn ich Ihnen sage, daß des Königs Wille war, man sollte alle bisher zu dem Empfange der Gesandten eingeführte Gebräuche bey dieser Gelegenheit übertreffen. In solchem Verhältnisse erwies er auch allen anwesenden Franzosen gleiche Höflichkeit, und begegnete ihnen mit einer bey den Orientalischen Monarchen ungewöhnlichen Leutseligkeit.

Dergleichen außerordentliche, einer fremden Nation erzeigte Vorzüge erweckten Neid, und man schob die Schuld auf den Minister, der ohnfehlbar seine Ursachen darzu haben mußte. Man gab dem Könige heimlich Nachricht, der Grieche Constanz unterhielte mit den Franzosen ein heimliches Verständniß, und heegte wider den Staat gefährliche Absichten. Der Monarch achtete nicht darauf, und fuhr fort dem Minister sein ganzes Vertrauen zu schenken. Allein ein einziger Siamer hatte ebenfalls an dieser Gnade Theil. Er hieß Pitracha, und seine Mutter war des Königes Amme, seine Schwester aber die Maitresse gewesen. Dieser brachte die Großen, die Priester, und das Volk auf seine Seite, und machte wider den geliebten Minister Anschläge. Phaulkon, der unter allen Ständen im Reiche Kundschafter hatte, wurde in Zeiten davon benachrichtiget; allein er fand

hey

bey den Franzosen nicht so viel Eifer, als er vermuthet hatte. Pitracha hingegen, aus Furcht seine Absichten möchten entdecket werden, eilte, sie auszuführen. Er versammlete alle seine Freunde, und ließ den Palast mit bewaffneten Leuten umringen; der oberste Priester vom Hofe führte an, ließ sich von sechs Sclaven auf ihren Achseln tragen, und suchte jedermann durch Reden und Gebärden aufzumuntern. Phaulkon erfuhr den Aufstand, und kam eiligst herbey. Kaum aber war er in den Palast getreten, so ließ ihn Pitracha wegnehmen, in das Gefängniß führen, etliche Tage hernach durch des Henkers Schwerd umbringen, und seinen Cörper den Hunden vorwerfen, die ihn die Nacht über fraßen. Hierauf fieng der Rebelle an, als Souverain zu handeln, und bediente sich des Titels, als Reichs-Verweser. Chaou-Naroie hingegen mußte sein noch übriges schwächliches Leben ohnmächtig hinbringen, und starb im Monate Julii, des 1688. Jahres. Pitracha schaffte alle Prinzen vom Geblüte auf die Seite; und nach zehn Tagen Trauer, begab er sich mit allen Zeichen der Königlichen Würde, in die große Pagode, ließ sich auch hernach in der Hauptstadt krönen. Auf solche Art endigte sich der Aufruhr,

den

den die Siamer noch heutiges Tages die Französische Zänkerey nennen.

Nach dieser kleinen Ausschweifung, Madame, die Sie vielleicht nicht unrecht angebracht finden werden, komme ich wieder auf die ersten Tage unserer Ankunft in dem Königreiche. Den 13ten September kriegten wir die Mündung des Flusses von Siam zu sehen, und des andern Tages legten wir uns, drey Stunden von dem Schlage (barre,) vor Anker. Man giebt diese Benennung einer morastigen Sandbank, die mehrentheils außer dem Wasser liegt. Man kann nichts angenehmers sehen, als das Ufer dieses Flusses, welcher Menan heist. Sein schlangenförmiger Lauf verursachet eine große Menge Inseln, und vertheilet sich in unendlich viele Armen. Auf beyden Seiten ist er mit großen immer grünenden Bäumen besetzet, und hinter diesen sieht man weite Felder mit Reiße bedecket. Weil die Gegend überaus niedrig liegt, ist sie die Hälfte vom Jahre überschwemmet; das Austreten des Flusses aber geschieht eben so ordentlich, wie beym Nil. Der Erfolg davon ist sehr glücklich, indem der Reiß mit dem Wasser zugleich wächst, die Aehren aber niemals ersäufet werden. Dieß geschieht in Aegypten nicht, wo die allzustarken Ueberschwem-

schwemmungen, die Ernde verderben. Wenn der Reiß reif ist, setzen sich die Siamer in kleine Schiffe, und halten Ernde; sie schneiden blos die Aehren ab, und lassen das Stroh stehen. Ist die Ueberschwemmung bald vorüber, begiebt sich der König in einer Gondel auf den Fluß: nicht, um sich mit einem unbeständigen Elemente zu vermählen, oder sich eine stolze Herrschaft über selbiges anzumaßen, wie zu Venedig, sondern um den Fluß bescheiden zu bitten, daß er die Felder verlasse, und in sein voriges Bette zurück trete. Während der Ceremonie bleibt das am Ufer versammlete Volk, dem die Priester weiß gemacht haben, nur der König könne den Lauf des Wassers aufhalten, auf den Knien liegen, und kann die Macht des Monarchen nicht genug bewundern.

Nachdem wir unser Schiff verlassen hatten, fuhren wir den Fluß hinauf in einer Art von kleinen Ruder-Schiffe, (ballon,) die in Siam sehr gewöhnlich sind. Man siehet ihrer auch größere, die wie Häuser bedeckt sind, worinnen ganze Familien wohnen, und da auf verschiedenen Plätzen viele neben einander liegen, sehen sie wie schwimmende Dörfer aus.

Bankok war die erste Stadt, die wir, den Menan hinauf, antrafen. Dieser Ort ist wegen

seiner Lage wichtig: er vertheidiget die Fahrt auf dem Flusse, und ist, von der Seite seiner Mündung, der Schlüssel zum Königreiche. Die Gegend um die Stadt ist ein ununterbrochener Garten, mit Obst-Bäumen besetzet, welche den größten Reichthum der Landschaft ausmachen. Die daselbst erzeugten Früchte werden in der nicht weit davon gelegenen Hauptstadt theuer verkaufet. Bey hereinbrechender Nacht hatten wir einen angenehmen Anblick, wegen der unzähligen Menge glänzender Würmer, womit die am Ufer stehenden Bäume bedecket waren: man hätte sie für so viel mit Lichtern besteckte Kronen-Leuchter angesehen, und der Wiederschein des Wassers vermehrete sie erstaunend. Mit anbrechendem Tage wurden wir eine große Anzahl Affen von allerhand Gattungen gewahr, die theils auf den Bäumen herum kletterten, theils Truppweise herum liefen. Was mir aber vornehmlich viel Vergnügen machte, war eine Art von Vögeln (aigrette,) an Gestalt wie Reiher, derer Federn so weiß wie Schnee sind. Die Abwechselung dieses Weißen, mit dem Grünen der Blätter, that eine vortrefliche Wirkung, und ich sah es vom weiten für Blüthen von Kastanienbäumen an.

Wir

Wir machten auf diesem schönen Flusse nicht eine Stunde Weges, ohne eine Pagode, mit einem dabey gelegenen Kloster von Talapoins, als den Priestern und Ordensleuten des Landes, anzutreffen. Diese leben ohne Kloster-Gelübde beysammen, und ihre Häuser machen Schulen aus, worinnen der vornehmen Leute Kinder erzogen werden. Selbige kommen in dem siebenten oder achten Jahre hinein, und tragen das Ordens-Kleid, das in zwey baumwollenen Tüchern besteht, davon eines den Unterleib bis an die Kniee bedecket, das andere eine Binde vorstellet, die über die Achsel wie ein Bandelier hängt. Man rasiret ihnen den Kopf, und die Augenbraunen, wie ihren Vorgesetzten, bey welchen es zur nothwendigen Pflicht gehöret. Nach dem Lesen und Schreiben ist die Rechenkunst eine der ersten Wissenschaften, die man diesen jungen Kostgängern lehret: von da geht man weiter zur Erlernung der Philosophie, und Religion. Ihre Art zu rechnen, kommt mit der unserigen überein: sie haben ebenfalls zehn Zahlen, und ihre Null, die wie die unserige aussiehet, hat auf eben dem Platze eben die Geltung. Ihre Philosophie besteht in der Moral, deren Grundsätze bey allen Völkern einerley sind.

Von Bankok bis nach Siam liegen am Ufer des Flusses eine Menge Dörfer, derer Häuser vom Bambus-Rohre verfertiget sind, und auf hohen Pfählen stehen, damit sie vor den Ueberschwemmungen gesichert seyn. Bey jedem Dorfe ist ein Marktplatz, wo jedermann, der den Fluß hinauf oder herunter fährt, seine Mahlzeit, das heißt, Obst, gekochten Reiß, Fische, und Ragouts, auf Siamisch zugerichtet, allezeit fertig findet.

Bey meiner Ankunft zu Siam war meine erste Sorgfalt, mir eine Wohnung auszumachen; da denn die Bekanntschaft des Pater Sylveira mir wohl zu statten kam. Er verschaffte mir ein Zimmer in dem Hause eines seiner Freunde, der mich nöthigte, seinen Tisch, und einen Sclaven zur Bedienung, anzunehmen. Nach besorgter meiner Einrichtung, sann ich auf nichts, als meine Wißbegierde zu befriedigen; die Lage und die Gebäude der Hauptstadt waren die ersten Gegenstände meiner Aufmerksamkeit. Siam ist eine der größten Städte von Indien, wenn man sie blos nach dem Umfange ihrer Mauern betrachtet: allein kaum der sechste Theil davon ist bewohnet; das übrige liegt wüste, oder enthält nichts als Tempel. Der Platz, worauf die Stadt gebauet ist, wird von

einer

einer großen Menge Canäle, oder Armen deß Menan durchschnitten, die sie in unterschiedene Inseln theilen. Die Ring-Mauer ist von Ziegelsteinen, worinnen Bögen angebracht sind, die so wohl den Ablauf des Flusses, als das Hin- und Herfahren der Barken befördern. Auf diesen Barken kann man in alle Gassen fahren; und weil die Zufuhre der Waaren dadurch erleichtert wird, indem sie von dem Meere sogleich in die Magazine gebracht werden, so veranlasset dieser, und die übrigen Vorzüge des Reiches, daß die Kaufleute aus allen Theilen der Welt dahin kommen. Längst den Canälen sind Dämme aufgeführet, die schöne, gerade Gassen abgeben, und an manchen Orten mit Bäumen besetzet, aber so voller Koth sind, daß man kaum gehen kann. Zur Zeit der Ueberschwemmung sieht man zugleich eine Stadt, einen Wald, und ein Meer. Ob nun gleich die öffentlichen Plätze unter Wasser stehen, so wird doch Markt daselbst gehalten. Das Volk versammelt sich in kleinen Schiffen. In einer Stadt, die so zu sagen mitten im Wasser liegt, wie Venedig, ist es nöthig gewesen, eine große Anzahl Brücken zu bauen. Einige davon sind von Ziegelsteinen, die meisten aber von Holze mit geflochtenem Rohre, und so unsicher, daß ich jedesmal mit

Zittern darüber gehe. Die Häuser sind niedrig, und hölzern, wenigstens die von den Eingebohrnen des Landes; daher sie auch durch diese Bau-Art aller Unbequemlichkeit einer unmäßigen Hitze ausgesetzet sind. Zäune von Bambus-Rohre umgeben diese leichten Wohnungen, und in den Quartieren der Stadt, wo die Ueberschwemmung hinkommt, stehen die Häuser auf Pfählen, die Treppe aber hängt haußen, wie an unsern Windmühlen. Ein Korb mit Erde gefüllet, der auf drey Stützen steht, macht den Heerd. In etlichen Stunden ist ein solches zerbrechliches Haus errichtet, und niedergerissen; und eine Stadt wie Siam kann in sehr wenigen Tagen erbauet werden. Die Fremden, wie die Mogols, Chineser, und Europäer, ꝛc. wohnen in kleinen acht Fuß langen, vier Fuß breiten, und zwölf Fuß hohen Behältnissen, von gehauenen oder gebackenen Steinen, in zwey Stockwerke abgetheilet. Etliche unter ihnen haben auch größere und bequemere Wohnungen. Der vornehmsten Hof Bedienten Häuser sind von Tischer-Arbeit, die man für große Schränke hielte, worinnen Mann, Frau und Kinder wohnen. Die Bedienten und Sclaven haben kleine abgesonderte Oerter, in eben der Verzäumung eingeschlossen, und sie machen so viel abgesonderte Haushaltungen aus.

Jede Nation hat in der Stadt ihren eigenen District, oder Quartier, welche durch Canäle von einander abgesondert sind. Dadurch werden die Zänkereyen, die unter so verschiedenen Nationen oft entstehen, vermieden. Eine jede Nation hat ihren Vorgesetzten, der für sie stehen muß, nebst einem Schutz-Herrn, den der König ernennet. Die Fremden sind verbunden, dem Könige alle Jahre den Eid der Treue zu erneuern, und die Ceremonien dabey sind sehr feyerlich. Alle Kron-Bediente sind gegenwärtig, und der Monarch, auf einem goldenen, von Edelsteinen blitzenden Throne, empfängt den Eid von jedem der Vorgesetzten, nach seinem Range. Sie müssen hernach von einem durch die Talapoins zubereiteten Wasser trinken, das den Meineidigen schaden soll. Der Priester hält in dieses heilige Wasser die Spitze eines Degens, und stößt allerhand Flüche wider diejenigen aus, die nicht von guten Herzen schwören, zweifelt auch keineswegges, daß solchenfalls das Wasser sie in dem Augenblicke ersticken würde.

Jedoch ich komme wieder auf die Gebäude der Stadt. Der Königliche Palast hat eine doppelte Mauer, und sein Umfang beträgt eine halbe Stunde. Er ist in verschiedene Höfe

abgetheilet, und mit einer Menge Gebäude versehen, davon einige von Steine, die andern hölzern sind. Sie sind niedrig, und haben nur ein Stockwerk, enge Treppen, kleine Thüren, und kein einziges auf gleichen Fußboden an einander hängendes Zimmer. Nach der Einwohner Einbildung, giebt diese Ungleichheit den Häusern ein größeres Ansehen. Die Gemächer des Königs müssen höher liegen, als die übrigen im Palaste; und je näher ein Zimmer an jene stößt, je erhabener ist es von den darauf folgenden. Man muß allemal etliche Stufen von einem zum andern steigen. Eben diese Ungleichheit findt man in dem Dache: eines ist niedriger als das andere, nach dem die Zimmer tiefer liegen. Die Lage, wie diese ungleichen Dächer auf einander folgen, machet den Unterscheid der Würde der Zimmer aus. Eine ähnliche Verhältniß bemerket man in den Pagoden; unter der erhabensten Kuppel stehet der Götze.

Die Hof-Bedienten des Königes wohnen in den vordersten Höfen: weiter hin sind weitläuftige Ställe für die Elephanten; des Monarchen Palast aber liegt in dem nächst folgenden Hofe. Er ist Kreuzförmig gebauet, und in dem Mittel erhebet sich eine Pyramide von

etlichen

etlichen Stockwerken, die über das ganze Gebäude hinausraget. Es ist dieses eine Zierde, die nur den königlichen Häusern zukommt. Das Serail stößt an die königlichen Zimmer. Weiter hinaus sind große Gärten, mit Palmen-Bäumen besetzet, in verschiedene Quartiere abgetheilet, und mit kleinen Bächen durchschnitten, die sich durch die Blumen-Beete schlingen. Von dem Inwendigen des Palastes kann ich Ihnen nichts sagen; niemand kommt weiter, als in den Audienz-Saal; dieser aber hat nichts, das beschrieben zu werden verdiente. Ueberhaupt zu reden, sieht man in Frankreich kein kleines Lust-Haus eines Finanz-Pachters, das nicht mehr Ansehen und Pracht hätte, als alle Paläste eines Königes von Siam.

Den Reichthum des Landes sieht man hauptsächlich an den Pagoden; so wohl wegen der vielen Gold-Arbeit, womit sie verzieret sind, als auch wegen ihrer erstaunenden Größe, Bauart, und unglaublichen Menge von Edelsteinen. Die Gestalt dieser Gebäude kommt mit der von unsern Kirchen ziemlich überein. Der Eingang dazu ist groß, und hat vergoldete Thüren; das Inwendige aber ist gemalt, und das Licht fällt durch schmale und lange, in der Mauer-Stärke angebrachte Fenster hinein.

Das Chor hat auf beyden Seiten Sitze für die Talapoins, die zu gewissen, dem Gebete gewidmeten Stunden, früh, Abends, und zu Mitternacht, kommen und singen. Der Altar steht ganz hinten, am weitesten von der Thüre, und man steigt auf etlichen, in Forme eines Amphitheaters gemachten Stufen hinauf. Hier sind die Götzen-Bilder aufgestellet. Man räuchert vor ihnen, und schmücket sie mit Blumen, und Edelsteinen. Die Erleuchtung wird auch nicht gesparet, denn es brennen beständig Lampen: hauptsächlich aber sind Allmosen-Stöcke für die Armen angebracht; ein Gebrauch, der in allen Ländern eingeführet ist. Das Dach dieser Pagoden ist mit glasirten Ziegeln, auch zuweilen mit zinneren und vergoldeten Platten, bedecket. Diese Ziegel sind von einer so hell gelben und glänzenden Farbe, daß, wenn die Sonne darauf scheinet, man glauben sollte, das Dach wäre von gediegenem Golde. Sonst ließ man sie aus China kommen; man hat aber Mittel gefunden, sie in Siam nachzumachen: doch werden sie nicht leicht anders, als für den König gemachet, und dieß ist die Ursache, warum sie außerordentlich theuer sind.

Einer der berühmtesten Tempel dieser Stadt ist der, welcher nicht weit vom königlichen Palaste steht. Er ist mit fünf Kuppeln überbauet, wovon die mittelste und größte mit vier und vierzig Pyramiden oder Obelisken umgeben und verzieret ist. Sie sind nach einer gewissen Ordnung in drey Reihen aufgestellet. Innerhalb dem Platze, der diese Gebäude einschließt, sieht man längst den Galerien, auf der einen Seite mehr als vierhundert wohl geordnete Statuen; die andere Seite aber ist offen, und geht nach dem Tempel. Es giebt Pagoden, die mehr als vier tausend, mit goldenem Bleche überzogene Götzenbilder in sich fassen. Auge und Geist werden von dem Glanze der Mauern und ihrer Verzierungen, von den schönen Pfeilern, und von den unzählichen, vortreflich vergoldeten Figuren entzücket. Diese Figuren sehen einander alle ähnlich und wären sie nicht der Größe nach verschieden, glaubte man, sie kämen aus einer Forme. Etliche sind von Riesen-Größe, alle aber sitzen, nach Siamischer Gewohnheit, mit kreuzweis gelegten Füßen. Sie machen die größte Zierde der Tempel aus. Die Materie, woraus sie gemacht sind, ist eine Vermischung von Kalche, Harze, und Haaren, welche man erstlich mit einem schwarzen Firniße

nisse überzieht, und hernach vergoldet. Die an den beyden Ufern des Flusses gelegenen Vorstädte von Siam sind wenigstens eben so groß, mit eben so vielen Pagoden gezieret, und noch mehr bevölkert, als die Stadt selbst.

Der König kommt nicht in die Stadt, als bey Feyerlichkeiten: seine ordentliche Residenz ist zu Louvo, einem Lustschlosse, das sieben Stunden von der Stadt liegt, und wohin ich mich ohne Verzug begab. Da es auf einer Höhe steht, ist es vor den Ueberschwemmungen gesichert. Es ist nicht so weitläuftig als der Palast zu Siam, es hat aber mehr Annehmlichkeit. Der daselbst residirende Monarch ist der mächtigste Fürst auf der ganzen Halb-Insel von Indien, und übet eine völlig willkührliche Herrschaft aus. Er verstattet zwar den Großen des Reichs, über Staats-Angelegenheiten mit einander zu berathschlagen, auch ihm ihre Meynungen vorzutragen; allein er behält sich vor, das, was sie überleget haben, zu billigen oder zu verwerfen. Diese Vornehmen im Reiche heißen Mandarins; eine Würde, die der König, ohne auf Geburt oder Verdienst zu sehen, giebt oder nimmt, wie es ihm gefällig ist. Der Respect, den er von seinen Unterthanen fordert, geht bis zur Anbetung, und die Stellung,

lung; darinnen man sich in seiner Gegenwart halten muß, ist eine Art von göttlicher Verehrung. Er suchet auch durch alle seine Handlungen dem Volke weiß zu machen, daß er größer sey, als alle andere Potentaten in der Welt, ja als Gott selbst. Daher kommen die schwülstigen Titel, die er sich im ganzen Ernste anmaßet, als: „der allerdurchlauchtigste, „allermächtigste, allerhöchste Monarch; mit „hundert und einer goldenen Krone gekrönet, „welche mit neunerley Arten kostbarer Edel„steine besetzet sind: der allergrößte, allerreinste, „und göttlichste Herr unsterblicher Seelen; „allerheiligst; der alle Dinge sieht; ein unum„schränkter Kaiser, welcher unter dem Schat„ten seiner Flügel das große, reiche, unver„gleichliche Königreich Siam hält; wie nicht „weniger, die glänzende Pracht der schönen und „berühmten Stadt Juthia, deren Thore und „Ausgänge mit einer unendlichen Menge Völ„ker bewohnet sind, und die ohne Zweifel die „Hauptstadt von der ganzen Welt ist; der „größte aller Könige, dem das schönste, das „fruchtbarste unter allen Ländern, welche die „Sonne bescheint, unterthänig ist; ein gött„licher Herr, der ein siegreiches Schwerd in „seiner Hand hält, gleich dem Gotte der Heer„schaa-

„schaaren, gleich einem ganz feuerigen Arme;
„der allervortreflichste, der alleredelste unter
„den Königen, der die Wasser wachsen und
„laufen läßt, wie es ihm gefällig ist; ein Mo-
„narch, und größerer Herr, als die Götter;
„gleich der Sonne in ihrer größten Erhöhung;
„eben so hell wie der Mond, in seinem größten
„Glanze; auserwählt von Gott, um so hoch
„geschätzt zu werden, wie der Nordstern; ein
„göttlicher Herr goldener Thronen; dessen Ge-
„burt ganz königlich, und vom Alexander ent-
„sprungen ist; dessen Verstand vollkommen,
„allsehend, durchdringend, einer sich stets beve-
„genden Kugel ähnlich, und so beschaffen ist,
„daß er die Tiefen des Meeres ausmißt; ein
„König aller Elephanten, der weißen, der
„rothen, der Elephanten mit runden Schwän-
„zen, mit vier Zähnen, und anderer, die zum
„Kriege auferzogen werden: für welche ihm der
„allmächtige Gott vielerley Arten von gestick-
„ten, und mit Edelsteinen besetzten Decken zum
„Geschenke gemacht hat; ein Fürst, der alle
„diejenigen zu Ehren erhebet, die glücklich genug
„sind, sich seiner Gnade würdig zu machen;
„der hingegen alle lebendig verbrennen läßt,
„die sich wider ihn empören; und endlich, ein
„König, bey dem die Gewalt beruhet, alles

„zu

„zu machen, was Gott gemachet und geschaf-
„fen hat.“

Nach allen diesen Titeln darf man sich nicht wundern, daß der König von Siam sich anbeten läßt. Selbst in der geheimen Raths-Versammlung, die manchmal vier Stunden dauert, liegen die Staats-Minister, und die Mandarins, allezeit zur Erde gebeuget. Sie reden mit ihm nicht anders, als auf den Knieen, unter beständiger tiefen Verbückung, die Hände über dem Kopf haltend, und in lauter solchen Ausdrücken, die seine Huld, oder Macht vergrößern. Seine Antworten hält man für Orakelsprüche, und seine Befehle werden ohne Aufschub vollzogen. Selbige werden nicht einmal wörtlich gegeben: einer von den Mandarins, der die Augen beständig auf seinen Herrn gerichtet hat, kennet seinen Willen an gewissen Zeichen, und erkläret solchen den übrigen Hof-Bedienten durch andere Zeichen. Auch die größten Lieblinge dürfen sich der Person des Fürsten niemals völlig nähern; es ist schon viel, wenn er sie würdiget, daß er sich aus einem Fenster des Palastes zeiget. Auch die fremden Gesandten empfängt er auf diese Art: er redet mit ihnen von einem erhabenen Balkon, allezeit sehr kurz, und gegen alle in einerley Ausdrücken. Wenn

er aus seinem Palaste geht, muß jedermann zu Hause bleiben; niemand aber darf vor seinem Palaste vorbey oder hinein gehen, ohne sich bis auf die Erde zu verbücken. Sein Palast wird als heilig angesehen; das strengeste Stillschweigen wird darinnen, so wie an allen in der Nähe herum gelegenen Oertern beobachtet, und ob er schon mit einer Menge Officiere und Soldaten angefüllet ist, höret man doch nicht den mindesten Lärmen; man dächte, es wäre eine abgelegene Einsiedlerey. Alles was darinnen vorgeht, bleibt unter dem tiefsten Geheimnisse verborgen. Es ist ein Verbrechen, wer vom Könige redet, ja nur seinen Namen nennet; daher ihn auch wenige Leute kennen. Doch dieser Zwang dauert nur so lang, als der Fürst am Leben ist; nach seinem Tode steht jedermann frey, von ihm zu reden. Urtheilen Sie selbst, Madame, wie traurig ein Hof seyn muß, wo des Fürsten Gegenwart Zwang, Stillschweigen, und Furcht einflößet, da sie vielmehr alles beleben sollte. Die Wache muß beständig in Bereitschaft stehen; und auf das geringste Zeichen fallen viele tausend Menschen so gleich nieder, auch wenn sich der Fürst nicht sehen läßt: es ist genug, daß man glaubet, er halte sich hinter einem Fenster, woraus er in die Höfe

und Gärten sehen kann, verborgen. Von Weibspersonen kommt niemand in den Palast, außer diejenigen, welche dem Monarchen in seinem Serail zur Wollust dienen, niemals aber wieder heraus dürfen; andere werden gar nicht hinein gelassen. Der Officier, der am Thore steht, macht niemals auf, ohne den Mandarin, der in dem ersten Hofe die Aufsicht hat, Nachricht zu geben; und wer sich daselbst zeiget, wird entwaffnet, und mit der größten Sorgfalt besichtiget. Man untersucht so gar den Athem, und hat jemand etwa Arak getrunken, wird er abgewiesen, aus Besorgniß, die Majestät des Ortes möchte entheiliget werden.

Der innerliche Dienst im Palaste wird durch Pagen, Verschnittene, und junge Mägdgen verrichtet. Die ersteren haben die Aufsicht über die Bücher, über das Gewehr, und über Seiner Majestät Betel. Die Verschnittenen sind hauptsächlich zum Dienste der Königinn. Die Mägdgen allein haben die Erlaubniß ungehindert in des Königes Zimmer zu gehen. Sie machen sein Bette, kleiden ihn an, und bereiten die Speisen, ꝛc. Niemand als die Morgenländer scheinen den Werth eines solchen Dienstes zu kennen, und seine Süßigkeit zu empfinden. Dieser Fürst hat nicht mehr als

eine Gemahlinn, der man den Titel als Königinn giebt. Sie hat ihre Hof-Bedienten, ihre Hof-Damen, die sie begleiten, ihre Verschnittenen, ihre eigenen Gondeln, und Elephanten. Die Weiber der Mandarins, woraus ihre Hofstatt besteht, liegen vor ihr auf der Erde, wie die Mannspersonen vor dem Könige; nur mit dem Unterschiede, daß sie die Erlaubniß haben sie anzusehen. Ihren Hof regirt sie als eine Souveraine, oder vielmehr auf despotische Art; und der König überläßt ihr gewisse Provinzen zu ihren Einkünften, worüber sie vollkommene Gewalt hat. Dieser zu Folge hält sie Raths-Versammlung mit ihren Weibern über alle Vorfallenheiten, und spricht ihren Unterthanen das Recht. Sie hat so gar ihre Strafen; dergestalt, daß wenn über eine Frau Klagen einlaufen, es sey wegen Splitterrichten, falscher Nachrichten, oder unbedachtsamer Reden, sie ihr zur Strafe das Maul zu nähen läßt: wenigstens ist dieses einmal geschehen. Die Gemahlinn des Chaou-Naraie war es, welche diese allzustrenge Züchtigung für das weibliche Geschlecht verordnet hatte.

Die Anzahl der Königlichen Kebs-Weiber ist unbestimmt; ja die Größe des Monarchen besteht in der Vielheit der Sultaninnen.

Den

Den Siamern kam es fremde vor, daß ein so großer Herr, wie der König von Frankreich, nur eine Gemahlinn, und keine Elephanten habe. Von diesen Thieren wird hier eine große Menge unterhalten. Man führet sie mit Musik in den Fluß zu tränken, wobey Sonnen-Schirme vor ihnen hergetragen werden. Man behauptet, sie wären an diese Ceremonie so gewöhnet, daß, wenn sie nicht geschähe, man sie nicht fortbringen könnte.

Die Könige von Siam leben in einer Furcht, welche ihre Paläste zu so viel Festungen macht, darinnen sie wegen der Empörungen ihrer Unterthanen beständig auf ihrer Hut sind. Sie verwahren sie mit tüchtigen Mauern, und zu besserer Vertheidigung belegen sie sie mit spitzigen Fuß-Angeln. Das gehässige Amt eines Angebers ist bey Lebensstrafe anbefohlen, so bald es des Königes Person betrifft; und wenn die Anklage nicht bewiesen werden kann, so verdammet man den Beklagten, und den Kläger zu gleicher Strafe, das heißt, sie werden den Tygern vorgeworfen. In der Ungewißheit läßt man lieber den Unschuldigen verderben, als daß man den Schuldigen retten wollte.

Der jetzt regirende Fürst führet ein ziemlich ordentliches Leben: er steht alle Mor-

gen um sechs Uhr auf, und das erste, was er vornimmt, ist, daß er einer Menge Talapoins Allmosen austheilet, die nicht ermangeln sich zu zeigen, so bald er sich nur sehen läßt. Diese faulen Bettel-Mönche überschwemmen das ganze Land, und saugen die anderen nützlichen und arbeitsamen Bürger aus. Seine Majestät giebt hernach in dem Innersten des Palastes Audienz, so wohl an seine Kebsweiber, an die Verschnittenen, und Sclaven, als auch an einen der Magistrats-Personen, der ihm die entschiedenen Rechts-Sachen zeiget, welche er billiget oder ändert, nachdem er es für gut findet. So bald diese Magistrats-Person weggegangen ist, kann jedermann Audienz haben, bis zu Essens-Zeit. Der Arzt untersuchet alle Gerichte, und giebt die, welche er für schädlich hält, zurück. Während der Mahlzeit werden die Criminal-Processe gelesen, da denn der Fürst selbst das Schicksal der Verbrecher bestimmt. Nach der Tafel begiebt er sich in ein anderes Zimmer, und legt sich auf ein Ruh-bette. Es folgt ihm allezeit ein Leser, der mehrentheils das Leben eines der vorigen Könige lesen muß; wenn er einschläft, redet der Leser sacht, höret nach und nach auf, und geht weg. Gegen vier Uhr kommt der Leser wieder, und fängt an so

laut

laut zu lesen, daß der König darüber aufwachet. Alsdenn giebt er seinen ersten und vornehmsten Hof-Bedienten Audienz. Um neun Uhr versammelt sich der geheime Rath; dauert nun dieser zu lange in die Nacht, so erinnert der Arzt den Fürsten, daß es Zeit sey, schlafen zu gehen. Der Arzt hat Sitz in dem geheimen Rathe; allein er höret nur zu, und wird niemals um seine Meynung befraget.

Selten zeigen sich die Könige von Siam öffentlich; und wenn sie erscheinen, geschieht es unter einer Zurüstung, welche Furcht erwecket. Sie lassen Elephanten, mit bewaffneter Mannschaft beladen, vor sich hergehen; ingleichen eine unzählige Menge Wache, Bedienten, und Sclaven, mit Stöcken und Blas-Röhren, die das Volk abwehren. Der König sitzt auf einem goldenen Stuhle, der von zehn oder zwölf Bedienten getragen wird, und ist mit Soldaten umringt; das zur Erden niedergefallene Volk aber darf ihn nicht ansehen.

Ein andermal sitzt er auf einem Elephanten, der von Golde und Edelsteinen blitzet. Dieses auf seine Last stolze Thier geht ganz langsam einher, und scheint, die ihm wiederfahrene Ehre zu empfinden; es würde nicht leiden, daß jemand anders den Platz des Monarchen einnähme.

nähme. Hat der König einen Prinz, so folgt er ihm; nach diesem kommt die Königinn; und endlich seine übrigen Weiber. Sie sitzen alle auf Elephanten, aber in einer Art von hölzernen, vergoldeten, und verschloßenen Thürmgen, so daß man sie nicht sehen kann. Der Zug wird durch einen zweyten Trupp von Wache geschlossen, und die ganze Begleitung besteht aus funfzehn oder sechzehn tausend Personen.

Wenn der Fürst auf dem Flusse spazieren fährt, so sitzt er in einer vergoldeten Schaluppe, unter einem brocadenen Himmel, und seine Hofleute, derer vielmal tausend oder zwölf hundert sind, begleiten ihn jeder in einer Barke, die von zwanzig Sclaven gezogen wird. Diesen folgen viele Schiffe mit Musik, und hernach kommen funfzig Parade-Barken. Man sollte Mühe haben, sich von der damit verknüpften Pracht einen gehörigen Begriff zu machen. Stellen Sie sich, Madame, einen großen Fluß vor, worauf dreyßig tausend Menschen in schön gemalten und vergoldeten Schiffen spazieren fahren, ohne die erstaunende Menge Volkes zu rechnen, die von allen Seiten herzu läuft, um diesen Aufzug mit anzusehen.

Ich habe dergleichen, in einer andern Art, zu der Zeit da ich in Louvo war, selbst mit ab-

gewartet. Er kann Ihnen eine Vorstellung von den Gebräuchen der Siamer machen, die sie bey ihren Leichenbegängnissen beobachten. Der König hatte die Prinzeßinn, seine Tochter, eingebüßet, und da er sie ungemein liebete, ließ er ihr eine sehr prächtige Erdenbestattung halten. Er wollte, alle seine Unterthanen sollten bey dieser Gelegenheit den Bart rasiret haben, welches hier zu Lande das größte Kennzeichen der Betrübniß ist; allein auf Vorstellung einiger der Großen wurde dieser Befehl nur auf das gemeine Volk eingeschränkt, das auch so gleich gehorchte, weil Lebensstrafe darauf stund, wer darwider handeln würde. In einem der Höfe des Palastes wurden fünf Thürme aufgeführet, davon der mittelste über hundert Fuß hoch war, die andern aber abnahmen, je weiter sie von jenem entfernet stunden. Sie waren gemalet, vergoldet, und durch Gänge verbunden, woran die Geländer, eben so schön gezieret waren, als die Thürme. Vor den höchsten Thurm hatte man den Körper der Prinzeßinn gebracht, und ihn auf einen von Gold und Edelsteinen glänzenden Altar gestellet. Dasselbst stund sie in einem in die Höhe gerichteten, ganz goldenen, und eines Daumes dicken Sarge, mit einem langen schleppenden Kleide angethan,

das mit Diamanten bedecket war. Die Hände hielt sie gefaltet, und das Gesicht gen Himmel gekehret. Die Krone, die sie auf dem Kopfe hatte, war von unschätzbarem Werthe, so wie das Halsband, und die Armbänder. Es waren Sitze für die Großen des Reiches aufgebauet, welche in weiße Leinewand, als die hiesige Trauer-Farbe, gekleidet waren, und sich hernach dem Leichname näherten, und tief verbückten. Sie streueten dabey Blumen und Weihrauch um den Sarg und Altar, und ließen in ihren Gebärden alle mögliche Merkmale einer herzlichen Betrübniß blicken. Nach ihnen kamen die Damen, auch weiß gekleidet, ohne allen Putz, und machten ebenfalls ihre Verneigung, und streueten Weihrauch. Als diese erste Ceremonie zu Ende war, wurde der Sarg auf einen prächtigen Wagen gesetzet, und zwanzig Schritte weiter gebracht. Daselbst erwiesen ihm die Großen des Reiches, und die Damen, abermal gleiche Ehre, und weineten so bitterlich, daß es schiene, als ob der Verlust einen jeden insbesondre angienge. Man untermengte das Weinen mit lautem Geschreye, und diese Trauer-Bezeigungen dauerten eine halbe Stunde. Der Wagen wurde hernach an den Ort, wo der Holzhaufen aufgerichtet war, durch die vornehmsten Kron-

Bedienten hingefahren. Nach ihnen kam des Königes ältester Prinz, der Bruder der verstorbenen Prinzeßinn: er war weiß gekleidet, so wie die übrigen seiner Hofstatt, und saß auf einem Elephanten, der eine reich gestickte Decke aufliegen, und goldene Ketten um den Hals hatte. Zu beyden Seiten, sah man zwey seiner Brüder auch auf Elephanten, die den Zipfel einer langen weißen seidenen Binde hielten, welche mit dem andern Ende an den Sarg angeheftet war. Andere junge Prinzen, eben so gekleidet, giengen zu Fuße, und jeder trug einen Zweig in der Hand. Sie hatten das Weinen so gut gelernet, daß es ihnen keine Mühe kostete, häufige Thränen zu vergiessen. Auf dem halben Wege nach dem Holzhaufen, waren Gerüste aufgeführet, wo die Mandarins, von der andern Classe, den Zug erwarteten. So bald der Leichnam vor ihnen vorbey kam, wurfen einige Kleider, andere Geld unter das Volk. Als endlich der Zug an dem Orte anlangete, wo die Ceremonie sich endigen sollte, hoben die Großen des Reiches den Sarg mit vieler Ehrerbietung von dem Wagen, und setzten ihn unter dem Klange musikalischer Instrumente, nebst untermengtem Geschreye des ganzen Hofes, auf den Holzhaufen. Nachdem dieses traurige Concert zu Ende

war, wurde der Leichnam mit wohlriechendem Holze, und Räucherwerke bedecket; die jungen Prinzen aber, nebst den Vornehmsten vom Hofe, kehrten wieder zurück in den Palast. Die Damen blieben allein da, den Sarg zu bewachen, der erst zwey Tage hernach verbrennet wurde. Das unangenehmste für sie mußte ohnfehlbar seyn, daß sie diese ganze Zeit über ohnaufhörlich weinen, und Tag und Nacht damit fortfahren sollten. Aus Furcht, daß etliche von ihnen möchten von dem Schlafe überfallen, oder wegen dieses beschwerlichen Dienstes endlich ermüdet werden, waren andere Weiber auf gewisse Weiten, mit Geißeln in der Hand, angestellet, die ihnen derbe Hiebe gaben, daß sie sich gezwungen sahen, ihr Geschrey und Geheule, ihrer selbst wegen, wieder anzufangen. Diese zwey Tage über verrichteten die Talapoins auf erbauten Gerüsten, in dem Hofe, wo anfänglich der Sarg der Prinzeßinn gestanden hatte, unaufhörliche Gebete für ihre Seelen-Ruhe. Den ersten Tag fiengen sie an, ihr Brevier mit ganz sachter Stimme zu singen; den andern Tag erhoben sie die Stimme etwas mehr; und endlich sangen sie aus vollem Halse. Die Gesänge enthielten Betrachtungen über den Tod, nebst einer Art von Wegweiser, welcher der Verstor-

benen

venen die Reise in den Himmel anzeigte. Neben dem Gerüste sah man verschiedene Thürme von Rohre aufgeführet, die mit Lust-Feuern angefüllet, ihre Verzierungen aber unsern Feuerwerken ähnlich waren: sie dauerten vierzehn Tage, binnen welcher Zeit der König reichliche Allmosen an die Armen, und an die Talapoins austheilen ließ. Ueberdieß wurden viele goldene und silberne Bildseulen, zu Ehren der Verstorbenen, in den vorzüglichsten Pagoden des Reiches aufgestellet. Es wurden dazu die Geschenke angewendet, die sie bey ihrem Leben von dem Könige, ihrem Vater, bekommen hatte. Nachdem der Leichnam zwey Tage auf dem Holzhaufen gestanden hatte, begab sich der ganze Hof wieder dahin, und der König nahm aus den Händen des obersten Talapoin eine brennende Wachs-Kerze, womit er den Haufen anzündete. Der Körper verbrennete in dem goldenen Sarge zu Asche, alle Kostbarkeiten aber ihres Anzuges ließ man darinnen liegen.

Die Urne, worinnen man der Prinzessinn Asche gesammelt hatte, wurde in ein Ruder-Schiff von der ersten Größe gebracht, und in einer Pagode außerhalb der Stadt beygesetzet. Das Schiff war mit einer großen Anzahl prächtig verzierter Barken umgeben, davon viele

Bil-

Bilder von Löwen, Tygern, Schlangen, und andern Thieren führten. Ein mit reichem Stoffe bekleidetes, und ganz mit Edelsteinen bedecktes Kind ließ sich vorne auf einem vergoldeten Stande sehen: es hatte einen Säbel in der Hand, und stellete den Schutz-Engel der Prinzessinn vor. So bald die Urne in dem Tempel ankam, steckte man die Bilder auf den Schiffen in Brand: dieses geschah unter Losbrennung des Geschützes, und unter dem Klange von Trommeln, Becken, und tausend andern musikalischen Instrumenten. Auf solche Art endigte sich eine Trauer-Ceremonie, welche jedesmal, daß ein Prinz aus dem Königlichen Hause stirbt, auf eben diese Weise wiederholet wird.

Wenn der König selbst mit Tode abgeht, bringt das Volk zehn Tage nach der Beerdigung in der äußersten Stille zu. Alle Häuser sind verschlossen; niemand darf sich auf der Gasse und öffentlichen Plätzen sehen lassen; und überall herrschet das tiefste Stillschweigen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Tempel aufgeschlossen; man schmücket sie mit den reichsten Stoffen; man steckt eine Menge Fahnen auf; und auf den öffentlichen Plätzen werden Altäre aufgerichtet, wo man Räucherwerk anzündet. In die verschiedenen Quartiere der

Stadt

Stadt begeben sich weiß angekleidete Personen zu Pferde, lassen alle Thore unter Musik öffnen, und verkündigen dem Volke, daß es einen König habe. So dann läuft alle Welt in die Tempel, und thut Wünsche für das Wohl des neuen Monarchen.

Die Siamer wenden bey ihren Leichenbegängnissen viele Kosten auf: sie bringen zuweilen mit den Anstalten ganze Jahre zu. Um die Fäulniß des Leichnams zu verhindern, waschen sie ihn, umwinden ihn mit Binden, spritzen in die Augen und in den Mund Salzwasser, Queckſilber, und andere beizende Sachen, um die Feuchtigkeiten zu vertrocknen, und alles unreine, welches das übrige verderben könnte, wegzuschaffen. Alle Tode werden haußen vor der Stadt begraben: eine fast in dem ganzen Oriente eingeführte Polizey, die wir in Frankreich billigen, und nicht nachahmen.

Die Begräbnisse der Privat-Personen sind in viereckige, von Cypressen-Holz verfertigte, und mit Pappen und starkem buntfarbigen Papiere ausgeschlagene Thürme eingeschlossen, welches sich ziemlich gut ausnimmt. Andere verordnen vor ihrem Tode, daß ihre Asche in der Pagode, die sie haben bauen lassen, beygesetzet

gesetzet werde: denn es ist nicht leicht ein nur mäßig reicher Siamer, der sein Andenken nicht durch dergleichen Bau zu verewigen suchte. Die Asche der Armen wird in die Luft geworfen. Diejenigen, welche aus allzu großer Gutheit die Klöster bereichert haben, und darüber verarmet sind, werden auf Kosten der Talapoins verbrennet. Was die Kinder der Missethäter anbelanget, ingleichen die Ersäuften, die vom Wetter erschlagenen, die Weiber, die im Kindbette sterben, und alle die durch gewaltsamen Tod, oder ansteckende Krankheiten umgekommen sind, alle diese sind der Ehre beraubet, auf dem Holz-Haufen verbrennet zu werden; ihre Körper werden auf dem Felde vergraben, und das dazu verfertigte Loch hat so wenig Tiefe, daß sie vielmal von den wilden Thieren gefressen werden.

Das in Louvo eingeführte außerordentliche Ceremoniel, der Zwang, und das Traurige, welches die Gegenwart des Regenten veranlasset, machte den dasigen Aufenthalt höchst verdrüßlich. Ich habe mich daher nicht länger verweilen wollen, als es nöthig war, um einen leichten Begriff von den Gebräuchen dieses Hofes zu erlangen. Nach meiner nunmehr zu Siam erfolgten Rückkunft

mache ich Anstalten, etliche Reisen in die Provinzen zu thun: nach meiner Rückkunft werde ich Ihnen melden, was ich in dem Lande merkwürdiges gesehen habe. Vorher aber werde ich Ihnen noch einige Umstände von den Siamischen Gewohnheiten mittheilen.

Ich bin ꝛc.

Siam, den 27. September, 1743.

Der 49. Brief.

Fortsetzung von Siam.

Ich habe, Madame, eine hier im Lande gewöhnliche Krankheit auszustehen gehabt, wovon hauptsächlich die Europäer bey ihrer Ankunft nicht leicht verschonet bleiben. Es ist eine Art von rother Ruhr, die aber den Vortheil hat, daß sie andere noch gefährlichere Zufälle abhält, dergleichen der Rothlauf ist, der zu Siam so durchgängig eingerissen ist, daß unter zwanzig Personen, neunzehn damit behaftet sind. Auch die von lüderlicher Lebensart entstehenden Krankheiten gehen hier sehr im Schwange, welches man der Bekanntschaft der Siamer mit den Europäischen Nationen zu verdanken

danken hat: allein die Blattern richten noch mehr Unheil an. Wer daran stirbt, dessen Körper wird nicht verbrennet; oder wenn man ja seinen Verwandten diese letzte Pflicht Ehrfurchts halber erweiset, werden sie erst in der Folge ausgegraben, und durch das Feuer vollends verzehret. Es gehen manchmal drey Jahre vorbey, ehe man zu dieser frommen Ceremonie schreitet; und dennoch geschieht es, daß, wenn ein an den Blattern gestorbener Körper ausgegraben wird, die Seuche vom neuen anfängt.

Gleich in den ersten Tagen meiner Krankheit, ließ mein Wirth einen Chinesischen Arzt rufen; denn in diese setzt man hier zu Lande das meiste Vertrauen. Die ganze Kunst dieser Leute erstreckt sich auf einige wenige sehr einfache Mittel, die sie aus Gewohnheit verordnen, ohne auf die Umstände des Kranken zu sehen. Bey dieser ungewissen Heilungsart werden aber doch viele Kranke gesund; denn die ungemeine Mäßigkeit der Siamer trägt zu Wiederherstellung ihrer Gesundheit mehr bey, als die Wissenschaft der Aerzte. Ist die Heftigkeit der Krankheit überwiegend, und der Patiente stirbt, so ermangelt man nicht, die Schuld einer Zauberey zuzuschreiben. Eines der gewöhn-

wöhnlichen Heilungsmittel bey den Siamischen Aerzten ist, daß sie dem Kranken auf den Leib steigen, und um die Theile zu erweichen und loszumachen, ihn treten: sonderbar ist, daß die schwangern Weiber sich dieser Operation bedienen, um leichter entbunden zu werden.

Während meiner Genesung, die nicht lange verzog, kam mein Wirth zuweilen zu mir, und las mir Verse aus seinem Lande vor. Sie bestehen, wie die unserigen, aus einer gemessenen Anzahl Syllben, und aus Reimen, sind aber voller seltsamer Ausdrücke, so daß ich wenige gefunden habe, die mit unsern Begriffen übereinkommen. Jedoch habe ich hier und da Schilderungen und Beschreibungen gefunden: zum Exempel, die von einem angenehmen Garten, den ein Liebhaber seiner Geliebten als einen ruhigen Aufenthalt vorschlägt. Was Ihnen, Madame, am ersten einen Begriff von der Siamischen Dichtkunst geben kann, sind unsere Französischen Dichter, die vor Ronsard Zeiten gelebet haben. Man hat auch, wie in Frankreich, außer den verliebten Liedern, historische und moralische, ja so gar Tafel-Lieder, dazu man Melodien machet, ungeachtet niemand die Regeln der Singekunst versteht. Man weis nicht einmal Noten zu schreiben; und von

der Tonkunst versteht man weiter nichts, als was man aus der Uebung, ohne Regeln, gelernet hat. Sie kennen keinen Triller, Vorschlag, oder Cadenz; singen aber zuweilen, wie wir, ohne Worte; und anstatt unsers Tra, la, la, singen sie, Noi, noi. Von den Neben-Stimmen in der Musik haben sie keinen Begriff, und ihre Concerte bestehen blos aus einer Stimme, die bey den Instrumenten so wohl, als bey den Singen gebrauchet wird. Ihre musikalischen Instrumente bestehen in Violinen, mit drey Seyten, in schreyenden Hauboen, in Trommeln von verschiedener Größe, und in messingenen aufgehangenen Becken, worauf man mit Stecken schlägt, ꝛc. Der Klang dieser Instrumente, ob er gleich lärmend, und unordentlich ist, hat doch einige Annehmlichkeit, besonders wenn man ihn vom weiten höret.

Bey meinem ersten Ausgange führte mich mein Wirth einige Stunden von der Stadt, in ein Kloster von Talapoins spatzieren, wo der Superior sein Verwandter war. Wir nahmen unsern Weg durch die Vorstädte, die, wie ich Ihnen schon gesaget habe, weitläuftig, und volkreich sind. An dem Ufer des Flusses sahen wir etliche, mit Japanern, Peguanern, Maleyen, und Portugiesen von Siamischen Müttern, besetzte

setzte Dörfer, die sie selbst erbauet haben. Nicht weit davon haben auch die Holländer einen schönen Anbau, in einer Gegend, wo die Ueberschwemmungen nicht hinkommen. In eben diesem Cantone findt man noch Ueberbleibsel alter Christlicher Kirchen, welche die Priester der fremden Missionen gestifftet haben. Diese Geistlichen waren von Paris gekommen, und hatten, wegen ihres uneigennützigen, gutthätigen, von allem Stolze oder Hinterlist entfernten, und der Einfalt der ersten Apostel würdigen Bezeigens, den Leuten hier im Lande von dem Christenthume einen sehr vortheilhaften Begriff beygebracht.

Was aber die Gegend um Siam am merkwürdigsten macht, ist eine in der Ebene aufgerichtete Pyramide, woselbst wir vorbey gehen mußten, um in das Kloster zu kommen. Sie wurde bey Gelegenheit eines an diesem Orte, wider einen König von Pegu, erfochtenen Sieges errichtet, der mit seiner ganzen Armee in dem Treffen geblieben war. Ihre Höhe ist dreyhundert und sechzig Fuß, die oben darauf stehende Spindel darunter begriffen, welche allein neunzig Fuß hat. Alles, was die Kunst zur Dauer und Verzierung dieses Denkmales hat ausfündig machen können, ist dabey ange-

bracht. Es kann als ein ewiges Siegeszeichen angesehen werden, das ein König von Siam, seinem Volke zu Ehren, hat aufrichten wollen.

Beym Eintritte in das Kloster, wohin wir besuchen giengen, sahen wir einen der dasigen abgöttischen Mönche, der sein Gebet vor einer kleinen auf einem Tische stehenden Bildseule verrichtete. Er sang, ohne inne zu halten, und bewegte seinen Fecher mit solcher Heftigkeit, daß man ihn eher für einen Besessenen gehalten hätte. Wie das Gebet zu Ende war, zündete er seinem Götzen eine Wachskerze an, und gieng davon. Das Kloster und der Tempel nehmen einen großen viereckigen Platz ein, der mit Bambus-Rohre verzäunet ist. Die Kirche steht in der Mitten, die Seiten aber sind mit Zellen besetzet, wie die von unsern Carthäusern. Ich habe hier Klöster gesehen, wo bis drey Reihen solcher kleiner einzelner Häuser stunden. Die Zelle des Superior unterscheidet sich durch seine Größe und Höhe. Jede Zelle hat eine oder zwey Behältnisse, worinnen die Reisenden, wenn sie ein Nachtlager verlangen, bleiben können. Der Platz, wo der Tempel steht, ist in vier Mauern eingeschlossen, außerhalb diesen aber und den Zellen, ist ein Raum, welchen man den Hof nennen kann. In etlichen

Klöstern sind diese Mauern glatt; hier aber sind es bedeckte Gänge, wie unsere Kreuz-Gänge, wo auf der ringsherum laufenden Brustmauer eine Reihe schön vergoldeter Götzen stehet. In jedem Kloster findet man eine Art von Bet-Zimmer, oder gemeinschaftlichen Saale, mit kleinen Fenstern, und voller Bänke, nebst einem in der Mitten stehenden Pulte; zu gewissen Stunden müssen sich an diesem Orte die jungen Schüler, und angehenden Mönche versammeln. Ein bejahrter Mönch liest alsdenn, mit deutlicher und langsamer Stimme, etliche Stellen aus einem Buche, das auf dem Pulte liegt, und wenn er gewisse Worte ausspricht, so halten die Zuhörer, aus Ehrerbietung, die Hände an die Stirne. In diesem Saale legt auch das Volk, wenn der Tempel nicht offen ist, seine Allmosen nieder. Auf einem großen darinnen befindlichen Tische findt man beständig Reiß, Fische, und Früchte, welche die Andächtigen den Priestern in Menge schicken. Auf der Seite sieht man die Bildseule des Sommona-Codom, des Patriarchen der Talapoins. Der Kirchthurm ist von Holze, und hat eine Glocke ohne Kleppel: beym Lauten wird mit einem Hammer darauf geschlagen.

Da wir von Siam ziemlich früh ausgereiset waren, kamen wir noch vor der Mittags-Mahlzeit hin. Ohne Zweifel hatte uns der Superior eine bessere Mahlzeit zurichten lassen, als wenn er allein gewesen wäre; sie war aber allemal unendlich schlechter, als bey den Mönchen gewisser Abteyen in Europa: wir bekamen nichts als den Abhub von dem Tische des Patriarchen Souimona-Codom. Den Siamern, besonders aber den Talapoins, ist nach ihrer Religion fast alles Fleischessen verboten; ihre Speisen schränken sich auf Reiß, Obst, Hülsenfrüchte, und getrockende Fische ein. Diese Mäßigkeit ist um so viel mehr zu bewundern, da das Land einen Ueberfluß an Wildpret, Flügelwerk, und an allen Arten von Lebensmitteln hat. Die Einwohner ziehen die Gedärme, Eingeweide, und was uns bey den Thieren am ekelhaftesten scheint, dem besten Fleische vor. Sie essen mit Vergnügen verfaulte Fische, und geröstete Würmer. Sie haben sehr gute Austern, große Aale, Krebse von verschiedenen Gattungen; sie lieben aber getrockenete Fische mehr, und vorzüglich die am meisten verfaulten; man verkaufet sie gleich gebraten auf den Märkten. Wahr ist es, das andere Fleisch ist hier unverdaulich, und wenig nahrhaft; selbst

die Europäer, wenn sie einige Zeit im Lande bleiben, verlieren nach und nach die Lust solches zu essen. Sie werden daraus leicht schließen, Madame, daß der Preis des Fleisches sehr mäßig seyn muß. Eine Kuh gilt auf dem Lande zehn Sols, (etwas über 3. Ggl.) und einen Thaler, (etwas über 19. Ggl.) in der Hauptstadt. Ein Schwein wird nicht über sieben Sols verkaufet, weil die Mahometaner keine essen; die Schöpse bezahlt man mit zehen Franken, (2. Rthlr. 16. Ggl.) die jungen Ziegen mit acht Franken, weil diese am meisten gegessen werden. Ein Dutzend Hüner kosten zwanzig Sols, (6. Ggl. 4. Pf.) das Hünervieh aber vermehret sich um so viel leichter, weil die Hitze des Landes fast allein hinlänglich ist, sie auszubrüten. Ein Mensch kann hier des Tages mit zwey Liards (2. Pf.) leben. Die Butter ist ziemlich rar, weil die Siamer ihre Kühe nicht melken. Sie nehmen lieber Cocus-Oel: es ist süsse, und so lange es frisch ist, viel besser, als unser Provenser-Oel; es verdirbt aber in wenig Tagen. Ihre Brühen bestehen gemeiniglich aus Wasser, Gewürze, Knoblauch, Zwiebeln, Frauenmünze, ꝛc. Sie machen noch eine andere, aus verfaulten Krebsen, die sie sehr gern essen, und an die meisten Speisen thun. Bey

ihren Mahlzeiten, selbst bey den prächtigsten Gastgeboten, findt man nichts von ausgesuchten, oder niedlichen Speisen; alles wird durch einander, ohne Ordnung, aufgesetzet. Die Gäste sitzen auf Matten, ziemlich weit aus einander, jedem aber wird besonders angerichtet. Der Mann hat seinen Tisch, die Frau sitzt an einem andern, und den Kindern wird jedem auch besonders aufgetragen. Die Essens-Zeit ist früh, wenn sie aufstehen; zu Mittage wird nur etwas kaltes, zu Abend aber wieder ordentlich gespeiset. Ihr Getränke ist mehrentheils Wasser, welches sie wohlriechend zu machen pflegen. Bey der Mahlzeit trinken sie auch Thee. Keinen Wein sieht man hier zu Lande, als den die Fremden mitbringen. Die Spanier sind diejenigen, die den meisten liefern. Allein die Siamer haben unterschiedliche Sorten starker Getränke, als den Arak, und andere, die sie aus Palmen-Safte machen, wie die übrigen Indianer. Mit dem Arak verfertigen die Engelländer ihren Puntsch, indem sie ein Nösel davon mit einer Kanne Citronen-Saft vermischen, und Muscaten-Nüsse, mit geröstetem und klar gestossenem Schiff-Zwiebacke darunter thun.

Der König von Siam, und die Vornehmen des Reichs, essen auf silbernen oder porcellainen Geschirre. Auf des Königes Tafel müssen die Schüsseln groß und tief seyn; man bildet sich ein, es wäre wider seine Würde, auf flachem Silber-Geschirre zu speisen. Unser Talapoin-Prior gab uns auf sehr schönem Porcellaine zu essen. Die Superiore der Klöster haben das Recht sich wie die großen Herren bedienen zu lassen. Der unserige, ohne den Andächtigen zu machen, nahm die geringsten Gebräuche seines Ordens in Acht, er kennete dessen Regeln und Pflichten, hielt seinen Stand in Ehren, und wünschte sehr, daß es die andern auch thäten. Er war eben der Mann, den ich suchte, um auf die Fragen, die ich über verschiedene Puncte seines Instituts thun wollte, hinlängliche Antwort zu erhalten. Sie werden sich leicht vorstellen, Madame, daß ich beständig unsere Europäischen Mönche im Sinne hatte, derer Einrichtung mir viele Aehnlichkeit mit der Talapoins ihrer zu haben schien, welche, wie ich schon mehrmal gesaget habe, die Mönche des hiesigen Landes sind. Sie bereden das Volk, ihre Stifftung käme vom Himmel, und ein Engel hätte die Ordens-Regeln dem Sommona-Codom

eingehändiget, zugleich aber ihn zum Stiffter und Patriarchen erwählet. Es giebt zweyerley Arten Talapoinen: einige leben in Wäldern, wie unsere Einsiedler; andere aber wohnen in Städten, Flecken, und Dörfern, wie unsere Ordens-Geistliche. Die Anzahl der ersteren hat sehr abgenommen; die letzteren hingegen überschwemmen das ganze Land, und kommen einem überall in den Weg. Man rechnet im Königreiche, welches ohngefähr so groß ist wie Frankreich, mehr als funfzig tausend.

Sie theilen sich in vier Classen, und machen eine Art von geistlicher Regierung aus. In der ersten Classe sind die Sancrats, die unsere regulären Aebte vorstellen. Tchaovats nennet man die Priore; Picous, die Mönche; und Neu, die angehenden, und noch nicht eingekleideten Mönche. Letztere werden in Zellen vertheilet, wie es ihren Aeltern beliebig ist, nnd haben keine weitere Verrichtung, als daß sie den Mönchen aufwarten, und innerhalb des Klosters das Unkraut ausraufen. Ein Talapoin kann nicht mehr als drey von ihnen bey sich haben. Ohngeachtet dieser Stand noch nicht als geistlich angesehen wird, so tragen sie doch die Ordens-Kleidung. Man nimmt sie im fünften und sechsten Jahre

auf:

auf: viele bleiben in dieser Classe, und weil sie sich nicht weiter verbindlich machen wollen, werden sie darüber alt; doch müssen sie, der Ordens-Regel gemäß, unverheurathet bleiben.

Diejenigen, welche eine genauere Verbindlichkeit nicht abschrecket, lassen sich als Picous, oder Mönche, aufnehmen. Die Sancrats allein haben das Recht, diesen Orden zu ertheilen: man muß zwanzig Jahre alt seyn, um ihn zu erhalten, und ein und zwanzig Jahre, um Prior zu werden. Die Aufnahme in die verschiedenen Classen geschieht mit mehreren oder wenigern Umständen, nachdem selbige angesehener oder geringer sind. Ein Siamer, der den geistlichen Stand erwählet, wendet sich an den Superior eines Klosters, und dieser setzet den Tag der Ceremonie an. Die Verwandten und Freunde des Postulanten begleiten ihn mit Musik und Tänzern, und er geht in den Tempel, wo man ihm den Kopf, die Augenbraunen, und den Bart rasirt: der Superior giebt ihm alsdenn das Ordens-Kleid, welches er sich selbst anzieht, und das seinige darunter fallen läßt. Während daß er damit beschäfftiget ist, sagt der Superior etliche Gebete her, und nach noch andern Ceremonien begiebt sich der angehende Mönch, unter voriger Begleitung, in das

zu seiner Wohnung erwählte Kloster. Seine Verwandten geben daselbst den Ordens-Geistlichen ein Gastmahl; und von diesem Tage an darf er weder Tänze, noch Schauspiele, noch etwas Weltliches mehr sehen. Wenn das Noviciat vorüber ist, erinnert ihn der Sancrat nochmals an die Pflichten seines Standes, und an die Verbindlichkeit der Ordens-Regeln; er begleitet seine Vorstellung mit einem kurzen Gebete, ermahnet ihn, daß er für die Bewahrung des Tempels und der Götzen sorgen, diese heiligen Oerter in der größten Reinlichkeit unterhalten, auf die Beobachtung der alten Einrichtungen ein wachsames Auge haben, keine Neuerungen verstatten, und mit einem Worte, alle Puncte der Gesetze und Stifftung in Acht nehmen solle.

Die Einsetzung eines **Priors** geschieht mit mehreren Umständen. Derjenige, der dazu befördert wird, begiebt sich zu dem Abte, knieet vor ihm nieder, bezeiget ihm sein Verlangen geweihet zu werden, und verspricht ihm Geld. Man wird hierauf einig wegen des Tages zu der Ceremonie, und nach den gewöhnlichen Gebeten, giebt der Prelat dem Postulanten einen Zettel, worauf alle Gebote des Gesetzes stehen. Der Einzuführende wird hernach von

etlichen

etlichen Männern auf den Achseln im Triumphe getragen; das Volk begleitet ihn mit Musik, und wünscht ihm tausend Segen. Um die Kosten dabey zu bestreiten, geht er etliche Tage vor der Ordination in der Stadt und auf dem Lande herum, und sammelt eine Beysteuer; jedermann aber rechnet sich zum Vergnügen, Ehre, und Religions-Pflicht, zu diesem guten Werke etwas beyzutragen.

Die Wahl der Superioren geschieht in jedem Kloster durch die Mehrheit der Stimmen, und gemeiniglich trifft sie den Aeltesten, und den Gelehrtesten. Wenn eine Privatperson sich aus Frömmigkeit entschließt, einen Tempel bauen zu lassen, kann sie einen der alten Talapoins zum Vorsteher wählen; das Kloster aber um die Pagode wird nach und nach errichtet, so wie sich Mönche melden, es zu bewohnen; jede Zelle wird bey der Ankunft dessen, der sie einnehmen soll, gebauet. Was die Würde eines Sancrats, oder Abtes, anbelanget, so ist es der König allein, der dazu ernennet. Sie ist mit der Verwaltung gewisser Klöster verknüpft, die wegen ihres Reichthums und weitläuftigen Gerichtsbarkeit berühmt sind. Der General, oder der oberste aller Talapoins im Königreiche, hält sich bey Hofe auf; das heißt, er ist der

Supe-

Superior des Klosters, und der Pagode, im Palaste. Uebrigens hat er über die andern Prelaten nur eine Art von Erzbischöfflichem Vorzuge, die der unumschränkten Gewalt, die ein jeder Sancrat in seinem Bezirke hat, keinen Abbruch thut. Wenn dieser Orden nur ein einziges Ober-Haupt hätte, oder mit vereinigten Kräften und nach einerley Meynung handelte, würde er allerdings sehr mächtig seyn. Man sucht sie aber lieber bey ihrer Unabhängigkeit zu erhalten, die im Grunde wenigern Bedenklichkeiten ausgesetzet ist, als die von unsern regulairen Aebten. Denn, weil die Talapoins an kein Gelübde gebunden sind, können sie, so bald sie den Zwang des Klosterlebens überdrüßig sind, oder sich die Tyranney und Verfolgung ihrer Superioren nicht mehr wollen gefallen lassen, wieder in den weltlichen Stand treten: so lange sie aber im Kloster sind, müssen sie, bey Strafe des Feuers, unverheurathet bleiben. Man ist über diesen Punct unerbittlich. Da sie großer Vorrechte genießen, würde ihr Stand dem Staate schädlich werden, wenn den Siamern, als natürlicherweise faulen und bequemen Leuten, nicht so harte Bedingungen auferlegt wären, die sie von den Mönchs-Leben abhielten. Chaou-Naraie, als er die

Anzahl

Anzahl der Mönche verringern wollte, ließ die schärfsten Prüfungen, so wohl in Theologischen, als in andern ihren Stand betreffenden Kenntnissen mit ihnen vornehmen. Wer nun keine hinlänglichen Proben seiner Fähigkeit ablegen konnte, mußte sich wieder in den weltlichen Stand begeben: auf solche Art wurden viele tausend Mönche abgeschafft. Dieses Mittel würde ohnfehlbar auch in Frankreich gelingen, wo man sich, mehr als in Siam, über die ungeheuere Menge der im Ehelosen Stande bleibenden Personen zu beschweren Ursache hat.

Die Talapoins, unter dem Vorwande, der Ehre ihres Standes nichts zu vergeben, grüßen niemanden, verlangen hingegen von allen Leuten eine Verbeugung, die bis zur Anbetung geht. Ihr General hat die Erlaubniß, sich bey dem Könige niederzusetzen; ein Vorrecht, das um so viel wichtiger ist, da der erste Minister, ja die Prinzen selbst, niederfallen müssen, wenn sie mit dem Monarchen reden. Ein Mönch wird einen Weltlichen, er sey auch von noch so hohem Stande, niemals gnädiger Herr (Monseigneur) nennen, ungeachtet alle Prelaten des Reiches diesen Titel selbst annehmen. Ein Kloster ist ein unverletzlicher Freyheitsort, an dem der König sich zu vergreifen nicht wagen würde.

würde. Einen Talapoin schimpfen, schlagen, oder in seiner Zelle das geringste entwenden, ist eine Gotteslästerung, eine Entheiligung, eine Ruchlosigkeit, die mit dem Feuer bestrafet wird, so wie man bey uns einen Kirchenräuber verbrennet. Bey allen diesen Vortheilen hat kein Siamischer Prelat einige Gerichtsbarkeit über das Volk, ja nicht einmal über die außer seinem Kloster befindlichen Ordens-Geistlichen: alles was er hat, besteht in der Verwaltung gewisser Klöster, die nur von Sancrats können besorget werden; denn es giebt hier, wie in Europa, nur unter andern Namen, Abteyen, Prioreyen, und bloße Kapellen.

Das Amt der Priester ist, daß sie ihren Eingepfarrten das Gesetz, und die Lehre, die in ihren Büchern enthalten ist, erklären. Sie predigen des Monats ordentlich zweymal; so lange aber die Ueberschwemmungen dauern, predigen sie alle Tage, früh von sechs Uhr bis zu Mittage, und Nachmittags von ein bis fünf Uhr. Der Prediger sitzt, mit Kreuzweis gelegten Beinen, in einem erhabenen Armstuhle, und verschiedene Talapoins lösen einander ab. Selten verlassen sie den Predigtstuhl, ohne Geschenke von den Zuhörern zu bekommen. Wenn diese von der vorgetragenen Lehre, und von der

Bered-

Beredsamkeit des Predigers zufrieden sind, so bezeigen sie ihren Beyfall, und rufen: recht gut, gnädiger Herr. Das Volk sitzt dem Prediger gegen über auf den Fersen, mit gefalteten Händen, und hören andächtig zu. Ein Mönch, der den Predigtstuhl öfters besteigt, kann nicht leicht fehlen, reich zu werden.

Wenn die Talapoins einerseits vieler Vorrechte genießen, so sind sie hingegen auch an sehr gezwungene Gebräuche gebunden. Ich rede nicht allein von dem Gelübde der Keuschheit, wovon sich unsere Mönche in Europa leichter los zu machen wissen, weil die Uebertreter nicht verbrennet werden. Die Talapoins sind einer unendlichen Menge anderer Pflichten unterworfen, die, ob sie schon größtentheils geringfügig sind, doch wegen der zu beobachtenden ungemeinen Aufmerksamkeit, um nichts zu versehen, beschwerlich werden. Diese Mönche begehen eine große Sünde, wenn sie ein Loch in die Erde machen; und sie sündigen vom neuen, wenn sie es nicht wieder zumachen. Eine andere eben so große Sünde ist es, ein Thier oder Gewürme zu töden; einen Baum eingehen zu lassen; auf das heimliche Gemach zu gehen, ohne frisches Wasser geholet zu haben, um sich zu waschen; mit den Armen im Gehen zu schleu-

dern; mit den Augen zu blinken, wenn man redet; mit den Kinnladen ein Geräusche zu machen, wenn man ißt; sein Wasser in das Feuer, auf die Erde, oder in das Wasser abzuschlagen; die Schleppe des Kleides herauf zu nehmen, es wäre denn bey der Arbeit; sich über den Tod seiner Verwandten zu betrüben; schwerfällig zu gehen; den Fleischtopf anzugreifen.

Nun aber folgen wichtigere Puncte, die von der Tugend und strengen Lebensart dieser Mönche einen hohen Begriff geben, wenn sie solche treulich beobachten. Sie müssen alle Musik, alles Tanzen, die Schauspiele, und alle Zusammenkünfte, wo man sich lustig macht, meiden; sie dürfen weder Gold noch Silber bey sich tragen; von nichts reden, als von Religion; nur für selbige arbeiten; nichts wohlriechendes bey sich haben; keine weltlichen Lieder singen; auf keinem Instrumente spielen; mit ihren Untergebenen nicht in einem Bette schlafen; kein Frauenzimmer ansehen; mit ihnen allein nicht reden; sich mit ihnen nicht auf eine Matte setzen; noch weniger sie küssen. Es ist so gar eine Sünde, zu träumen, man sähe ein Frauenzimmer; oder aber mit diesen Gedanken zu erwachen. Ferner ist es Sünde,

zu

zu viel zu schlafen; nicht gleich aufzustehen, sondern sich vorher rechts und links im Bette umzuwenden. Hauptsächlich aber wird für sündlich gehalten, seinen Nächsten zu richten, ihn verächtlich anzusehen, zu spotten; ruhmredig zu seyn; zu beten, um gesehen zu werden; für Geld zu arbeiten; mehr als ein Kleid zu haben; sich in Staats-Angelegenheiten, oder Hof-Verständnisse zu mengen; den Kopf mit allerhand Putz zu schmücken; Schuhe zu tragen; auf Gold oder Silber zu essen; sich auf reiche Decken zu setzen; die Zähne vor den Leuten zu saubern; zu husten, oder ein Geräusche zu machen, wenn man junge Mägdgen sitzen sieht, daß sie sich umsehen sollen. Und endlich sündigt ein Mönch, wenn er jemanden mit dem Gefängnisse bedrohet, oder im Zorne saget, er wolle sich bey dem Könige, oder Minister beschweren; wenn er zu einen Sterbenden kommt, ihn einzusegnen, und nicht über die Nothwendigkeit des Todes seine Betrachtungen anstellet.

Die Talapoins begeben sich alle Jahre, drey Wochen lang, in die Einsamkeit, während welcher sie ihre strenge Lebensart verdoppeln. Sie essen alsdenn des Tages nur einmal, und solches, geschieht zu Mittage. Um

weniger zerstreuet zu seyn, verbergen sie sich in die Wälder, wo sie kleine Hütten aufbauen. Das Volk sieht als ein Wunderwerk an, daß sie daselbst nicht von den wilden Thieren zerrissen werden; ja es bildet sich ein, die Elephanten, Rhinoceros, und Tyger, anstatt sie anzufallen und zu mißhandeln, kämen, ihnen im Schlafe noch Hände und Füße zu lecken. Ordentlicher Weise ist die Lebensart dieser Mönche sehr abgemessen: sie stehen noch vor Tage auf; doch muß es schon so hell seyn, daß sie die Adern an ihren Händen erkennen können. Eher aufzustehen, ist ihnen verboten, weil sie im Dunkeln etwa einen Wurm zertreten möchten, wodurch einer der Haupt-Puncte ihrer Ordens-Regeln übertreten würde, wie Sie bereits gehöret haben. Ungeachtet sie also noch vor Tage durch eine Glocke gewecket werden, so stehen sie doch nicht eher auf: und auch hierinnen haben sie viel Aehnlichkeit mit unsern Mönchen. Ihre erste Verrichtung ist, daß sie zwey Stunden in dem Tempel zubringen. Sie verrichten daselbst ihr Gebet sitzend auf Matten, mit Kreuzweis gelegten Beinen, und singen auf zwey Chören, ohngefähr in dem Tone, wie wir unsere Psalmen singen. Dieses Gebet enthält eine kurze Lebensgeschichte ihres Stifters,

mit etlichen Andachts-Uebungen untermenget. Wenn es zu Ende ist, fangen sie an, den Tempel zu kehren, die Altäre zu schmücken, und andere dergleichen Verrichtungen vorzunehmen. Sie gehen hernach eine Stunde lang in der Stadt herum, Allmosen einzufordern. Sie zeigen sich vor allen Thüren, ohne ein Wort zu reden, und nehmen an, was man ihnen giebt; gehen auch sehr bescheiden weg, wenn sie nichts erhalten, welches jedoch sehr selten geschieht. Sie gehen niemals ohne Erlaubniß des Superiors aus ihrem Kloster, auch wenn sie Allmosen sammlen: sie bitten ihn, indem sie vor ihm niederfallen, und mit der Stirne die Erde berühren, mit den Händen aber einen seiner Füße nehmen, den sie sehr demüthig auf ihren Kopf legen. Wenn sie von dem Allmosensammeln zurückkommen, steht ihnen frey zu frühstücken: nachher studiren sie, oder beschäfftigen sich jeder nach seinem Geschmack, und Fähigkeit. Zu Mittage essen sie ein wenig Reiß; einen Theil des Nachmittags aber bringen sie entweder mit Schlafen zu, oder sie unterrichten die ihrer Aufsicht anvertrauten jungen Mönche. Gegen Abend gehen sie wieder in den Tempel, und singen wie des Morgens. Wenn sie Abends ja etwas essen, so ist es nichts als Obst. Kurz,

der Tag eines seinem Berufe gemäß lebenden Talapoins wird in Betrachtungen zugebracht, in der Einsamkeit, mit Lesung geistlicher Bücher, in beständiger Ausübung einer großen Strenge, und in aufrichtiger Bereuung seiner Fehler, welche ein jeder seinem Superior beichtet.

In dieser Schilderung, Madame, werden Sie glauben, den Geist unserer geistlichen Orden zu erkennen, oder ihre Geschichte zu lesen: um aber die Vergleichung vollständig zu machen, will ich noch hinzu setzen, daß ohngeachtet der ganze Tag scheint mit Ausübungen der Ordens-Regeln besetzt zu seyn, die Mönche hier, wie in Europa doch Zeit finden in der Stadt spatzieren zu gehen, und man in keine Gasse kommt, wo man nicht etlichen Talapoins begegnet. Ihre Kleidung besteht aus drey Stücken: mit dem einen umwickeln sie den linken Arm, und bedecken die Hälfte des Leibes, bis an die Hüfften; der rechte Arm, die Beine, und der Kopf bleiben blos. Das andere Stück geht von den Hüfften bis auf die Waden. Das dritte ist ein zeugner, ziemlich breiter Streifen, den sie etlichemal zusammen legen, und um sich herum winden. Um sich vor der Sonne zu verwahren, haben sie eine Art von Fecher in der Hand, Talapat genennet, wovon sie

den Namen der Talapoins sollen bekommen haben.

Es giebt auch Talapoininnen in Siam, aber weit weniger, als Nonnen in unsern Catholischen Ländern. Wahr ist es, sie müssen älter seyn als die unserigen, wenn sie den Ordens-Habit anlegen. Auch haben sie keine andere Wohnung, als bey den Talapoins. Weil sie wenigstens funfzig Jahre alt sind, wenn sie sich entschließen der Welt zu entsagen, so sieht man dieses Alter als eine hinlängliche Sicherheit für ihre Keuschheit an. Sollte aber dem ohngeachtet geschehen, daß sie ausschweifeten, es sey nun aus einer übrig gebliebenen Neigung zur Wollust, oder den dringenden Begierden eines jungen Talapoins nachzugeben, so werden sie deswegen nicht verbrennet, sondern man begnüget sich, sie ihren Verwandten zurück zu schicken, die ihnen die Bastonnade geben lassen. Nicht alle Klöster haben Talapoininnen; aber wo sie aufgenommen werden, sind ihre Zellen von den Mönchs-Zellen nur durch einen leichten Verschlag von Bambus-Rohre abgesondert. Sie folgen eben der Regel, wie die Mönche, so viel es der Unterschied des Geschlechtes zuläßt. Ihre hauptsächlichste Verrichtung ist, daß sie früh und Abends mit in das Chor gehen; den

Mönchen das Essen zubereiten; die Armen und Kranken besuchen; und für die Sünden des Volkes, so wie für ihre eigene, beten.

Sie werden mich fragen, Madame, was es für eine Religion eigentlich sey, die so viele Frömmigkeit, Gutthätigkeit, Nächstenliebe und Verleugnung seiner selbst, einpräget? Es ist ein Gewebe von lächerlichen und thörichten Fabeln, welche man, aus Unwissenheit und Vorurtheile, als heilig ansieht. Von der Gottheit hat dieses Volk keinen vernünftigen Begriff: es macht ein Wesen daraus, das aus Geist und Leib zusammen gesetzt ist, und es eignet ihm weder Allmacht, noch ewige Dauer, noch unendliche Weisheit zu. Man legt ihm zwar moralische Tugenden in einem ungemein hohen Grade bey, allein es erlanget sie nicht anders, als nachdem es erst verschiedenemal in den Stand der Thiere ist verwandelt worden. Der Gott der Siamer ist sterblich; ein anderer Gott folgt nach ihm, und dieser wird wiederum durch einen Nachfolger ersetzet, der in des vorigen Rechte tritt, und an seiner statt die Welt regiret. Ein Mensch selbst kann zur Gottheit gelangen; allein dazu wird erfordert, daß er durch gewisse Prüfungen gehe, welche alle noch eine große Menge Ungereimtheiten verrathen.

Außer dem göttlichen Stande, welcher den höchsten Grad der Vollkommenheit ausmacht, haben sie auch weniger erhabene, dergleichen der Stand der Heiligen, und der Seligen, ꝛc. ist. Sie unterscheiden gewisse Stuffen der Seligkeit, in verschiedenen Arten von Paradiesen. In etlichen lebt man, wie auf der Erde; man verheurathet sich, man führt Krieg, man hat Obrigkeiten, ꝛc. In den andern reinigen sich die Seelen, bis sie denjenigen Grad der Heiligkeit erreichet haben, der ihnen eine vollkommene Unschuld, und die höchste Glückseligkeit zu wege bringt: diese aber besteht in einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die einer Vernichtung ähnlich ist. Bey Belohnung der Tugend setzen die Siamer voraus, daß das Laster müsse bestrafet werden; und dieß hat ihnen den Gedanken von einer Hölle gegeben, die sie in den Mittelpunct der Erde, so wie das Paradies in den Himmel, setzen: allein sie können sich nicht vorstellen, daß sie ewig sey.

Weil ich noch genauer unterrichtet zu seyn wünschte, und unser Talapoin-Prior für einen der gelehrtesten seines Ordens gehalten wurde, that ich ihm neue Fragen, wegen der Sünden der Menschen, wegen des Ursprunges des Guten und Bösen, wegen der Gebote in ihrem

Gesetze, und wegen der in ihrer Religion vorgeschriebenen Feste; worauf er mir, folgendes antwortete:

„In der Hölle giebt es strenge Richter, die alle unsere Sünden in ein Buch schreiben, das sie unaufhörlich durchsehen. Diejenigen Personen, die sie darinnen lesen, ermangeln niemals, in selbigem Augenblicke zu niesen. Daher ist bey uns die Gewohnheit entstanden, demjenigen, welcher nieset, Gutes zu wünschen. Alles, was uns Gutes oder Böses wiederfähret, ist eine Folge der guten oder bösen, in diesem oder vorigem Leben, begangenen Thaten: also sind Reichthum, Würde, Verstand, Schönheit, und andere natürliche Vorzüge, eine Belohnung der in einem andern Zustande ausgeübten Tugenden. Hingegen sind Armuth, Schande oder andere Unfälle, eine Strafe begangener Verbrechen. Dieß ist die Quelle der erstaunenden Ungleichheit, die unter den Menschen herrschet. Dieß ist der Ursprung der unendlichen Ehrfurcht, die wir für unsere Könige und für hohe Standes-Personen haben: wir sehen sie an, als für den Stand der Heiligkeit ausersehen, den sie durch ihre guten Werke zu verdienen bereits angefangen haben. Dieß ist endlich die Ursache der Verachtung, die wir für geringe

Leute, für Sclaven, für Missethäter haben, welche ihrer Laster wegen alle Arten von Unglücke verdienen. Alle Sünden müssen durch Leiden, und durch eine dem Verbrechen gemäße Strafe, gebüßet werden. Haben sie einen Menschen getödet, so wird sie ein Mensch in diesem, oder in einem andern Leben, wieder töden: haben sie eine Frau verführt, so wird die ihrige ihnen ebenfalls untreu werden. Da man einander in der andern Welt wird wieder finden, und die Frommen eine außerordentliche Stärke daselbst erlangen, mit was für Vergnügen werden sie nicht das Unrecht, das sie von den Ruchlosen hier haben erdulden müssen, an ihnen rächen? In unserer Religion unterscheiden wir zweyerley Gesetze: das Gesetz des Herzens, das bey Ihnen das natürliche Gesetz genennet wird; und das geschriebene Gesetz, das unser heiliger Stiffter, Sommona-Codom, auf der Erde gelehret hat. Das erste kommt darauf an, daß man alles thut, was man glaubt gut zu seyn, und unterläßt, was man für unrecht hält. Weil aber die Menschen nöthig haben, daß man ihnen diese Regeln erkläre, so bestehen solche erste Gebote in folgenden: man soll nicht lügen, nicht stehlen, nicht falsch schwören, nicht mit des andern Frau zu thun haben, kei-

nen Menschen und kein Thier töden, nicht zornig werden, sich nicht voll trinken. Das geschriebene Gesetz ist dasjenige, welches wir in unsern Klöstern beobachten, oder beobachten sollen. Es enthält alles, was in den strengsten Religionen am schwersten ist; seinen Beleidigern vergeben, sich selbst verleugnen, nicht für den andern Tag sorgen, beständig fasten, seine Begierden unaufhörlich bezähmen. Ein Siamer, der in der genauen Beobachtung aller dieser Gebote lebt, erreicht die höchste Stuffe der Vollkommenheit. Allein, wie viele Leute wollen damit nichts zu thun haben! Sie werden böse Menschen finden, die unsern heiligen Patriarchen als einen Betrüger ansehen, der einen Gottesdienst nur nach seinem Gefallen erdacht habe, gleichwohl müssen sie selbst eingestehen, daß unvergleichliche Gesetze darinnen enthalten sind. Diese Leute bilden sich einen Gott ein, der die Welt nur zum Zeitvertreibe erschaffen habe, und von den Menschen keinen bestimmten Dienst erfordere; auch alle Religionen als gleichgültig ansehe, weil sie alle einerley Absicht hätten, ihn zu verehren; ja der an der mannigfaltigen Verehrung der Creaturen, vermöge welcher ein jedes ihn nach seiner Art lobt, noch ein Vergnügen habe. Diese ruchlose Secte,

davon Siam leider voll ist, bezeigt sich besonders unserer heiligen Stiffrung zuwider: sie lacht über unsere geistlichen Uebungen, hält unsere Lehren für Thorheit und Aberglauben, und macht unsere Ceremonien zu einem Gegenstande ihres Gelächters und Verachtung. Wenn die Regierung diese Gotteslästerungen duldet, so ist sie doch weit entfernet, sie zu billigen. Man sieht solches an der Polizey, die unsere hohen Festtage über beobachtet wird. Alle Tribunale, alle Märkte, sind drey Tage lang geschlossen; man enthält sich so gar, das Vieh auf die Weyde zu treiben; und die ganze Zeit, da diese Feste dauern, welches vierzehn Tage beträgt, sieht man in den Tempeln eine außerordentliche Menge Leute, die unsere Predigten anhören. Unsere Pagoden werden mit allem, was in den Palästen der Großen am kostbarsten ist, geziret; man brennet eine erstaunende Menge Wachskerzen bey unsern Götzen; unsere Altäre sind mit Blumen geschmücket; und in den Städten stellet man zahlreiche Processionen an, wo man die Bilder des Sommona Codom, und anderer unserer Götter in Ceremonie trägt. Dieses Fest wird zu Anfange des Jahres begangen: wir haben aber noch ein anderes, welches einen Monat dauert, und seinen Anfang

nimmt,

nimmt, so bald die ausgetretenen Wasser des Menan verlaufen sind. Diesen ganzen Mond hindurch, zünden wir in der Nacht vor unsern Tempeln Leuchten an; das Volk macht eben dergleichen Erleuchtung vor seinen Häusern; der Fluß ist mit schwimmenden, und in verschiedenen Farben gemalten Laternen bedecket; und das Wasser giebt einen Wiederschein, der den schönsten Anblick macht, den man sich vorstellen kann."

Unterdessen daß unser frommer Talapoin uns seine verschiedenen Religions-Puncte erklärte, neigte sich die Sonne mehr und mehr ihrem Untergange, und erinnerte uns, von unserm Wirthe Abschied zu nehmen. Wir waren zu Fusse angekommen, wir kehrten aber auf Büffel-Ochsen zurück, die uns unsere Leute gebracht hatten. Man bedienet sich hier der Pferde fast gar nicht; sie sind sehr rar, und taugen nichts. Die Elephanten sind das gewöhnliche Fortkommen des Königes, und der Mandarins: Privat-Personen reiten auf Büffeln, oder Ochsen. Sie haben auch zweyerley Arten von Senften, die aber mit den unsrigen keine Aehnlichkeit haben. Einige bestehen aus zwey Bäumen, die einen Sitz mit oder ohne Lehne haben, mit Armen, wie unsere Armstühle,

stühle, oder auch ohne Arme, und werden von vier, sechs, oder acht Männern getragen; denn die mehr oder weniger hohe Würde einer Person bestimmt die Anzahl der Träger. Zuweilen sind diese Sitze mit einem kleinen Geländer eingefasset, welches beyde Seiten und den Rücken umgiebt, vorne aber offen ist. Einige haben einen Himmel, der aber kein Zeichen eines Vorzuges ist. Uebrigens sind diese Senften mehr oder weniger verzieret, nach der Würde der Person, nicht nach ihrem Reichthume oder Stolze, wie in gewissen Ländern. Die andere Art von Tragsessel, die man in Siam Palankin nennet, gleicht mehr einem Hangebette (Hamack,) oder dem, was man in Goa Filets heißt. Es ist, wie ich gesagt habe, ein an einer langen Stange hängendes Bette, das ein paar Männer auf den Achseln tragen. Niemand darf sich dessen bedienen, als Kranke, alte Leute, und die Fremden. Auch die Sonnen-Schirme darf nicht jedermann tragen. Man erlaubt sie den Europäern; aber bey den Siamern sind sie ein Vorzug. So genau scheint dieses Volk wider die Unverschämtheit, die in andern Staaten durch Unordnung eingerissen ist, auf seiner Hut zu seyn. Der Gebrauch der Sonnen-Schirme ist also nicht allein gewissen

wissen Personen verboten, sondern in der Forme der Sonnen-Schirme selbst ist auch noch ein Unterschied. Diejenigen, die nur von einfacher Leinwand, ohne Kranz und Zierathen, gemachet sind, gehören für Leute von wenigerm Ansehen; die aber, welche zwey oder drey Besetzungen, immer eine tiefer als die andere haben, sind für die Kron-Bedienten, für die Sancrats, und Superiore der Abteyen, bestimmet. Der König allein hat das Recht, einen Sonnen-Schirm von verschiedenen Absätzen vor sich hertragen zu lassen.

Die **Wagen** sind in Siam nicht sehr gewöhnlich: die meisten Reisen geschehen zu Wasser, in einer Art von Barken, die man **Balons** nennet. Der Bauch dieser Schiffe ist aus einem einzigen ausgehohlten Stücke Holz gemachet, auf beyden Seiten mit einem Rande erhöhet, und mit einem Hintertheile, und sehr hohen Schiffsschnabel versehen, der mehrentheils einen Drachen, oder ein andercs Kopf und Schwanz krümmendes Ungeheuer vorstellet. Zwey Personen, die, mit Kreuzweis gelegten Beinen, darinnen neben einander auf einem Brete sitzen, das quer über das Schiff geht, nehmen die ganze Breite des Schiffes ein. Einer rudert auf der rechten, der andere auf

der

der linken Seite, und kehren das Gesicht nach dem Vordertheile des Schiffes zu, an statt daß unsere Ruderleute umgekehrt sitzen. Zuweilen hat ein solcher Ballon hundert Ruderleute. Sie haben ihren abgemessenen Laut, oder Ruf, und tauchen das Ruder in das Wasser, oder heben es wieder auf, nach dem Tacte, wobey sie mit Armen und Achseln einen starken Nachdruck geben, der aber leicht, und mit guter Art geschieht. Die gewöhnlichen Ballons haben in der Mitten einen hölzern Verschlag, worinnen sich eine ganze Familie aufhalten kann; ja eine Menge Siamer haben keine andere Wohnung, als diese schwimmenden Häuser. Vornehmer Leute Schiffe haben nur einen Sitz, der fast die ganze Breite einnimmt, und nur für eine Person eingerichtet ist. Ein Mandarin von der andern Classe hat nur einen bloßen Sonnen-Schirm, um bedeckt zu seyn. Wenn er von höherm Range ist, hat er einen erhabenern Sitz, mit einem Himmel, oder mit einer Art von Bedeckung von Rohr geflochten, die auf den Seiten offen, und mit Malerey und Vergoldung verzieret ist. Ich wiederhole es: in einem Lande, wo man den Stand durch die Kleider, oder durch das Fuhrwerk unterscheidet, da muß es weniger übermüthige Thoren

geben, als bey uns. Wenn es sich zuträgt, daß des Königs Ballon auf dem Flusse fährt, halten die andern Schiffe alle still; die vornehmsten Personen steigen von ihren Sitzen, und fallen, nebst allen die auf dem Schiffe sind, nieder, bis der Monarch vorüber ist: gleichsam als ob es ein Zeichen der Hoheit wäre, wenn so viele tausend Menschen sich in einer unanständigen und gezwungenen Positur halten müssen. In Frankreich hält man sich aufgerichtet; diese Stellung unterscheidet uns von den Thieren. Menschen zu gebieten, ist allein groß und königlich.

Os homini sublime dedit, coelumque tueri.

Einer andern, als Ihnen, Madame, würde ich diesen lateinischen Vers erklären; aber diese Sprache ist Ihnen bekannt.

Ich bin ꝛc.

Siam, den 11. October, 1743.

Der 50. Brief.

Fortsetzung von Siam.

Die Bekanntschaften, die mir der Pater Sylveira verschafft hatte, gaben Anlaß, daß ich alle Tage neue Besuche machte; mein Wirth aber war so gut, und begleitete mich. Die ersten Fragen, die man uns that, waren: sind sie wohl? haben sie guten Appetit? schlafen sie gut? Es ist dieses das hier gewöhnliche **Compliment**, so wie man sich in Frankreich nach eines Wohlseyn erkundiget. Der Herr vom Hause ließ hernach Betel, The, und eingemachte Sachen geben. Man hatte mir vorher gesaget, daß man als eine **Unhöflichkeit** ansähe, wenn man nicht von allem nähme: ich schlug daher nichts ab, und kostete von allem. Weil ich ein Fremder war, gab man mir einen **Stuhl**, denn nach dem Landes-Gebrauche setzet man sich mit kreuzweis gelegten Beinen auf die **Erde**. Die Siamer sind an diese Stellung so gewöhnet, daß sie sich nicht anders setzen, wenn sie auch Stühle haben. Wenn sie beysammen sind, stehen sie niemals: jeder setzt sich nieder auf die Fersen, oder legt sich, zu

Bezeigung seiner Ehrerbietung, auf die Ellbogen. Der erhabenste Ort ist der angesehenste, auf dem geraden Boden aber ist rechter Hand die Ober-Stelle. Dieses Volk ist so rangsüchtig, daß Privatleute niemanden ihres gleichen, noch vielweniger geringere, über sich setzen lassen. Auf der Gasse gehen sie hinter einander, niemals neben einander, um die Oberhand nicht etwa jemanden zu lassen, dem sie nicht gehöret. Wenn Leute auf dem Flusse fahren, ist es wider die Ehrerbietigkeit, über die Brücke zu gehen, wenn das Schiff darunter wegfährt. Man läßt auch lieber das Schiff anhalten, als daß man sich der Schande aussetzte, unter der andern Füße wegzufahren. Es kommt ihnen wunderbar vor, daß wir unserm Gesinde den obersten Theil unserer Häuser einräumen, da sie nicht ihres gleichen verstatten würden, ein höher gelegenes Zimmer zu bewohnen, als sie selbst. Wenn ein Subalterne wider das Ceremoniell, das er seinem Obern erweisen muß, fehlt, ist dieser berechtiget, ihm die Bastonnade geben zu lassen. Man sieht als eine Beschimpfung an, wenn einer des andern Gesicht berühret, seine Haare angreift, ihm mit der Hand über den Kopf fährt, oder, indem er ihn anredet, ihm nur eine Hand giebt; denn die

Höflichkeit erfordert, daß man beyde Hände unter des andern seine lege. Alles, was man einem giebt, oder was man empfängt, muß mit beyden Händen gehalten werden. Es wird hingegen für keine Unhöflichkeit gerechnet, wenn einer in Gesellschaft das Aufstoßen nicht an sich hält, oder sich mit den Fingern schnaupfet, oder mit der Hand den Schweiß von der Stirne abwischt, oder in ein Spuck-Näpfgen spucket, welches man allezeit bey sich trägt, um die Fuß-Decken nicht zu verderben. Wenn man einander **begegnet**, bedienet man sich der Worte: „Ich grüsse meinen gnädigen Herrn.“ Ist es ein geringerer, so hebt er beyde Hände bis an die Stirne, und verbücket sich tief; macht er einen **Besuch**, so fällt er nieder, und wartet auf den Knieen, oder sitzend auf den Fersen, bis ihn der Herr vom Hause anredet; geht er aber zu seines gleichen, so verbücket er sich nur, und der andere thut desgleichen, und sagt zu ihm: „Er ist gekommen, der Herr, er „ist gekommen.“ Man stattet keinen Besuch von einiger Wichtigkeit ab, ohne sich nicht vorher gebadet zu haben; um nun zu zeigen, daß man aus dem Bade komme, macht man sich ein weißes Zeichen mit Kreide auf die Brust.

Ich habe Ihnen gesaget, Madame, daß der Siamer Häuser sehr schlecht sind: mit ihrem Hausrathe hat es gleiche Bewandniß. Dieser besteht in etlichen Decken von Rohre oder Strohe, welche anstatt der Stühle, Sopha, und Betten, dienen. Bey etlichen Mandarins trifft man Chinesische Cabinete, Porcellain, Persische Fuß-Decken und Küssen an. Die Reichsten haben um ihre Betten Behänge von Nesseltuche, andere schlafen auf kleinen Matrazzen von Baumwolle; mehrentheils aber schlafen die Siamer auf Matten, und decken sich mit ihren Kleidern, oder bleiben angezogen. Mit einem Worte, man spüret in der Lebensart dieses Volkes nichts als Armuth. Bey allem dem aber, daß sie nur das Nothdürftige haben, sind ihre Häuser doch sehr reinlich. Ihr Küchengeräthe ist von Messing, und allezeit glänzend. Sie baden sich des Tages dreymal, salben den Leib und die Haare mit wohlriechenden Sachen, gebrauchen keinen Puder, bestreichen die Lippen mit wohlriechender Pomade, rupfen den Bart so oft aus, als er wächst, und malen sich die Nägel, die sie niemals verschneiden. Ungeachtet diese Indianer unter dem hitzigsten Erdstriche wohnen, sehen sie doch mehr olivenfarbig, als schwarz: sie haben eine kurze und

platte

platte Nase, eingefallene Backen, einen großen Mund, und das Gesichte gemeiniglich von Blattern verderbet. Unter dem gemeinen Volke sind Männer und Weiber fast überein gekleidet. An den Füssen und Beinen gehen sie nackend; selten haben sie den Kopf bedecket. Die Kleidung der Mannspersonen besteht aus zweyen Stücken Leinwand, oder leichtem Zeuge, worein sie sich wickeln, derer eines bis auf die Hüfften, das andere bis auf die halben Beine geht. Der Weiber Kleidung ist ein wenig länger; den Schooß bedecken sie mit einer Binde; die Haare, die sie zusammen schlagen, stecken sie hinten am Kopfe mit einer goldenen, silbernen, oder messingenen Nadel an. Ihre Ohren, Nasenlöcher, Arme, Hände und Finger, behängen sie mit allerhand Zierathen. Uebrigens sind sie, überhaupt zu reden, sehr häßlich; ihre Gestalt aber, ohne vortheilhaft zu seyn, ist wohl gemacht, und geschlank.

Die **Mandarins**, und die Vornehmen, wenn sie zu Hause sind, unterscheiden sich in ihrer **Kleidung** von dem gemeinen Volke durch nichts, als durch die Feine der Leinwand oder des Zeuges; öffentlich aber gehen sie in gestreifter Seide, oder in gemaltem Nesseltuche von Masulipatan. Ob gleich ein solches Stücke

Zeug sechs oder sieben Französische Ellen lang ist, wissen sie sich doch so gut hinein zu hüllen, daß es nicht weiter, als ein wenig über die Kniee geht. Die Vornehmsten haben Leinwandene Beinkleider, die sie oben über der Wade binden: sie tragen auch Westen, woran die Ermel und der Leib so weit sind, daß sie über die Beinkleider herunter hängen. Einige haben Schuhe, wie die Indianer; und es giebt ihrer, die so gar mit einem pyramidenförmigen Hute, mit einem goldenen Gürtel umwunden, prangen. Wenn die Mandarins diesen Hut nicht auf dem Kopfe haben, so lassen sie ihn auf einem Rohre hinter sich hertragen. Die Mützen, die sie aufsetzen, wenn sie bey Feyerlichkeiten in Gegenwart des Königes erscheinen, sind eben so gestaltet, und von gestärktem, und in viele Falten gelegtem Cattune (betille) gemacht. Einigen schenkt der König goldene Kronen, die sie auf diese Mütze setzen: sie sehen den Kronen unserer Herzoge, Grafen, oder Marquis fast gleich, und zeigen einen großen Vorzug an.

In Siam giebt es keinen angeerbten Adel; er besteht blos in dem Besitze von Ehren-Aemtern. Diese ertheilet der Monarch, wem er will, und wer seine Gnade vorzüglich genießet, wird für den besten Edelmann gehalten: ver-

liert er sein Amt, so bleibt ihm nichts übrig, das ihm von dem gemeinen Mann unterscheidet. Es ist zwar wahr, daß alle Bedienungen erblich sind; allein das geringste Versehen, oder auch der bloße Wille des Monarchen, kann die ansehnlichsten Stellen den Familien entziehen. Kein Hofbedienter empfängt **Besoldung**: der König giebt ihm freye Wohnung, einigen Hausrath, Gewehr, ein kleines Schiff, Elephanten, ein gewisses Stück Landes zum Ackerbaue, und eine Anzahl Leute, die ihm sechs Monate im Jahre dienen müssen, und einander ablösen. Die **Bedienungen** sind im Siam nicht anders wichtig, als in so fern die Anzahl der Unterthanen, die dazu verwilliget werden, groß ist. Wenn ein Herr seine Unterthanen vom Dienste frey läßt, müssen sie jährlich eine gewisse Summe dafür erlegen. Allein das meiste Einkommen der Aemter wird von den Erpressungen der Unterthanen genommen, welche durch die Nachsicht des Fürsten im ganzen Reiche scheinen gebilliget zu werden. Unter den betitelten Personen haben die **Oyas** den ersten Rang: sie sind, was unsere Herzoge in Frankreich sind; und dieser Titel ist mit den vornehmsten Stellen am Hofe, und mit den ersten Statthalterschaften verknüpfet. Die **Ocpras**

kommen unsern Marquis bey; die Oc=mus=nes, unsern Edelleuten. Alle diese Titel wer=den nur den Aemtern gegeben, und wer dieses verlieret, büßt auch seinen Titel ein. Die Weiber der Standespersonen, haben sich eben der Vorrechte und eben des Ansehens zu erfreuen, wie ihre Männer. Wer von dem Fürsten zu einer Würde erhoben wird, der ver=liert seinen Familien=Namen, und der Fürst giebt ihm einen andern, nach seinem Gefallen. Von diesen verschiedenen Hofleuten werden einige in den Provinzen, andere bey Hofe ver=sorget; noch andere erhalten in der Hauptstadt Richter=Finanz= und Kriegs=Stellen. Jede Provinz hat ihren Statthalter, oder Commen=danten; jeder von diesen aber hat etliche Städte unter seinem Gerichtszwange. Einige der Statthalter haben sich unabhängig gemacht; ja es sind ihrer, denen man den Titel als König giebt. Andere sind zwar nicht so mächtig, aber sie eignen sich Vorrechte zu, die einer unum=schränkten Gewalt nahe kommen. Man setzt ihnen so viel möglich andere Statthalter, Auf=tragsweise auf drey Jahre, an die Seite. Diese genießen gleiche Ehre, und haben bey ihrer Verwaltung gleiches Ansehen; sie sind aber wegen der Nutzungen eingeschränkter. Sie

haben

haben den Vorsitz in allen Gerichtshöfen, welche selbst unter dem höchsten Tribunale in der Hauptstadt stehen. Jeder Gerichtshof hat verschiedene Beysitzer; aber das Recht, zu entscheiden, gehöret für den Statthalter, der sie jedoch zu Rathe ziehen muß. Einige von ihnen sind über das Polizeywesen gesetzet, oder commandiren die Truppen, heben die Abgaben, oder ordnen die Frohnen an; andere haben die Aufsicht über die königlichen Magazine, entscheiden die Zwistigkeiten der Fremden, sorgen für die Unterhaltung der in den Provinzen befindlichen Elephanten; alle aber stehen unter dem Befehle des Statthalters.

Die Hofbeamten begeben sich alle Morgen um acht Uhr in den Palast, theils dem Staats-Rathe beyzuwohnen, theils die Angelegenheiten der Privatpersonen auszumachen, theils auf die Sicherheit des Monarchen ein wachsames Auge zu haben. Sie bleiben daselbst bis zu Mittage, kommen um sieben Uhr wieder, und gehen zu Mitternacht wieder weg. Wenn einer seine Pflicht verabsäumet, oder sie nicht wohl in Acht nimmt, bekommt er die Bastonnade in Gegenwart des Königes. Die Großen des Reiches, ja die Minister selbst sind davon nicht ausgeschlossen: bey diesem scla-

vischen Volke verunehret dergleichen schimpfliche Bestrafung niemanden.

Diejenigen Diener, die nicht bey Hofe sind, haben mehr Freyheit: verschiedene bekleiden rechtliche Aemter bey dem **höchsten Gerichtshofe** der Nation, unter welchem alle andere Gerichte im Königreiche stehen. Die Personen, woraus er bestehet, haben alle den Rang als Minister, und besorgen die Angelegenheiten gewisser Bezirke, auf eben die Art, wie ich von den Untergerichts-Obrigkeiten der Provinzen gesaget habe; nur daß sie mehrerer Gewalt, und ansehnlicherer Vorzüge genießen. Der **President** dieses Tribunals ist der oberste beym Justizwesen; alle bürgerliche und peinliche Fälle gehen durch seine Hand, und er entscheidet, wenn er der Beysitzer Meynung gehöret hat; er hat aber nicht nöthig, ihnen zu folgen. Wider seine Rechtssprüche kann man an den König appelliren.

Der **Minister**, der das Fach der auswärtigen **Handlung** unter sich hat, stellet zu Siam das vor, was bey uns der General-Controlleur der Finanzen ist. In der Landessprache heißt er **Pra-clam**, Magazin-Verwalter, woraus die Franzosen und Portugiesen **Barcalon** gemacht haben. Alle fremde

Kauf-

Kaufleute, Europäer und Asier, behandeln ihre Angelegenheiten mit ihm selbst; und vermöge seines Amtes ist er zugleich Protector der verschiedenen zu Siam sich aufhaltenden fremden Nationen. Sie werden sich erinnern, Madame, daß der Grieche, Phaulkon, diese Stelle unter der Regierung des Chaou-Naraie bekleidete.

Die Siamer haben ein Gesetzbuch, welches ihre bürgerlichen und peinlichen Processe entscheidet; weil sich aber diese Gesetze verschiedentlich auslegen lassen, und man, so wie anderwärts, über ihre eigentliche Bedeutung nicht leicht einig wird, richtet man sich, eben wie an andern Orten, selten darnach. Mehrentheils ist es der President allein, der gut oder schlecht entscheidet, nachdem er mehr oder weniger Einsicht und Billigkeit hat. Die Partheyen können ihre Processe entweder selbst führen, oder Advocaten und Anwälde annehmen. Im letztern Falle verursachen die vielfältigen Chicanen, daß die Processe so lange dauern, wie in Frankreich, und die Clienten dabey arm werden. Wenn hingegen die Leute selbst ihre Klage führen, werden sie geschwinder fertig: sie bringen solche vor dem Gerichtsschreiber mündlich an, der ihre Aussage registriret, und die Documente in Empfang nimmt; letzteres muß in Gegen-

wart des ganzen Tribunals geschehen, welches alle Zeilen, und ob etwas darinnen geändert ist, genau bemerket. Man untersuchet hierauf den Inhalt der Stücken, die Partheyen aber warten vor der Thüre, bis sie vorgefordert werden. Ist der Proceß entschieden, und die Sache von Wichtigkeit, wird der Vortrag davon an den König gemacht, der vom Throne, in Gegenwart aller zur Erde gebeugten Mandarins, das Urthel nach seinem Gefallen und Einsichten bestätiget, oder ändert. In Criminal-Sachen verfährt man nach den gewöhnlichen Rechten, und fast auf die Art, wie in Frankreich. Man untersuchet, bringt in Verhaft, vernimmt, höret Zeugen ab, und in Ermangelung völliger Beweise, wo der Verdacht stark ist, giebt man die Tortur. Der Gerichtsschreiber hält über alles Registraturen, und der Richter spricht auf das Geständniß des Verbrechers, oder auf die Aussage der Zeugen, das Urthel, läßt es auch, wenn es nicht das Leben betrifft, vollziehen; denn dem Könige ist das Recht, **Todes-Urthel** zu fällen, allein vorbehalten, er müßte es denn aus besondern Gnaden dem Ausspruche gewisser Magistrats-Personen übergeben. Zuweilen schickt er diese, als außerordentliche Aufseher, in die Provinzen,

um

um die Beschwerden des Volkes anzuhören und den Unterdrückungen der Statthalter Einhalt zu thun. Dergleichen Commissarien haben nicht allein Gewalt die Obrigkeiten abzusetzen, und in Verhaft zu nehmen, sondern auch am Leben zu bestrafen.

In den Fällen, wo der Beweis fehlet, hat man außer der Folter, noch andere besondere Mittel, die Beschuldigten zu überführen, oder los zu sprechen: sie geschehen mit Einwilligung des Klägers und des Beklagten. Man läßt sie über glüende Kohlen gehen, und zwey Leute auf beyden Seiten drücken mit Gewalt auf ihre Schultern, daß sie nicht zu geschwind darüber weglaufen können: oder man tauchet ihnen die Hand in einen Kessel mit siedendem Oele, oder in geschmolzenes Bley. Die Wasser-Probe wird hier auf eben die Art vorgenommen, wie auf den Marianischen Inseln; derjenige der am längsten aushält, wird als unschuldig erkennet. Man hat auch noch eine andere Probe, die in Verschluckung gewisser Pillen besteht, welche die Talapoins verfertigen: es ist ein heftiges Brech-Mittel, und wer es am längsten bey sich behält, der hat gewonnen. Diese Behandlung geschieht in Gegenwart der Priester, die tausend Ver-

wün-

wünschungen wider die Meineidigen dabey ausstoßen. Kurz, die Siamer bedienen sich aller der grausamen Mittel, die bey unsern Vorfahren, noch in den barbarischen Zeiten, üblich waren, wo derjenige, der am geschicktesten, oder wenn Sie lieber wollen, am listigsten war, das heißt, am besten betrügen konnte, als unschuldig angesehen wurde. Diesem fügte man noch die Probe des Zweykampfes bey; ein neuer Beweis der Französischen Barbarey, welche bey den Siamern nicht einmal eingeführet ist. Aber die Strafen, die sie ihren Missethätern auferlegen, sind unerhört grausam. Sie verbrennen sie bey gelindem Feuer; tauchen sie nach und nach in siedendes Oel; binden sie in der Nähe eines hungerigen Tygers an, so daß er sie nur Stückweise zerreißen kann; sie gießen ihnen geschmolzenes Metall ein, und geben ihnen ihr eigenes Fleisch zur Nahrung. Und um Ihnen, Madame, einen vollständigen Begriff von der erschrecklichen Justiz der Siamer zu geben, will ich noch diesen einzigen Zug anführen. Ein Mandarin, ein Mitglied des königlichen Staats-Raths, der die Aufsicht über einen seinem Districte anvertrauten Uebelthäter vernachläßiget hatte, mußte in eine enge Grube treten, darinnen er sich nicht rühren konnte, und

wurde

wurde bis an die Achseln vergraben, beym Halse aber in die Höhe gezogen, und den Beschimpfungen der Vorbeygehenden überlassen, die ihm Backenstreiche gaben. Er blieb in dieser Verfassung drey Tage, mitten auf dem Markte, den Kopf aber des nicht in Obacht genommenen Uebelthäters, der unterdessen war hingerichtet worden, hatte man an seinen Hals gehangen. Das sonderbareste dabey ist, daß dergleichen Strafen nicht verunehren, noch einigen Vorwurf nach sich ziehen. Der Mandarin trat sein Amt wieder an, und verwaltete es, wie vorher. Die Mörder werden hier zu Lande enthauptet: ist ein Mitschuldiger dabey, so hängt man des Mörders Kopf an dieses seinen Hals, und er bleibt drey Tage der Sonnenhitze ausgesetzet, da denn der üble Geruch allein zur grausamsten Marter wird. Das Recht der Wiedervergeltung ist auch noch sehr üblich. Leute vom Stande werden auf eine besondere Art hingerichtet. Man bringt den Verbrecher auf ein Gerüste, das vor einem Tempel aufgebauet ist; daselbst wird er auf ein rothes Tuch ausgestrecket, und die Brust wird ihm mit einem Stücke Sandel-Holz zerquetschet. Die Aeltern müssen dem Könige für die Verbrechen ihrer Kinder stehen, und sind nach den Lan-

des-Gesetzen verbunden, die Schuldigen auszuliefern. Wenn ein Sohn, der straffällig ist, die Flucht genommen hat, so wird er allemal wieder kommen, und sich vor der Obrigkeit stellen, so bald er höret, daß der Fürst seinen Vater, Mutter, oder Verwandten zur Verantwortung zieht.

Außer den Hofbedienten, und übrigen, die in des Königes und des Reiches Diensten stehen, giebt es unter dem Siamern noch zwey andere Classen von Einwohnern. Einige sind Sclaven; andere sind Freye: wenn man Leute also benennen kann, die dem Könige ohne die geringste Besoldung, sechs Monate im Jahre Dienste thun müssen, und daher von der Sclaverey wenig unterschieden sind. Einige arbeiten in seinen Gärten, und Werkstätten, oder sie stellen seine Leib-Wache vor; andere werden zu öffentlichen Arbeiten gebrauchet; und wenn sie mit zu Felde gehen, müssen sie für ihre Unterhaltung selbst sorgen. Noch andere werden den Ministern und Magistrats-Personen überlassen, denen der König, wie ich schon gesaget habe, eine gewisse Anzahl Frohnleute giebt. Diese Zwang-Dienste nehmen das Volk so sehr mit, daß viele sich in die Wälder verstecken, oder das Land gar verlassen. Einige ziehen

auch die wirkliche Sclaverey einer solchen Art von Freyheit vor, und suchen sich lieber an Herren zu verkaufen, wo die Dienste nicht so hart sind, als bey dem Könige, oder bey seinen Räthen. Andere erkaufen ihre Freyheit, und bezahlen jährlich eine gewisse Summe in den königlichen Schatz. Mich dünkt, schon erwähnt zu haben, daß die Mönche davon befreyet sind, und die Weiber genießen ebenfalls diesen Vorzug. Wer sechzehn Jahre alt ist, wird in die öffentlichen Register eingeschrieben; so wie man in Frankreich, in eben diesem Alter, zur Miliz durch das Looß ausgehoben wird. Was die Sclaven anbelangt, so haben sie das nämliche Schicksal, wie anderwärts: einige sind gebohrne Sclaven; andere werden es durch Schulden, oder wegen entsetzter Aemter, oder als Gefangene im Kriege. Ihre Herren haben eine unumschränkte Gewalt über sie, aber nicht über ihr Leben.

Alle freye **Unterthanen** des Königes von Siam müssen mit zu **Felde** gehen, wenn er es verlanget, und auf ihre eigenen Kosten dienen. Sein Fußvolk ist schlecht bewaffnet, seine Reiterey übel beritten, und seine größte Stärke besteht in der Menge von Elephanten. Er führt auch schweres Geschütz, das ihm aber wenig

nützet, weil seine Truppen nicht Geschick genug haben, sich dessen zu bedienen. Seine See-Macht ist in nicht bessern Umständen, als die zu Lande. Sie besteht in einer gewissen Anzahl Fregatten und Galeeren, die aber weder mit guten Matrosen, noch mit guten Officieren und Soldaten besetzet sind. Er hat auch eine unendliche Menge Barken, derer er sich wider seine Feinde, so wohl auf dem Flusse, als zur See, mit Vortheile bedienet, weil seiner Nachbarn Seewesen noch schlechter beschaffen ist, als das seinige: alles dieses aber würde nicht wider die geringste Europäische Flotte Stand halten. Die Könige von Pegu und Siam, leben fast in beständigem Kriege mit einander: beyde Königreiche sind dadurch so verheeret worden, daß die Armeen nicht mehr darinnen dauern können; sie haben daher bey ihren Einfällen nur fliegende Lager, und beyde sind auf nichts bedacht, als Sclaven zu machen; ein jeder ist vergnügt, wenn er mit ansehnlicher Beute davon kommen kann. Wenn die Armeen einander entgegen stehen, und eine Schlacht nicht vermieden werden kann, so fangen sie mit etlichen Salven aus den Kanonen an, die in die Luft geschossen werden. Es ist eine fast ausgemachte Sache, daß keiner gerade auf den andern, son-

dern höher, schießt. Mit dem Abschießen der Pfeile und des kleinen Gewehres hat es gleiche Bewandniß; und wenn dieser Regen von Kugeln und Pfeilen, auf den Feind herunter fällt, verabsäumet die Parthey, die es zuerst gewahr wird, nicht, die Flucht zu ergreifen. Ihre Art zu schießen ist, daß sie mit dem einen Knice auf die Erde fallen, das Gewehr auf dem andern anlegen, und das Gesicht wegkehren: so sehr fürchten sie sich vor dem Feuer-Gewehre. Ein bloßer Degen kann hundert Siamer in die Flucht jagen; und ein Europäer mit einem Stocke in der Hand, macht sie zittern. Ein Volk von Sclaven kann nicht tapfer seyn.

Außer den National-Truppen unterhält der König noch einen Trupp fremder Soldaten, von Mogoln, Maleyen, Tartarn, Chinesern, Rasbuten, Laos, ꝛc. die einen Theil seiner Leib-Wache ausmachen. In das Innere des Palastes kommen sie nicht; sie besetzen ihn nur von außen, und begleiten den Fürsten auf seinen Reisen. Ihr Sold ist nicht gleich; der von den Mogoln ist der stärkste; weder die einen noch die andern sind gute Soldaten, doch aber allemal besser als die Siamer, die gar keine Lust zum Kriege haben, und höchst unwissend sind. Sie wollen sich an keine Kriegszucht ge-

wohnen, und wissen weder regelmäßig anzugreifen, noch sich zu vertheidigen. Weil sie aber mit Feinden zu thun haben, welche nicht beherzter und geschickter sind, als sie selbst, geschieht es öfters, daß sie den Vortheil davon tragen. Ueberdieß ist das Land natürlicherweise durch die undurchdringlichen Wälder, durch die vielen Canäle, und wegen der jährlichen Ueberschwemmungen, so gut verwahret, daß die Einwohner unbesorgt sind, von den benachbarten Völkern angegriffen, oder überfallen zu werden. Sie haben auch zu allen Zeiten den Vortheil der Festungen vernachläßiget: die wenigen, welche sie haben, würden nicht den ersten Angriff regulairer Truppen aushalten.

Die Unterhaltung der festen Plätze und der Armee kostet dem Könige von Siam so wenig, daß er seine ansehnlichen Einkünfte nur zu Vermehrung seiner Schätze anwendet. Der auswärtige Handel ist in seinen Händen allein; den innerlichen aber, im Reiche, theilt er mit seinen Unterthanen, wobey er sich dennoch den Vertrieb der einträglichsten Waaren Ausschlußweise vorbehalten hat. Der jedermann erlaubte Handel besteht in Reiß, Fischen, Salz, Zucker, Wachs, Oel, Räucherwerk, Zimmt, Cassia, Cocus-Nüssen, ꝛc. Hingegen kauft man

nur in den königlichen Magazinen Helfenbein, Bley, Salpeter, Thier-Häute, Schwefel, Schiespulver, und Gewehr. Der Verkauf geschieht von Nachmittags fünf Uhr an, bis Abends um neun Uhr, und nichts kommt der Treue und Ehrlichkeit bey, die man dabey beobachtet. Der Käufer zählet und mißt die erhandelte Waare niemals, eben so wenig als der Verkäufer das empfangene Geld. Die Siamer sehen die Vorsicht der Fremden, um sich ihrer Ehrlichkeit zu versichern, als eine Beleidigung an, überlegen aber nicht, daß dieses Mistrauen ein weit größeres bey ihnen erwecken sollte. Sie bedienen sich keiner Elle, sondern messen die Zeuge an dem Arme; die Cocus-Nüsse gebrauchen sie, Gesäme und fliessige Sachen zu messen; und zum Gewichte nehmen sie Stücken Geld.

Eine andere Quelle der Einkünfte für den König sind die Auflagen auf Grundstücken, Schiffe, Arak, gewisse Bäume, als Cocus- Orangen- Indianischer Pfeffer-Bäume, ꝛc. Andere zufällige Einnahmen kommen von Einziehung der Güter her; von Strafen; Geschenken; Vermächtnissen der Großen, wenn sie sterben; von dem, was der König von Erbschaften zurück behält; von außerordentlichen Taxen

bey unvermutheten Bedürfnissen; von Frohn-Geldern; der grösste Theil aber der Auflagen wird in baarem Gelde gehoben. Alles gemünzete Geld ist von einerley Größe, hat einerley Stempel, und unterscheidet sich nur durch das Gewicht. Gold und Kupfer werden nicht ausgemünzet; sie werden im Handel nicht anders als Waare angesehen. Fast alles Geld ist von Silber; die Figur aber sieht wie ein kleiner Cylinder, auf einer Seite rund, und theilet sich auf der andern in zwey kleine Kugeln. In etlichen entlegenen Provinzen bedienet man sich zinnerner Münze, die rund und platt ist. Der Stempel darauf stellet Vögel und Drachen vor. Die Coris, oder Maldivischen Muscheln, davon ich Ihnen gesagt habe, sind bey dem Einkaufe der Lebensmittel sehr üblich.

Wenig geprägtes Geld giebt es in Siam, und die Armuth ist überhaupt sehr groß; folglich weis man nichts von Wohlleben, und die Künste sind in schlechtem Aufnehmen. Die Einwohner legen sich zwar auf alle Arten von Handwerken, sie thun sich aber in keinem hervor. Was bey ihnen noch am besten gemacht wird, ist Tischer-Arbeit: sie sind in der Zusammenfügung ungemein geschickt, und ihr Kütt ist besser als der unserige. Sie sticken

ziem-

ziemlich gut; ihre Goldschmide machen sau-
ber gezogene Drat-Arbeit, (filigramme)
und sie haben tüchtige Leute zum Vergolden.
Hingegen arbeiten die Siamer weder in seide-
nen Zeugen, noch in Tapeten; sie verstehen
nichts von Malerey und Bildhauerkunst; sie
bauen auch elend, weil sie von der Baukunst kei-
nen Begriff haben. Die Frohn-Dienste,
die sie die Hälfte vom Jahre zu thun schuldig
sind, verstatten nicht, daß sie sich auf Künste
legen, welche einen ununterbrochenen Fleiß und
Mühe erfordern. Ueberdieß heurathen sie zu
jung, behalten also nicht Zeit genug, in Erler-
nung eines Handwerkes vollkommen zu wer-
den. Sie wachsen so frühzeitig in die Höhe,
daß man ihre Haushaltung schon im eilften
oder zwölften Jahre einzurichten bedacht ist.
Die Aeltern des Knabens melden sich alsdenn
bey den Aeltern des Mägdgens, und halten um
sie an. Diese verwilligen ihre Tochter dem,
welcher ihnen am besten gefällt, er muß aber
ihr Verwandter seyn. Denn nach der Siamer
Gewohnheit verheurathet man sich blos in der
Familie, und es ist kein Grad von Verwandt-
schaft verboten, als zwischen Bruder und Schwe-
ster; und auch diese, wenn sie nicht von einer-
ley Mutter sind, können einander heurathen.

Wenn es eine vortheilhafte Parthie ist, suchet man die Sache so bald als möglich richtig zu machen, damit sie sich nicht zerschlage. Man fragt aber vorher die Wahrsager, um zu hören, ob die Ehe glücklich seyn werde. Wenn die Verwandten einig sind, so kommen des jungen Menschen Aeltern, und überbringen den Aeltern des Mägdgens sieben Schachteln mit Betel; einige Zeit hernach wird dieses Geschenk wiederholet: endlich aber kommt der junge Mensch selbst, und bringet auch das seinige, welches in vierzehn Schachteln besteht. Nun bleibt er in dem Hause seines künftigen Schwieger-Vaters, hält sich einen oder zwey Monate daselbst auf, um die Tochter kennen zu lernen, und sucht sich nach und nach anzugewöhnen, mit ihr zu leben: endlich wird die Hochzeit vollzogen, doch ohne etwas schriftliches darüber aufzusetzen, oder einige geistliche Verrichtung dabey vorzunehmen. Den Tag der Vollziehung versammlen sich die Verwandten, mit den Aeltesten des Ortes, und ein jeder legt etwas in eine Börse, als Armbänder, Ringe, oder Geld, ꝛc. Einer von ihnen nimmt hernach ein angezündetes Licht, fährt damit siebenmal um die Geschenke herum; die andern aber fangen ein Freuden-Geschrey an, und wünschen den jungen

Ehe-

Eheleuten langes Leben und gute Gesundheit. Hierauf wird ein großes Gastgebot gegeben, die Braut aber zu ihrem Bräutigam gebracht, und sie bleiben alsdenn beysammen. Leute von mittelmäßigem Stande kaufen ihre Weiber, und vollziehen die Heurath, so bald die ausgemachte Summe bezahlet ist. Sie behalten sich dabey allezeit das Recht der Ehescheidung vor, und daß sie sich wieder verheurathen dürfen, so oft es ihnen gefällig ist. Wenn ein Mann sich von seiner Frau scheidet, ohne die rechtlichen Formalitäten zu beobachten, verliert er das Geld, das er bey der Verheurathung gegeben hat; geschieht es aber durch richterlichen Ausspruch, der niemals widrig ausfällt, so geben die Aeltern der Frau dem Manne das seinige wieder, die Kinder aber werden getheilet; das heißt, wenn Sohn und Tochter vorhanden sind, so bleibt diese bey dem Vater, der Sohn aber geht mit der Mutter. Sind zwey Söhne, und zwey Töchter da, so behält jedes einen Sohn, und eine Tochter. Das größte Heuraths-Gut in Siam erstreckt sich nicht über funfzehen tausend Livres, (vier tausend Thaler,) und des Mannes Vermögen ist dem von seiner Frau ohngefähr gleich: also ist das stärkste gemeinschaftliche Vermögen nicht über zehn tausend Thaler,

ler, (acht tausend Rthlr.) Es ist dieses ein Beweis, wie nur mittelmäßig reich man hier zu Lande ist. Die Siamer, wenn sie gleich verehlichet sind, haben doch Kebsweiber; sie heurathen sie ohne Ceremonien, und achten sie nicht anders als Sclavinnen. Die Ehefrau, welche völlige Gewalt über sie hat, begnüget sich mit dem Vorzuge, den ihr der Mann giebt, und weis, daß ihre Kinder die Verlassenschaft allein zu theilen haben, den andern hingegen nur ein weniges gelassen wird. Die rechtmäßigen Weiber, wenn sie heurathen, verändern ihren Namen nicht, sondern behalten den von ihrer Familie. Selten geschieht es, daß eine Siamerinn ihrem Manne untreu wird; noch seltener aber, daß sie ohne ihrer Aeltern Willen heurathet. Gegen die Europäer sind sie nicht ganz unempfindlich; doch überlassen sie sich der Liebe nicht so leicht, wie die andern Indianerinnen. Es ist auch der Ehebruch in Siam etwas seltenes; nicht weil der Mann das Recht hat, seine überführte Frau zu verkaufen, sondern weil die Weiber weniger durch Müßiggang, Neppigkeit in Essen und Kleidern, Spielen und Lustbarkeiten, verderbet werden. Da die Eifersucht hier zu Lande auf einer bloßen Empfindung eines Stol-

zes beruhet, die sich mit zunehmendem Vermögen vermehret, so genießen die Weiber des gemeinen Volkes einer völligen Freyheit; da die Vornehmen hingegen in dem größten Zwange leben. Diese gehen nicht aus, als ihre Familie zuweilen zu besuchen, oder dem Gottesdienste beyzuwohnen. Die vornehmen Herren unter den Siamern sind auf das vernünftige Betragen ihrer Töchter nicht weniger aufmerksam, als auf die tugendhafte Aufführung ihrer Weiber. Diejenigen, welche Liebhaber haben, verkaufen sie an einen gewissen Mann, der vermittelst eines zuerlegenden Tributs, die Erlaubniß hat, sie öffentlich zu halten. Man findt bey ihm zuweilen bis auf sechs hundert solcher unglücklicher Creaturen; denn er kaufet auch die Weiber, die ihren Männern untreu geworden sind. Dieser Mann steht in großer Verachtung, und niemand als junge, lüderliche Leute haben mit ihm zu thun. Unter des Königes Frauenzimmern giebt es manchmal Verliebte, die mit den Hofleuten heimliche Verständnisse haben. Die Art, wie man einige von ihnen bestrafet hat, scheint unglaublich: man sagt, man untergäbe sie erstlich einem an das Frauenzimmer gewöhnten Pferde, hernach überließe man sie den Tygern. Vor etlichen Jahren

wurde

wurde eine von dem Könige verurtheilet, durch diese Thiere zerrissen zu werden; die Tyger aber thaten ihr nichts, und der König wollte sie begnadigen: sie verlangte aber nicht länger zu leben, und stieß wider den Monarchen tausend Schimpfreden aus, der denn befohl, sie sollte sterben; man hetzte die Tyger an, und sie zerrissen sie in seiner Gegenwart.

Was Ihnen sonderbar vorkommen wird, Madame, bey einem Volke, das für die Talapoins so viele Hochachtung hat, ist seine Denkungsart ihrentwegen, bey Verheurathungen. Man meidet sie bey dieser Gelegenheit, und sähe es als eine übele Bedeutung an, wenn sie gegenwärtig wären. Die Ursache davon ist, daß die Religion bey dieser Ceremonie keinen Einfluß hat, und die Vermittelung der Priester, die sich sonst gern in dergleichen Sachen mengen, würde hier die Ursache einer abschläglichen Antwort, oder einer Ehescheidung werden. Ich habe Leute gekennet, die über diesen Punct gedacht haben, wie die Siamer. Eine andere Gewohnheit, die das hiesige Land von dem unserigen unterscheidet, ist der seltene Fall der ehelichen Trennung unter Leuten vom Stande; denn fast nur das gemeine Volk läßt sich scheiden. Eigentlich kommt die Ehe-

scheidung blos auf den Willen des Mannes an; er pflegt aber darein zu willigen, wenn es die Frau verlanget.

Die Väter haben über ihre Kinder vollkommene Gewalt, sie mögen gebohren seyn von welcher Frau sie wollen: sie können sie verkaufen oder zu Sclaven machen, nur über ihr Leben haben sie nicht zu gebieten. Ueber ihre Weiber von der zweyten Classe haben sie gleiches Recht; und die rechtmäßige Frau erbt nach des Mannes Tode eben diese Gewalt.

Die Kinder bey den Siamern werden mit vieler Gelindigkeit erzogen, und weil sie natürlicherweise biegsam sind, thun sie ungezwungen, was man von ihnen verlanget. Der Tag, an welchem man sie, ohngefähr im dritten Jahre, das erstemal in den Fluß bringt, um ihnen den Leib zu waschen, wird als ein Freuden-Fest gehalten. An das Ufer wird alsdenn eine Art von Saale gebauet, wohin man die Verwandten, Freunde und Bekannten bittet, und niemand schließt sich leicht aus. Die Vornehmsten von der Familie empfangen sie unter dem Schalle von vielerley Instrumenten, und die Musikanten und Tänzer erlustigen die Gesellschaft; die dabey erforderlichen Kosten aber werden des Kindes Vater

nicht

nicht zur Last, weil eine jede eingeladene Person Geschenke mitbringt. Wenn die Kinder sechs Jahre alt sind, schickt man sie zu den Talapoins; haben sie nun natürliche Fähigkeit, so giebt man ihnen eine gehörige Unterweisung, um entweder Priester zu werden, oder andere Ehrenstellen zu erlangen, welche hier ordentlich dem Verdienste, selten der Gunst, niemals aber dem Gelde zugetheilet werden, wie in unsern gesitteten Ländern. Diejenigen, die in Städten bleiben wollen, widmen sich der Handlung, oder gehen an Hof. Andere werden Fischer, derer es an den Seeküsten, oder wo große Flüsse sind, eine große Menge giebt. Die Zeit über, da sie Frohndienste verrichten, welche sechs Monate dauern, erhalten sie sich von der Arbeit ihrer Weiber.

Ich bin ꝛc.

Siam, den 20. October, 1743.

Der 51. Brief.

Fortsetzung von Siam.

Seit meinem letztern Schreiben habe ich das ganze Königreich Siam durchstrichen. Der Pater Sylveira, mein Wirth, und noch andere Siamer, nebst etlichen Bedienten, waren meine Gefährten. Wir besahen zuerst die vornehm-

nehmsten Städte, die an dem Ufer des Menan liegen. Tchainat war vor diesem eine wichtige Stadt; jetzt aber ist es nur ein mittelmäßiger Ort. Er ist mit verschiedenen, mitten im Holze gelegenen Dörfern umringet, dergleichen wilder Wohnungen es in diesem Königreiche sehr viele giebt. Die Siamer ziehen diesen Aufenthalt den Städten vor: es ist ihnen lieber, ein Stück Landes urbar zu machen, und es unter den wilden Thieren in Freyheit anzubauen, als in einer beständigen Sclaverey zu leben, und übele Begegnungen von ihren Herren zu erdulden. Sie stehen zwar, in den meisten dieser Oerter, unter der benachbarten Statthalter ihrer Bothmäßigkeit; man sucht sie aber so viel als möglich zu schonen, aus Furcht, sie möchten sich der Unterwürfigkeit noch mehr entziehen.

Wir fuhren den Fluß hinauf, und langten zu Laconcevan an. Die Bäume, die wir auf dem Wege fanden, waren ein ungewöhnlicher Anblick für mich: es waren oben auf dem Gipfel Ameisen-Haufen befindlich. Diese Thiere, um den Ueberschwemmungen auszuweichen, die das Land fünf oder sechs Monate im Jahre unter Wasser setzen, nehmen ihre Zuflucht dahin, und sammlen daselbst ihre

Vorräthe. Ihre Nester, die gut gemachet, und wider den Regen verwahret sind, hiengen von dem Ende der Zweige herunter.

Der Statthalter von Laconcevan, als ein guter Freund von dem Pater Sylveira, ließ nicht zu, daß wir anderwärts als in seinem Hause wohneten. Er fragete uns, ob der Hof immer noch der nämliche wäre, und ob seit einiger Zeit nichts besonders in dem Palaste, oder im Königreiche vorgefallen wäre. Weil mich die Frage einigermaßen wunderte, sagte mir der Pater Sylveira auf Lateinisch: „Haben sie denn vergessen, daß man sich auf diese „Weise hier zu Lande nach dem Wohlseyn des „Königes erkundiget, und es niemanden zukommt, seinen Namen zu nennen, als den „Mandarins vom ersten Range?“

Wir waren nicht weit von einer Magneten-Grube, zu deren Besichtigung der Statthalter uns Wegweiser mitgab. Sie liegt gegen Morgen an einem hohen Berge, und scheint in zweyen Felsen vertheilet zu seyn, davon der, welcher mehr Nordwärts liegt, einen viel stärkern Magnet erzeuget, als der andere. Er zog das eiserne Werkzeug, dessen wir uns bedienten, um einige Stücken los zu schlagen, mit außerordentlicher Gewalt an sich. Wir

zweifel-

zweifelten daher nicht, daß, wenn man ein wenig tiefer hinein arbeitete, man vortrefliche Stücken heraus kriegen würde.

Wir fanden noch andere reichhaltige Bergwerke von Stahl nahe bey Campengpet, der Hauptstadt in der Provinz gleiches Namens, die so wohl wegen ihrer Größe, als wegen der Menge Einwohner, nicht viel geringer ist, als Siam. Man hatte daselbst auf Befehl des Hofes Freudenbezeugungen wegen der Geburt eines Prinzen angestellet; und wir sahen etliche von diesen festlichen Lustbarkeiten mit an. Die erste war eine Chinesische Comedie, in Aufzüge abgetheilet: allerhand verwegene und lächerliche Posituren, und etliche außerordentliche Sprünge, machten das Zwischenspiel. Auf die Comedie folgten Marionetten, die von den unserigen wenig unterschieden sind. Die Lustbarkeit endigte sich mit einem in die Runde gestellten Truppe Manns- und Weibs-Personen, die auf eine seltsame Art tanzten. Einen andern Tag sahen wir Gaukler, die auf hohe, und wie Mastbäume aufgestellte Bambus-Röhre kletterten, und oben auf der Spitze, bald auf dem einen bald auf dem andern Beine, oder auf dem Kopfe stunden, und die Beine in die Luft kehrten. Endlich hien-

gen sie sich an das Kinn, und hielten sich damit oben an dem Bambus an, bis sie sich hernach durch die Sprossen einer gerade stehenden Leiter mit unglaublicher Geschwindigkeit herunter schwungen. Dergleichen Proben von Geschicklichkeit und Stärke wurden nur angestellet, um die Zuschauer zu unterhalten, bis man eine **Pantomime** aufführte, die eine Kriegs-Handlung vorstellte. Sie wurde durch Leute gespielet, die wechselsweise allerhand Ballete mit Musik tanzeten: sie waren maskiret und geharnischt, und machten tausenderley fürchterliche Renkungen. Zuletzt kam die **Hauptvorstellung**, davon aber nur der Anfang aufgeführet wurde. Der Innhalt war eine ernsthafte Geschichte, die theils agiret, theils einzeln abgesungen wurde. Man brachte drey Tage damit zu, weil diese Schauspiele ohngefähr sechs und dreyßig Stunden dauern müssen. Die Haupthandlung wird oft durch Possenreißer unterbrochen, welche hervortreten, und das Volk mit groben Scherzen unterhalten. Das Ganze aber wird mit verliebten Gesängen und Tänzen untermenget. Die Schauspieler und Schauspielerinnen haben an den Fingern sehr lange Nägel von Messing, hohe und spitzige Mützen, mit falschen Steinen besetzet, und höl-

zerne

zerne vergoldete Ohren-Gehänge. Diese Art von Schauspielen werden nicht allein bey öffentlichen Festivitäten, sondern auch bey Privat-Lustbarkeiten, ja oftmals bey Leichenbegängnissen angestellet. Man kann sie also unter die Zahl der religiösen Gebräuche rechnen. Die Einbildung macht hier zu Lande zu einer frommen Handlung, was unsere Casuisten in Frankreich mit der größten Strenge verdammen. Was die Schauspieler und Schauspielerinnen anbelanget, so ist es weder das Vorurtheil der Nation, noch die Beschaffenheit der Stücken, die ihren Stand verächtlich machen; ihre Sitten, Aufführung und Lebensart, die verdorbener sind als in anderen Ständen, sind Schuld daran. Vielleicht könnte man anderwärts eben dergleichen Ursachen zu ihrer Verachtung anführen.

Tian-Tong, in dem mitternächtlichen Theile des Königreiches Siam gelegen, war ehedem eine große Stadt, davon aber ein Theil durch Kriege zerstöret worden ist. Unterweges trafen wir eine Menge von denen Bäumen an, die man Tonkoe nennet, derer Rinde gestampfet, und Papier daraus gemacht wird. Es ist nicht so weiß, nicht so glatt, und nicht so stark, als das unsrige; die Siamer aber schrei-

ben mit Tusche, und vielmal schwärzen sie es, und schreiben mit Kreide darauf. Sie haben noch eine andere Sorte Papier, von den Blättern eines Baumes verfertiget, der dem Palmbaume beykommt. Man gräbt die Buchstaben mit einem Griffel ein; und von dergleichen Tafeln sind ihre Kirchen-Bücher gemacht, die wie die Blätter eines Schirmes zusammen geleget werden. Auf eben derselben Straße, von Campengpet nach Tian-Tong, stund noch eine andere Gattung von Bäumen, derer Früchte die Siamer sammeln, und Kürr davon machen. Man vermischet ihn mit Kalche, und braucht ihn, die Wände zu weißen, die einen solchen Glanz davon erhalten, daß sie von dem Marmor wenig zu unterscheiden sind. Es giebt noch andere Bäume, die einen Gummi haben, woraus die Chineser und Japaner vortrefflichen Firniß machen. Der Baum, der den Areka (eine Art Indianischer Nüsse,) trägt, ist hier auch sehr gemein; und den Betel braucht man sehr stark.

Metac ist die letzte Stadt gegen Norden, im Königreiche Siam. Die in der Gegend herumliegenden Wälder und Berge sind voller Rhinoceros, welche die Portugiesen Indianische Mönche nennen, weil ihr Kopf

von

von hinten aussieht, als wenn er in eine Mönchs-Kappe gehüllet wäre. Man versichert, daß diese Thiere einen natürlichen Abscheu vor dem Elephanten, und daher beständigen Krieg mit ihm haben. Die Natur hat ihnen auf der Zunge eine so harte Haut gegeben, daß sie von einer Feile wenig unterschieden ist; daher sie alles zerreißen, was sie lecken. Sie fressen Zweige von Bäumen, die voller Stacheln sind, mit Vergnügen, und zermalmen sie ohne Mühe, wenn gleich das Maul zuweilen blutrünstig davon wird. Man sagt, daß, wenn man das Horn eines Rhinoceros in der Mitte entzwey schneidt, man darinnen auf beyden Seiten Figuren von Menschen, Vögeln, Bäumen, Thieren, und andern Dingen, wie in gewissen Egyptischen Kieselsteinen, sehen kann. Die mehresten der Indianischen Könige trinken aus Geschirren, von dieser Materie gemacht, weil man glaubt, sie dieneten zu einem trefflichen Gegengifte. Man behauptet so gar, daß, wenn Gift mit dem Getränke vermischt wäre, man eine feine Dunst durch den Becher durchdringen sähe. In ganz Indien wird dieses Thier in der Arzeneykunst stark gebraucht, wie ich Ihnen, denke ich, schon gesagt habe. Aus der Haut werden Schilde gemacht, und verschiedene Indianer essen das

Fleisch, das sie vortrefflich finden. Wenn der Rhinoceros in seiner Ruhe ist, hat seine Größe nichts außerordentliches; wenn er aber in Wuth geräth, schwellt er erstaunend auf, und wird ungeheuer. Sein Brüllen gleicht dem von einem keichenden Ochsen, und ist er aufgebracht, hört man ihn ziemlich weit. Die Jagd der Rhinoceros, man mag sie lebendig oder tod fangen, ist fast eben so, wie die vom Elephanten. Sie können schwimmen, gehen gern in das Wasser, und wie man versichert, sind sie im Laufen so schnell, daß sie zuweilen in einem Tage bis sechzig Stunden machen. Sie haben einen überaus feinen Geruch, und wenn ein Jäger auf sie los geht, muß er den Wind gegen sich haben. Ein gelehrter Naturkündiger sagte mir: „wenn der Rhinoceros den Wind entgegen hat, so riecht er alle Arten von Thieren vom weiten; er geht gerade auf sie zu, wirft über den Haufen, was er vor sich findt; Sträuche, Bäume, große Steine, nichts kann ihn aufhalten. Mit seinem Horne reißt er Bäume aus, wühlt die Steine auf, die ihm im Wege liegen, wirft sie hoch, und auf eine große Weite hinter sich. Mit einem Worte, er reißt alles zu Boden, was sein Horn fassen kann. Wenn er in der Wuth ist, und kann nichts hab-

haft

haft werden, bückt er den Kopf, und muß wenigstens Furchen in die Erde wühlen. Selten geht er auf die Menschen los, man müßte ihn denn reitzen, oder roth gekleidet seyn; in solchem Falle wird er böse, sucht seinen Gegner beym Leibe zu packen, und schmeißt ihn mit solcher Gewalt über sich, daß er von dem Falle allein sterben muß. Alsdenn fängt er an, ihn so stark zu lecken, daß alles Fleisch abgeht. Mit den andern Thieren macht er es eben so. Wenn man ihn kommen sieht, ist nichts leichter, als ihm auszuweichen, denn es wird ihn beschwerlich sich umzudrehen. Hiernächst sieht er nur vor sich; folglich darf man ihn auf sieben oder acht Schritte lassen an sich kommen, und alsdenn auf die Seite treten, so wird er seinen Gegner nicht gewahr, und kann ihn schwerlich wieder finden."

Alle übrige Städte, die nicht an dem Ufer des Menan liegen, verdienen wenig Aufmerksamkeit: ich nehme aus Cambori, Corosama, Socotai, Sanqueluk, Tenasserim, und etliche Seeplätze. Doch alle diese Städte sind mit denen von Europa in keine Vergleichung zu ziehen. Die meisten sind unordentliche Haufen von Hütten, die mit einer hölzernen Planke, oder zum höchsten, mit einer elenden Ziegel-

Mauer eingefasset sind. Wenn man nach den prächtigen Namen urtheilen sollte, welchen die Siamer diesen Oertern geben, müßte man einen ganz andern Begriff von ihnen bekommen. Tian-Tong, zum Exempel, heißt, wahres Gold; Campengpet, Mauern von Diamanten; Laconcevan, Himmels-Berg, ꝛc. Außer besagten Oertern, ist das ganze Königreich Siam fast nichts, als eine ungeheuere Wüste. Je weiter man in das Land hinein kommt, je mehr findet man alles voller Wälder, und wilder Thiere. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich kaum auf zwey Millionen. Daher auch, als ein Siamer eines mals dem Könige von Golconda die Größe der Staaten seines Herrn rühmte, ihm der Monarch antwortete; „ihr habt Recht, eueres Herrn Länder sind „größer, als die meinigen; aber ich beherrsche „Menschen, und der König von Siam, gebietet „über Mücken und Affen.“ Man schätzt die Einkünfte dieses Fürsten auf vier und zwanzig Millionen Goldes, davon der größte Theil von dem Ein- und Ausgange fremder Waaren gehoben wird. Diese Schätze gehören mehr dem Staate, als dem Monarchen: denn in Siam, so wie in dem Gebiete des großen Mogols, werden die Könige nicht anders berühmt,

als in so fern sie ihren Schatz bereichern, ohne daß ihnen erlaubt sey, solchen jemals anzugreifen, sollten sie auch noch so nöthig Geld brauchen.

Als wir den Menan vollends hinauf, bis an die Gränzen gefahren waren, und auf beyden Seiten die an den Ufer gelegenen Städte und Gegenden besehen hatten, fuhren wir wieder zurück, bis an den Ausfluß. Wir konnten während unserer Fahrt diesen angenehmen Theil des Königreiches, der mit einer doppelten Reihe von Bergen, gleichsam als mit einer natürlichen Schutzwehre, eingefasset ist, mit Gemächlichkeit betrachten. In der Mitte liegt ein Thal, hundert Stunden lang, von mittelmäßiger Breite, mit den fruchtbarsten Anhöhen umgeben, und mit einer großen Menge Canäle durchschnitten, die überall Ueberfluß verbreiten. Was mich wunderte, war, daß wir keinen einzigen Baum zu sehen bekamen, der mit den unsrigen in Europa Aehnlichkeit hatte. Hingegen mit den Küchengewächsen und Blumen, war es anders beschaffen: ich fand Zwiebeln, Rüben, Gurken, Petersilge, Frauenmünze und andere Gewächse, wie in unsern Gärten. Die Tuberosen, Nelken, Tausendschöne, und bunten Amaranten, sind in hies-

gem

gem Lande gewöhnliche Blumen; sie sehen aber nicht so schön, und riechen nicht so gut, als bey uns. Das Obst hat einen bessern Geruch und Geschmack, und es giebt unendlich viele Sorten; doch gleichet fast keine einzige Art denen, die wir bey uns bauen. Von Thieren sahen wir allerhand Gattungen. Die Elephanten gehen Heerdenweise in den Wäldern, und mich dünkt, Ihnen schon gesagt zu haben, daß das Königreich Siam ihrer eine sehr große Menge erzeugt. Unter den Vögeln, die diesem Lande eigen sind, ist der Nokro einer der außerordentlichsten. Er ist größer als der Strauß, und kann unter die Classe der Pelicane gerechnet werden. Ueberhaupt haben hier alle Vögel sehr schöne Federn: gelb, roth, blau, grün, sind die gewöhnlichsten Schattirungen. Ihr Gesang hat nichts angenehmes; sie machen alle ein Geschrey, das den Ohren zuwider ist. Weder den Schwan, noch die Nachtigal, kennet man; aber Sperlinge, Krahen, Geyer, sind übermenget, und die meisten sehr zahm. Sie kommen frey in die Häuser, um ihre Nahrung zu suchen, und niemand thut ihnen Leides. Man überläßt ihnen die Kinder, die vor dem dritten oder vierten Jahre sterben. Die Rephüner und Tauben machen ihre Nester auf

die

die Bäume, um vor den Ueberschwemmungen sicher zu seyn. Die andächtigen Siamer essen ihr Fleisch nicht, aus Furcht, sie möchten ihre Verwandten verzehren, von denen sie glauben, ihre Seelen führen in den Leib der Vögel. Diese Meynung befördert ihre Vermehrung ungemein. Man zieht Hähne auf, die zusammen kämpfen müssen. Es macht dieses bey den Indianern eine Art von Ergötzlichkeit aus, die sie sehr lieben. Gleichwohl ist es das einzige Schauspiel, das ihre Priester abgeschafft zu seyn wünschten. Man kann in Frankreich nicht mit mehrerem Eifer wider die Comödien, als die Talapoins wider dieses Kämpfen, predigen. Sie geben vor, daß, wer solches mit anzusehen Vergnügen findet, in jenem Leben sich mit eisernen Stangen herumschmeißen müsse. Ueberdieß haben sie eine schlechte Meynung von dem Charakter und der Denkungsart einer Person, die an dergleichen grausamen Lust Wohlgefallen findet. Einer von unseren Königen, der eben dergleichen Neigung hatte, bestätigte diese Meynung, die man auch von ihm heegete, leider mehr als zu sehr.

Es sind wenige Länder, wo es so viele See- und Fluß-Fische giebt, als in Siam. Die merkwürdigsten darunter sind der See-

Hund,

Hund, der See-Stern, der Groß-Kopf, der Crocodil, die See-Eidexe, und die See-Katze. Ersterer ist unter allen Fischen der gefräßigste: er ist von einer erstaunenden Größe, und man nennet ihn, Menschenfresser, weil er der gefährlichste Feind des Menschen ist. Man hat ihrer gefangen, die ganze Menschen im Magen hatten, und darunter einen, der über und über bewaffnet war. Es soll dieß die Ursache seyn, warum man dieses Thier Requiem heißt, weil es das erste Wort der gewöhnlichen Gebete bey den Seelen-Messen ist. Man sagt, wenn man seinen Rachen mit einem Knebel offen hält, die Hunde hinein kröchen, und fräßen, was er im Leibe hat. Viele glauben, er sey der Fisch, worinnen Jonas drey Tage zugebracht hat. Den Gebrauch, den man von seiner Haut machet, ist bekannt: man überzieht Futterale damit, und nimmt sie, Holz, ja Eisen, zu glätten.

Der Großkopf ist ein Fluß-Fisch, den man in dem Menan fängt, und den die benachbarten Nationen sehr lieben. Wenn er an der Sonne getrocknet wird, kann man ihn wie Schinken essen. Die Holländer führen alle Jahre große Vorräthe davon nach Batavia, welches für die Siamer einen wichtigen Handel macht.

macht. Der Crocodil verursachet längst dem Menan großen Schaden; er ist der See-Hund der Flüsse; wer sich badet, ist seinen Nachstellungen ausgesetzet; um sich dafür zu hüten, verzäunen die Siamer die Oerter, wo sie sich baden. Die Wasser-Eidexe ist nicht viel größer und dicker, als eine Blut-Egel; ihr Biß zieht den Tod in etlichen Stunden nach sich, so durchdringend ist der Gift, den sie bey sich führet. Es ist kein beständig bleibendes Thier, und kommt nur alle neun oder zehn Jahre in den Fluß. Vor etlichen Jahren ließ sich ein so großer Schwarm davon sehen, und es wurden so viele Leute gestochen, und sturben, daß bey der härtesten Strafe verboten wurde, sich zu baden. Es wurde so gar verordnet, daß die Verwandten derer, die an diesen Bissen sterben würden, eine gewisse Summe Geldes erlegen sollten. Die Hitze und Feuchtigkeit bringt auf dem Lande noch allerhand anderes Ungeziefer hervor, dessen Beschreibung kein Ende nehmen würde. Ich habe Ihnen schon von den glänzenden Würmern gesaget, die auf den Bäumen eine Art von Erleuchtung machen; aber ich hatte nicht bemerket, und bin es erst auf meinem Rückwege gewahr geworden, daß sie zuweilen durch eine eigene Bewe-

gung,

gung, ihren Schein verbergen, und ihn in einem Augenblicke hernach alle zusammen wieder sehen lassen, dieß aber mit einer Ordnung und Einstimmigkeit, die Erstaunen erwecken.

Nachdem wir das Königreich in bequemen Schiffen durchgereiset hatten, besuchten wir auf eben diese Art die vornehmsten See-Städte. Weil wir auf dem Rückwege, den Fluß hinunter, wieder durch die Hauptstadt kamen, blieben wir etliche Tage da, behielten aber unsere Schiffe. Wir warteten zwey Feyerlichkeiten mit ab, die ich in Siam noch nicht gesehen hatte. Die eine war die Aufnahme eines Gesandten, und die andere, die Eröffnung der Ackerarbeit. Es wird Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, zu wissen, auf was für Art die Gesandten der Orientalischen Könige hier empfangen werden. Derjenige, dessen Ankunft die Stadt in Bewegung setzte, war von dem Könige von Golconda in Handlungs-Angelegenheiten hergesendet worden. Der König von Siam zeigete sich an einem Fenster, das zehn bis zwölf Fuß hoch von der Erde, und mehr als dreyßig Fuß von dem Saale, wo sich der Gesandte befand, entfernet war. Die Vornehmen des Reichs waren in einem etwas vertiefteren Zimmer, und die Hofbedienten, vom geringern Range, in einem

noch

noch niedrigern. Unterdessen, bis sich der König sehen ließ, lagen diese allerseits zur Erde gebeuget, auf Decken. Der Gesandte blieb hinter einer Wand des Saales stehen. So bald die Thüre geöffnet wurde, trat er mit seinem Dollmetscher hervor. Der Kammerherr des Königes, der den Ceremonienmeister abgab, war vor ihm. Der Gesandte fiel so gleich nieder, und als er hernach wieder aufstund, machte er drey tiefe Verbückungen, während daß der Kammerherr mit gefalteten Händen auf den Knieen gieng. Der Gesandte folgte ihm, und machte mitten in dem Saale wieder drey Reverenze, auf eben die Art, wie die vorigen, und blieb stehen. Zwischen ihm und dem Könige war ein Tisch, worauf die Geschenke sollten geleget werden, die er Seiner Majestät mitbrachte, und zwischen ihm, und dem Tische, stund ein Mandarin, der sie empfieng. In eben dem Saale waren auch des Königes Minister. Der König, der zuerst anfieng zu reden, befohl ihnen, den Gesandten zu fragen, wie lange es wäre, daß er von seinem Hofe abgereiset sey, und ob die ganze königliche Familie sich wohl befände. Dieser antwortete durch seinen Dollmetscher; der Dollmetscher sagte die Antwort einem Mandarin, der Mandarin dem Barcalon, und der Barcalon

dem Könige. Seine Majestät erkundigte sich nach dem Anbringen des Gesandten, und befohl, daß ihm sollte Betel gereichet werden. Bey diesem Zeichen, reichte man ihm eine Weste; der König aber begab sich unter dem Schalle der Trompeten, und anderer Instrumente, hinweg.

Ehe ein Gesandter beym Könige Audienz hat, muß er vorher mit dem Minister reden, der sein Beglaubigungs-Schreiben, und die Geschenke, die er mitbringt, untersuchet. Wenn der Gesandte von einer hohen Macht, zum Exempel, von dem Könige von Persien, oder von dem Groß-Mogol, ꝛc. abgeschickt ist, so kommen die Mandarins vom ersten und andern Range unten vor das Fenster Seiner Majestät, und werfen sich auf Decken zur Erde. Die Mandarins von geringerer Würde bleiben in einem tiefern Zimmer, und man holet den Gesandten, der in den Palast mit über den Kopf gehobenen Händen tritt. Er geht zwischen zweyen Sälen durch, und steigt Stuffen hinauf, die dem Fenster gegen über sind, wo sich der Fürst bereits hinbegeben hat. Wenn er diese Treppe hinauf ist, fällt er mit dem einem Kniee auf die Erde, und zu gleicher Zeit öffnet man die Thüre, ihn zu empfangen. Er macht seine

Ver-

Verbückungen auf eben die Art, wie andere Abgesandten, und tritt hervor, an den Ort, wo er reden soll. Auf der Tafel liegt das Credenz-Schreiben in einer goldenen Schüssel, ganz aufgemachet, und in Siamische Sprache übersetzet. Einer der Hofleute nimmt es, und liest es laut. Das übrige der Audienz geschieht, wie bey den andern Gesandten; er aber, nachdem sich der König wegbegeben hat, hält sich noch ein wenig auf. Diejenigen, die ihn empfangen haben, bringen ihn ohne einige Begleitung wieder zurück, bis an seine Wohnung. Sie können hieraus sehen, Madame, mit was für Vorzügen der Französische Gesandte, zu Zeiten Ludewig XIV. empfangen wurde. Man gieng ihm, mit einem großen Gefolge, zwey Stunden vor die Stadt, entgegen; er wurde von den vornehmsten Mandarins im Reiche durch die Stadt begleitet; er trat in den Audienz-Saal, ohne mit dem Kniee auf die Erde zu fallen; er redete den König zuerst an, und nachdem er seine Rede gehalten hatte, überreichte er ihm sein Schreiben, das der König selbst aus seinen Händen nahm, ohne daß es die Minister thaten; und als die Ceremonie zu Ende war, begleitete man ihn mit eben der Pracht, wie bey seiner Ankunft, in sein Haus zurück.

Nichts ist mit der Hochachtung zu vergleichen, die ein Siamischer Gesandter für das Schreiben hat, das sein Souverain an die Fürsten abläßt, zu denen er abgesendet wird. Wenn die Reise zu Wasser geschieht, so begrüssen die Canonen in den Häven das Schiff, worinnen der geheiligte, auf ein zusammen gerolltes goldenes Blatt geschriebene Brief befindlich ist. Er ist in dreyen Kästgen verwahret, die in einander gesetzet sind: das erste ist von Japanischen lackirten Holze; das andere von Silber; und das dritte von Golde. Es wird auf dem Schiffe, unter verschiedenen Sonnen-Schirmen, die einen Baldachin vorstellen, zur Schau ausgesetzet; jedesmal aber, daß man vor dem Schreiben vorbey geht, fällt man nieder, und grüsset es. Sollte das Schiff Schiffbruch leiden, ist des Gesandten erste Sorgfalt, es zu retten. Wenn er zu Lande reiset, und die Nacht in Gebirgen zubringen muß, legt er das Schreiben allemal auf den obersten Gipfel des Berges, oder wenigstens über den Ort wo er ist, und bleibt in einer gewissen Weite, es zu bewachen. Wenn er sich in einer Ebene aufhält, befestiget er es oben auf einem Baume; auf dem Wege trägt er das goldene Kästgen, worinnen es liegt, auf seinen Achseln. Stirbt der Gesandte unter

Weges,

Weges, so muß der Vornehmste seines Gefolges eben die Sorgfalt anwenden; und wenn durch ein nicht zu vermuthendes Unglück keiner von der Gesandtschaft an den Ort seiner Bestimmung anlangete, muß der letzte, der es zu besorgen hat, noch ehe er stirbt, es auf einem Berge, an dem höchsten Orte, den er finden kann, vergraben, damit dieses schätzbare Unterpfand vor allem Ungemache gesichert bleibe, er aber an eben dem Orte niedergebeuget, und mit eben dem Respecte sterbe, den er dem Könige bey seinem Leben zu erweisen schuldig war.

Diese Schreiben werden blos durch das königliche Siegel beglaubiget, weil die Könige von Siam keine Art von Ausfertigung eigenhändig unterschreiben. Ordentlich besiegelt der erste Minister die königlichen Befehle. Wenn er in das Zimmer, wo die Siegel verwahret werden, hinein kommt, so nimmt der Mandarin, der sie unter sich hat, das Kästgen, worinnen sie liegen, mit großer Ehrfurcht. Alsdenn wird mit den Trommeln und Instrumenten ein Zeichen gegeben, damit sich jedermann in einer anständigen Stellung halte. Die Siegel werden mit Gepränge in den Audienz-Saal gebracht, die Trommeln und Trompeten aber bleiben an der Thüre, und hören nicht auf

zu blasen. Wenn der erste Minister mit dem, der das Kästgen trägt, hinein kommt: nähert er sich dem Throne, wohin das Kästgen auch gesetzet wird, er aber langet das Siegel heraus, und drücket es auf die Ausfertigungen. Die Instrumente verdoppeln ihre Musik, und das Kästgen wird mit eben den Ceremonien wieder zurück getragen.

Wenn die Gesandten von ihrer Gesandtschaft zurück kommen, dürfen sie ihre Familie nicht eher sehen, bis sie dem Könige von ihren Verrichtungen Bericht erstattet haben. Diese Gewohnheit wird heilig in Acht genommen, nicht nur, wenn sie wieder nach Siam kommen, sondern auch wenn sie aus ihrem Lande an einen fremden Hof geschickt werden. So bald der König ihnen seine ersten Befehle ertheilet hat, dürfen sie unter keinerley Vorwand ihre Häuser wieder betreten. Ebenermaßen, wenn sie an dem Hofe, wohin sie gesendet werden, anlangen, ist ihnen nicht erlaubt, in öffentliche Gesellschaften zu gehen, ehe sie bey dem Fürsten Audienz gehabt haben.

Die Eröffnung der Ackerarbeit ist noch eine andere Ceremonie, die uns etliche Tage in der Hauptstadt aufgehalten hat. Vor diesem war der König selbst dabey, und zog mit dem

Pfluge

Pfluge einige Furchen. Heut zu Tage wird diese edele Verrichtung einem Deputirten aufgetragen, den man alle Jahre wählet, und der den Titel eines Fürsten oder Ober-Aufsehers vom Reiße führet. Er reitet auf einem Ochsen, und wird von verschiedenen Bedienten begleitet, die ihn mit dem größten Respecte aufwarten. Dieses königliche Ansehen dauert nur vier und zwanzig Stunden, und trägt etwas Geld ein. Die folgenden Tage werden in Lustbarkeiten zugebracht, derer die Siamer verschiedene Arten haben. Zuerst sahen wir eine Nachahmung der alten Griechischen und Römischen Kampfspiele: es waren Ringer, die Mann mit Mann kämpften, und sich mit der Faust, und dem Ellbogen Stöße beybrachten. Ihre Hände sind mit einer Art von geflochtener Wulst verwahret, anstatt eiserner Handschuhe, derer sich die Römer bedienten. Wir wohnten auch noch einem anderen Schauspiele bey, davon ich mir kein Beyspiel auf allen meinen Reisen zu erinnern weis. Es bestund in einem Ochsen-Rennen, dabey die Anstalten etwas sonderbares haben. Man bezeichnet einen Platz, ohngefähr fünf hundert Toisen in der Länge, und zwey in der Breite, mit vier starken Seulen, die an den vier Ecken, als Schranken, ein-

gegraben werden, um welche das Rennen gehalten wird. Die Richter sitzen in der Mitten des Platzes, auf einem erhabenen Gerüste, und eignen den Preis dem zu, der gewonnen hat. Jeder Ochse wird von einem Manne geführet, der voran läuft, und das Thier an einem durch die Nasenlöcher gezogenen Stricke hält. Auf gewissen Weiten stehen andere Männer, welche diese Läufer ablösen. Oefters laufen ein paar an einen Pflug gespannte Ochsen gegen ein anderes dergleichen Paar. Beyde werden von Männern geführet; zu gleicher Zeit aber läuft jemand hinter jedem Pfluge her, der ihn in die Höhe hebt, daß er nicht auf der Erde auftreffe. Die, welche die Pflüge halten, werden ebenfalls durch andere abgelöset. Die Zuschauer stehen um die Rennbahn herum, und machen unter sich ansehnliche Wetten, wie die Engländer bey ihren Pferde-Rennen. Die vornehmen Herren haben junge, wohlgestaltete Ochsen, die besonders abgerichtet werden; zuweilen nehmen sie auch Büffel-Ochsen, die so geschwind laufen, als die flüchtigsten Pferde.

Ein anderes Vergnügen, das vielen Beyfall findet, und so gar bey Hofe eingeführet ist, machen sich die Siamer mit dem sogenennten fliegenden Drachen. Derjenige, welcher

dem Könige gehöret, bleibt zwey Monate nach einander die ganze Nacht in der Luft, und was Ihnen unglaublich scheinen wird, man ernennet Mandarins, die den Faden halten, und einander ablösen müssen. Jedoch wir haben bey uns ernsthafte Magistratspersonen gesehen, die papperne Figuren (Pantins) an Fäden haben tanzen lassen. Hier steckt man ein Licht auf den fliegenden Drachen, und legt zuweilen für den, der ihn wieder bringt, wenn etwa der Faden reißt, ein Goldstück dazu.

Eine Lustbarkeit, die für einen König anständiger ist, sind die Schiff-Fahrten auf dem Flusse. Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie die leichten Barken das Wasser trennen, und um die Wette mit solcher Geschwindigkeit fahren, daß das Auge sie kaum verfolgen kann. Man hat diese Ruderspiele in Paris bey öffentlichen Lustbarkeiten nachahmen wollen; aber anstatt der Geschwindigkeit der Siamer, waren unsere ungeschickten Barken mit großen, schweren, weiß angezogenen Schiffern besetzet, die in das Wasser sprungen, und das Volk zu lachen machten. In Siam, wenn der König Preise zur Aufmunterung für diejenigen aussetzet, die bey seinem Palaste zuerst ankommen, so versammelt sich die ganze Stadt und herum-

liegende Gegend, diese Fahrt mit anzusehen. Die Leute treten alsdenn in die unzählichen Schiffe, die auf beyden Seiten längst dem Ufer in zwey Linien gestellet sind, und einen Raum von drey Stunden einnehmen. Ich habe Ihnen bereits gesaget, Madame, daß der erstaunenden Geschwindigkeit dieser Ruderer nichts beykommt, die aber zugleich ein beständiges Geschrey von Freude oder Leid machen, nachdem sie Vortheil über die andern haben, oder zurück bleiben. Zuweilen will der Monarch selbst die angestellte Fahrt begleiten; und da sein Schiff allezeit mit mehreren Ruder-Leuten besetzet ist, trägt er gar leicht den Sieg davon, und die königliche Barke fährt triumphirend in die Stadt.

Nachdem wir alle diese Feste angesehen hatten, nahmen wir unsern Weg nach der See-Küste, und besuchten die dasigen Plätze. Die vornehmsten darunter heißen, Mergui, Jonsalan, Tenasserim, Bordelong, Ligor, ꝛc. In Tenasserim wohnten wir der Einsetzung zweyer Magistrats-Personen bey. Wer in diesem Reiche ein Amt antritt, muß einen Eid ablegen. Er muß zugleich eine gewisse Menge Wassers in Gegenwart eines Talapoins trinken, der tausend Verwün-

schungen

schungen versagt, die jenen treffen sollen, wenn er sein Versprechen nicht hält. Allein dieser Eid hindert die Obrigkeiten nicht, das Recht zu verkaufen, so wie es anderwärts geschieht, wo man sich ebenfalls zu dergleichen Verbindlichkeiten eidlich anheischig macht; nur mit dem Unterschiede, daß die Richter in Siam die Erlaubniß haben, Geschenke zu nehmen, anderwärts aber ist es verboten.

Die Siamer pflegen noch einen andern Eid zu leisten, den sie den Freundschafts-Eid nennen. Er bestehet darinnen, daß sie zusammen Arak aus eben derselben Schaale trinken; und wenn sie sich noch genauer und feyerlicher verbinden wollen, trinken sie einer von des andern Blute. Sie werden leicht glauben, Madame, daß alles dieses sie nicht abhält, einander zu hassen. List, Unbeständigkeit, Niederträchtigkeit und Verstellung, sind diesem Volke angebohren, und bey dergleichen Lastern haben Eidschwüre wenig Kraft. Sie suchen ihren Haß und Rache durch heimliche Verleumdung auszuüben; ja dieser Eid wird eine Gelegenheit, sich solcher desto sicherer zu überlassen. Die Siamer verabscheuen Blut zu vergießen, und sind natürlicherweise still, langsam, mäßig, uneigennützig, mehr aber aus Trägheit als aus Tugend.

Tugend. Ihre Gleichgültigkeit kommt der Unempfindlichkeit sehr nahe: sie bewundern nichts, vernachläßigen den Geist und Körper zu beschäfftigen, und ohne die Frohndienste, die sie thun müssen, und ohne die Wettrennen auf dem Wasser, wofür sie sehr eingenommen sind, und weshalben sie sehr zeitig rudern lernen, würden sie in einer völligen **Unthätigkeit** leben. Uebrigens haben sie einen ziemlich fähigen **Verstand**, Richtigkeit in ihren Begriffen, und Lebhaftigkeit in ihren Antworten. Sie sind weder der Trunkenheit noch dem Zorne ergeben; sie wissen nachzugeben, und sind **höflich**; über die Vorfälle aber im menschlichen Leben sind sie **unbesorgt**. Aufgeblasen und stolz gehen sie mit denjenigen um, die sich vor ihnen fürchten müssen; niedrig und kriechend bezeigen sie sich gegen die, welche mit ihnen gebieterisch verfahren; so wie alle **niederträchtige** Leute zu thun pflegen. Daher entstehet bey ihnen die übertriebene, und bis zur Anbetung gehende **Verehrung** für Personen, die in Aemtern stehen, oder von hohem Stande sind. Die Gewohnheit bringt mit sich, daß, wenn sie einem Mandarin begegnen, sie das Hemde ausziehen, und es geschwind um den Leib wickeln, um ihren Respect zu bezeigen, so wie wir in Frankreich

reich den Hut abnehmen. Unfälle rühren die Siamer wenig, und sie erdulden die härtesten Strafen standhaft. Die Bescheidenheit und die Schamhaftigkeit sind auch Tugenden, die diesem Volke eigen sind. Es erweckte bey ihnen Aergerniß, als sie sahen die Franzosen nackend in den Fluß springen, um sich zu baden; und damit das darüber murrende Volk besänftiget wurde, ließ der Minister Phaulkon den Franzosen Stücken Leinwand geben, daß sie sich bedecken konnten. Die Siamer enthalten sich des Gebrauches der Klistire, als eines unanständigen Mittels; und wenn sie ihre Kinder züchtigen, schlagen sie sie nicht auf den Hintern, weil sie für unehrbar halten, solchen zu entblößen. Unzüchtige Lieder sind durch ein ausdrückliches Gesetz verboten; und solches ist nicht wie anderwärts eine Ursache, daß sie häufiger gesungen würden. Ungeachtet sie in ihrer Religion nicht eifrig sind, weil sie solche wenig kennen, so verehren sie doch ihre Priester; sie verschönern gern ihre Tempel, und bereichern ihre Mönche. Weil sie sich einbilden, daß die Kunst wahrzusagen, und Krankheiten zu heilen, untrüglich sey, so sehen sie es als einen Fehler des Sterndeuters oder Arztes an, wenn der Ausgang mit der Hoffnung nicht übereinkommt;

und

und in solchem Falle pflegt es öfters zu geschehen, daß man ihnen die Bastonnade giebt. Dieses abergläubige Volk hält, gleich allen andern Indianern, auf Vorbedeutungen, und die verschiedenen Dinge, die ihnen unterweges begegnen, entscheiden, ob sie ihre wichtigsten Angelegenheiten befolgen, oder unterlassen sollen. Sie glauben an Talismanne, an Bezauberungen, und insonderheit an Geister, die sich in der Luft aufhalten sollen, worunter es einige giebt, sagen die Talapoins, welche das Frauenzimmer lieben, bey den Mägdgen zuerst die Früchte der Liebe sammeln, und ihnen eine Wunde beybringen, die sich alle Monate erneuert. Die Kinder, die etwa dadurch erzeuget werden, haben allerseits menschliche Gestalt, sehen aber nur der Mutter ähnlich. Als eine Folge ihres Aberglaubens kann man rechnen, daß die Weiber nach ihrer Niederkunft an ein großes Feuer gebracht werden, um welches sie, einen Monat lang, alle Tage herum gehen müssen, um sich zu reinigen. Auf diese Ceremonie folgt ein Gastgebot, wo alles, was aufgetragen wird, vorher an dieses Feuer gehalten wird. Die bey den Weibern zu Goa und Batavia gebräuchlichen Getränke, wodurch sie den Männern auf gewisse Stunden eine Betäubung, den Liebha-

bern

bern aber Liebe beybringen, sind bey den Siamerinnen nicht unbekannt; doch muß man sagen, daß sie keinen sonderlichen Gebrauch davon machen. Man saget vielmehr, daß sie ihren Männern so zugethan sind, daß, im Falle eine Stadt durch Sturm erobert würde, alle ehrbare Weiber sich lieber von ihren Männern würden töden lassen, als in die Hände der Ueberwinder fallen, welche die ihnen schuldige Achtung vergessen könnten.

Ich habe Ihnen gesaget, Madame, daß die Stadt Siam aus verschiedenen Nationen besteht: die vorzüglichsten sind die Laos, die Peguaner, die Maleyen, Mogol, Macassaren, Japaner, Chineser, Tunquiner, Cochinchineser, Camboyer, Portugiesen, Engländer, Holländer, etliche Franzosen, aber wenige, und alle zusammen machen wenigstens den vierten Theil der Einwohner aus. Die Laos, und die Peguaner hält man für die ältesten, und sie werden, so zu sagen, wie Siamer angesehen; unerachtet sie sich durch ihre Sprache, und durch ihre langen Ohren unterscheiden, die mit einem so großen Loche durchbohret sind, daß man den Finger durchstecken könnte. Sie haben gesehen, daß in etlichen Ländern von Indien die langen Ohren eine Art von Schönheit sind, darauf

man

man sich so viel zu Gute thut, als die Weiber in Frankreich auf die kleinen. Den Maleyen giebt man die meisten Mordthaten, die hier begangen werden, Schuld; sie haben auch öfters große Bewegungen in dem Staate veranlasset. Während diesen Unruhen, wozu sich die Macassaren geschlagen hatten, wurden sie fast alle vertilget; allein ihr Leben kam den Ueberwindern theuer zu stehen. Die Mogol sind lange Zeit in hiesigem Lande in großem Ansehen gewesen; ihr Credit aber ist nach und nach gefallen. Vor diesem hatten die Könige von Siam eine Leibwache, die blos aus Japanern bestund; weil sie aber zu mächtig wurden, schaffte man sie ab. Der Chineser Gewerbe ist das wichtigste; sie allein führen den größten Handel. Die Portugiesen sind in dieses Königreich geflüchtet, als die Holländer sie aus Malacca vertrieben hatten. Da sie hier ihr Leben in Müßiggange und Lüderlichkeit hinbringen, ist ihre Armuth ungemein groß. Die Engländer, weil sie sich mit dem Hofe verumeinigten, haben viele Verdrüßlichkeiten ausstehen müssen; die meisten haben sich nach Madras begeben, die übrigen sind im Lande geblieben. Das Ansehen der Franzosen hat nicht länger gedauert, als das von

dem

dem Griechen Phaulkon, der sie hergezogen hatte. Die Holländer, geschickter, geschmeidiger, und listiger, als die andern Europäischen Völker, erhalten sich noch jetzt mit Vorzuge. Was aber die Fremden allezeit abhalten wird, sich auf eine ausnehmende und beständige Weise in Siam niederzulassen, ist die bey Hofe eingeführte Politik, daß man sie schmeichelt, so lange man sie nutzen kann, und sie fortschafft, es sey mit Gewalt, oder durch Hinterlist, so bald sie furchtbar werden.

Alle diese Fremden verstehen und reden die Siamische Sprache, ungeachtet sie sehr schwer auszusprechen ist, insonderheit für die Europäer. Sie hat, so wie die Chinesische, einen besondern Accent; und wenn man redet, klingt es, als ob man sänge. Hiernächst ist sie nicht reich; daher die Redensarten, wegen der vielen möglichen Veränderungen, um so viel schwerer werden. Weil ihr die Worte fehlen, muß man sich der Umschreibungen bedienen. Zum Exempel, die Lippen werden das Licht des Mundes genennet; die Blumen, die Pracht des Holzes; die Flüsse, die Mütter des Wassers. Um Ihnen die Schwierigkeit der Siamischen Constructionen zu zeigen, will ich ein Beyspiel anführen: gutes Herz, heißt, zu-

frieden. Um also auszudrücken: wenn ich in Paris wäre, wollte ich zufrieden seyn, würde ein Siamer sagen: wenn ich die Stadt Paris seyn, ich gutes Herz viel. Der Herr von Forbin, nach seiner Rückkunft von Siam, traf den Mandarin noch in Frankreich an, der als Gesandter dahin geschickt worden war. Er fragte ihn, was für einen Unterschied er zwischen den Hauptstädten dieser beyden Königreiche fände? Der Mandarin antwortete: Paris groß, gut; Siam klein, gut. Das Wort, Sohn, bedeutet im Siamischen, daß eine Sache klein ist. Man sagt, zum Exempel, der Sohn eines Menschen, um auszudrücken, ein kleiner Mensch; und das Wort, Mutter, wird gebrauchet, um die Größe oder Stärke eines Dinges anzuzeigen: dieß hat dem Flusse in Siam den Namen Menan gegeben, als wenn man sagen wollte, Mutter der Wasser, oder großes Wasser. Die Gelehrten, und manierliche Leute, reden eine besondere Sprache, Bali genennet. Man bedienet sich ihrer vornehmlich in den Büchern der Religion und der Rechtsgelahrheit. Uebrigens werden beyde Sprachen, so wie die Europäischen, von der linken nach der rechten Hand geschrieben.

Mich deucht, Madame, ich habe nichts vergessen, was Ihnen eine Nation kann kennen lernen,

nen,

nen, mit der wir in so genauer Verhältniß gestanden haben, und die sich dessen noch mit Vergnügen erinnert. Ich werde besorget seyn, Sie fernerhin mit den angränzenden Reichen, so wie sie mir bekannt werden, zu unterhalten. Die Stadt Siam, wo ich seit etlichen Tagen wieder angekommen bin, soll künftig der Mittelpunct meiner Reisen werden. Ich will jedesmal von meinen Ermüdungen daselbst ausruhen, vorausgesetzt, daß nichts dazwischen komme, das mich von ihr eher entfernet, als ich wünsche.

Ich bin ꝛc.

Siam, den 30. November, 1743.

Der 52. Brief.

Die benachbarten Königreiche von Siam.

Diese Königreiche heißen Malacca, Patane, Camboya, Laos, Ava, Pegu, Aracan, Tipra, Assem, und sie sind alle in alten Zeiten dem Königreiche Siam entweder unterworfen oder zinnsbar gewesen. Die Stadt Malacca wurde von Alphonsus von Albukerke erobert, zu der Zeit, da sie wegen ihres ausge-

breiteten Handels eine der blühendesten in Asien war. Alle Waaren aus China, Japan, den Molluckischen Inseln, aus Bengalen, Malabar, und dem Persischen Meerbusen, wurden in ihrem Haven ausgeschiffet; sie hingegen schickte zahlreiche Colonien auswärts, welche ihr Ansehen und ihre Reichthümer in andern Gegenden verbreiteten. Selbst ihre Sprache wurde unter allen, die man in Indien redete, für die schönste gehalten; die gesittesten Völker bemüheten sich, sie zu erlernen, und noch heut zu Tage wird sie in dem Oriente so häufig, als die Französische in Europa, gesprochen. Dieß ist aber auch alles, was von dem ehemaligen Ruhme dieser berühmten Stadt übrig geblieben ist. Seitdem sie die Portugiesen erobert haben, hat sich das Licht des Evangelii bey ihr ausgebreitet, ihr Handel aber ist eingegangen: unterdessen daß der heilige Missionair Xaver dem wahren Gotte Kirchen, und seinen Mitbrüdern ein Collegium bauete, erpresseten ihre neue Herren von den fremden Schiffen so starke Abgaben, daß die Asiatischen Völker aus ihren Häven wegblieben. Die Holländer bemächtigten sich ihrer nach Gewohnheit ebenfalls, und schafften auf einmal die Portugiesische Herrschaft, die Catholische Religion, und die Handlung zu

Malacca

Malacca ab. Der Tempel, worinnen der heilige Xaver geprediget hat, ist heut zu Tage die Kirche der Protestanten, sein Collegium aber ein Vorraths-Haus. Sie begehen alle Jahre den Tag dieser Eroberung, und überall, wo man sich hinwendet, sieht man die Protestantische Religion auf den Trümmern der Catholischen triumphiren. Den Götzendienern, und den Mahometanern ist erlaubet, Pagoden und Moscheen zu bauen; den Catholischen aber steht nicht frey, Kapellen, Betzimmer, oder sonst ein öffentliches Denkmaal ihres Gottesdienstes zu haben. Dieses ist der gegenwärtige Zustand einer Stadt, von welcher die Holländer den wichtigsten Handel weg, und nach Batavia, ihrer Haupt-Niederlage in Indien, gebracht haben. Die Halb-Insel, worauf Malacca die Hauptstadt ist, wird in verschiedene kleine Staaten eingetheilet. Die Völker, welche das Innere des Landes bewohnen, halten sich in den Wäldern, und in unersteiglichen Gebirgen auf; sie nähren sich von Obste, oder von wilden Thieren, und überlassen den Ackerbau den Chinesern, die in dasigen Gegenden eine wohlangebrachte Colonie errichtet haben. Die wilden Maleyen lieben die Europäer wegen ihrer weißen Farbe, und wenn sie solche auf

ihren Küsten anlanden sehen, bieten sie ihnen ihre Töchter und Weiber an, um Kinder zu haben, die ihnen gleichen. Sie bekennen sich zu der Mahometanischen Religion, vermengen solche aber mit ihrem Götzendienste. Sie sind zu gleicher Zeit andächtig und lasterhaft; sie vereinigen Diebstahl, Ungerechtigkeit, Unzucht, mit der genauesten Beobachtung ihres Gottesdienstes.

Patana machte ehedem einen Theil des Königreiches Siam aus; heut zu Tage ist es ihm nur zinsbar. Die Einwohner sind ein Gemenge von verschiedenen Nationen. Die Chineser treiben daselbst den stärksten Handel; die Siamer bauen das Feld, und die Eingebohrnen leben in Trägheit und Armuth. Sie verabscheuen den Wein und den Arak, bekümmern sich wenig um gut zu essen, lieben aber das Frauenzimmer bis zur Ausschweifung. Sie überlassen sich dieser Neigung vor allen andern; daher sie auch fünf oder sechs rechtmäßige, und eben so viel Kebs-Weiber haben. Die Hurerey ist bey ihnen kein Verbrechen; der Ehebruch aber wird auf das schärfste bestrafet. Den Verwandten der Eheleute wird dergleichen Todesstrafe zu vollziehen überlassen, und dem Verbrecher steht die Wahl frey. In

diesem

diesem Lande wird ein groſser Vertrieb mit den Vogel-Nestern gemachet, welche bey den Orientalischen Völkern als ein sehr delicates Gericht beliebet sind, und hauptsächlich nach China, auf die Tafel der Mandarins, verkaufet werden. Was man sonst an Früchten, Wildpret und Flügelwerk auserlesenes hat, findet man hier im gröſsten Ueberflusse. Insonderheit sind die Pfaue sehr gemein, und ihre Schwänze brauchet man, das Fleischwerk auf den Tafeln der Vornehmen anzuputzen. Der Tribut, den der König von Patana den Siamern giebt, besteht in einer goldenen Blume, und in etlichen Kleidern von Scharlach, oder Sammt. Uebrigens hat dieses Reich nichts, es betreffe die Wohnungen, Landes-Producte, oder überhaupt die Sitten und den Character der Einwohner, das sich von den benachbarten Ländern merklich unterscheidete.

Eben so ist es mit dem Königreiche Camboya beschaffen, das seinen Namen von der Hauptstadt entlehnet, von dem einzigen Orte, der angemerket zu werden verdienet. Damit die Stadt vor den Ueberschwemmungen gesichert sey, hat man sie auf einen groſsen Damm gebauet, wo sie längst dem Ufer des Mecon eine einzige Gasse ausmacht. Dieses ist der

Name eines großen Flusses, welcher durch das ganze Land geht, dessen ordentlich eintreffende Ueberschwemmungen die Felder fruchtbar machen, so wie jene vom Menan und Nil. Der Fürst residiret zu Camboya in einem sehr einförmigen Palaste, der mit Palissaden umgeben, und mit etlichen Canonen besetzet ist. Die Stadt wird, wie Patana, von unterschiedenen Nationen bewohnet, welche auf die lüderlichste Art daselbst leben. Selbst die Portugiesen heurathen mehrere Weiber, und von ihrer eigenen Religion beobachten sie nichts, als was mit ihrem Vortheile, oder mit ihrem Vergnügen überein kommt.

In **Camboya** habe ich einen **Tempel** von besonderer Bauart und Geschmacke gesehen. Er steht auf schwarzen, hölzernen, lackirten Seulen, mit goldenem Laub- und Schnitzwerke verzieret, und der Fußboden ist mit kostbaren Platten beleget: damit dieser aber nicht verdorben werde, ist er mit Matten bedecket. Die **Vornehmen** im Königreiche werden in unterschiedene Classen getheilet: sie haben alle ihren Rang bey Hofe, die meisten aber verwalten keine Aemter. Man erkennet sie an einem goldenen Kästgen, das sie vor sich hertragen lassen, so wie unsere vornehmen Weiber ihre

Bücher-

Bücher-Säcke in die Kirche: es ist dieses ein Unterscheidungs-Zeichen, das mit den vornehmsten Ehrenstellen verknüpfet ist. Die Herren von der andern Classe haben nur silberne Kästgen. Diese Kästgen dienen, den Betel, Areka, Cardamummen und andere Gewürze, die sie beständig kauen, zu verschließen. Wenn sie bey Hofe erscheinen, und dem Könige die Aufwartung machen, oder den Rathsversammlungen beywohnen, setzen sie sich in einen halben Zirkel. In der ersten Reihe sitzen die Großen von der ersten Classe; die von der andern sitzen hinter ihnen, und beyde haben ihre Kästgen. Es ist noch ein höherer Orden, der über alle geht; ich meyne den, von den Talapoins, welche in dem Tempel, davon ich gesagt habe, das Amt verrichten; die andern Priester im Lande sind wenig geachtet, denn leicht niemand, als Leute aus dem Pöbel, begeben sich in diesen Stand. Wegen des hohen Begriffes, den man sich von der Heiligkeit vorstellet, welche die Geistlichen von der ersten Classe haben sollen, geschieht es ohne Zweifel, daß ihnen nicht erlaubet wird, sich in Staats-Geschäffte zu mengen, oder die Stelle eines Ministers zu bekleiden, wie in Europa. Sie haben sich zwar des Zutrauens des Fürsten zu erfreuen, und leben

mit ihm gewissermaßen vertraut; so bald aber die Frage von Regierungs-Sachen vorkommt, glaubt man, es sey bey einem Kirchendiener eine Art von Entheiligung, die Rechte des weltlichen Standes an sich zu ziehen. Uebrigens aber erweist man ihnen die Ehre, welche ihrer Würde zukommt: sie genießen nebst dem Vorzuge des Ranges, aller dem Priesterthume eigenen Gerechtsame, der Verehrung des Volkes, der Hochachtung der Großen, und des Ansehens bey dem Fürsten. Die Mandarins mit dem goldenen Käfigen haben allein die öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten: wie sie denn auch berechtiget sind, Privat-Personen vor ihren Richterstuhl zu fordern, bürgerliche und peinliche Processe zu entscheiden, Gefängnißstrafe zu ertheilen, Todes-Urthel zu fällen. Sie sind zu gleicher Zeit Staats-Minister, und obrigkeitliche Personen, und vereinigen mit dem Ansehen des Staats-Rathes, die Gewalt unserer Parlamente. Hierzu kommt noch ihre Entscheidung in Kriegs-Sachen; und nichts stellet unsere alte Französische Regierungsform besser vor, als die von Camboya.

In diesem Lande verehret man eben die Götter, wie in Siam, nur unter andern Namen, und die Religion ist beynahe einerley. Das

Volk

Volk ist andächtig, und folglich gutthätig gegen die Geistlichen. Was die Kleidung anbelanget, so tragen die Mannspersonen einen weiten und offenen Rock, die Weiber aber einen kürzeren, der nach der Gestalt gemacht ist, und um die Arme anschließt; dazu tragen sie eine Art von Unterrocke, der das übrige des Leibes bedecket. Sie sehen hübsch aus, so viel es eine braune Gesichtsfarbe zuläßt, und sind in ihrer Aufführung frey, in so fern es bey der außerordentlichen Eifersucht der Männer möglich ist.

Einer der Könige von Camboya, der einen Ueberfall von den Siamern befürchtete, weil er sich ihres Joches entlediget hatte, rufte den König von Cochinchina zu Hülfe, und untergab ihm seine Länder. Seit der Zeit sind die Camboyer den Cochinchinesern zins- und lehnbar geblieben; sie sind aber vielleicht übeler daran, als sie unter ihren ersten Herren nicht gewesen wären. Da sie lange Jahre einen Theil des Siamischen Reiches ausgemachet haben, sind ihre Sitten jenen ohngefähr gleich; jedoch sind sie, in Ansehung der Thiere, nicht so abergläubig; sie töden sie ohne Bedenken, ja sie verschonen nicht einmal die Elephanten, welche in Siam so hoch geschätzet werden, daß man ihre Erlegung bestrafet, wie Menschen-Mord.

In

In Ansehung der natürlichen Landeserzeugungen, hat man mir von einem Baume gesaget, der mir in den Wäldern von Camboya wächst, und eine merkwürdige Eigenschaft an sich hat. Er giebt einen Safft von sich, der das Eisen vergiftet, und die Wunden unheilbar machet; wenn man ihn aber als einen Trank brauchet, verliert er seinen Gifft, und ersetzet die ermüdeten Kräfte. Die Jäger machen Schnitte in diesen Baum, und fangen den Safft in Blättern auf; fällt aber nur ein Tropfen davon auf eine Wunde, so ist sie tödlich, denn man kennet wider diesen Gifft keinen Gegengifft.

Ich hielt nicht für dienlich, eine Reise in das Königreich Laos zu machen, das von den andern Reichen durch Gebirge und undurchdringliche Wälder abgesondert wird. Ohne mich einem so beschwerlichen und gefährlichen Wege auszusetzen, habe ich Gelegenheit gefunden, etliche Eingebohrne des Landes, die sich in Siam niedergelassen hatten, zu befragen. Folgendes ist es, was sie mir überhaupt von der Regirung dieses kleinen Staates gesagt haben. Der König hat einen ersten Minister, der unter ihm in den wichtigsten Sachen arbeitet; hiernächst sind noch sieben Ober-Aufseher, oder

Statt-

Statthalter in den Provinzen, die gleiche Gewalt, ein jeder in seinem Bezirke, haben. Wenn der König stirbt, so versammelt der erste Minister die Großen des Reiches, die zu der Wahl eines neuen Thronfolgers schreiten; er selbst aber vertritt unterdessen die Stelle des Regenten.

Da das Königreich Laos nichts als ein abgekommenes Land von dem von Siam ist, darf man sich nicht wundern, daß es eben die Sprache, eben die Schrift, und eben die Religion hat. Weil aber die Talapoins daselbst ungesitteter und lasterhafter sind, als zu Siam: haben sie in ihre Theologie ungereimte Dinge, in ihre Moral aber solche schändliche Sachen gemenget, daß das Volk eben so verblendet und verderbet seyn würde, als die Priester, wenn die Strenge der Gesetze die Ausschweifungen nicht im Zaume hielte. Diese Geistlichen werden aus dem geringsten Pöbel genommen; so bald sie aber die Kleider des Ordens umhängen, der nach ihrer Meynung der vornehmste Stand im Reiche ist, werden sie unerträglich hochmüthig.

Das Volk von Laos ist so jähzornig, und heftig, daß auch die schärfsten Gesetze sie kaum zurückhalten können. Nicht allein derjenige wird gestrafet, der einen andern geschlagen hat,

son-

sondern wer auch nur zornig geworden ist; und um noch mehr Furcht zu machen, erstreckt sich die Strafe vielmals über den Unschuldigen, so wie über den Schuldigen. Wenn das Haupt einer Familie ein großes Verbrechen begangen hat, werden alle, die nur einigermaßen mit ihm verwandt sind, ihres Standes entsetzet, und zu Sclaven gemachet.

Es ist kein Land, worinnen man so viel Helfenbein findet, als in dem Königreiche Laos, denn in keinem sind die Elephanten so häufig, als in diesem. Es erzeugt auch eine große Menge Benzoin, welcher der vorzüglichste ist, im ganzen Oriente. Sie wissen, Madame, daß der Benzoin ein trockenes, hartes, zerbrechliches Harz ist, von einem lieblichen und durchdringenden Geruche, insonderheit wenn er brennet. Er dringt so wohl von sich selbst, als durch Einschnitte, aus einem gewissen Baume, Belzof genennet. Anfänglich sieht er weiß, hernach grau, und endlich röthlich braun, wie der Rouga. In der Arzeneykunst wird er bey Lungen-Krankheiten, von den Wund-Aerzten aber, bey Krebs-Schäden gebrauchet.

Das Gummi-Lack ist noch ein anderer so schätzbarer Landes-Product, daß selbst die Camboyer, welche sehr gutes in ihrem eigenen

Lande

Lande haben, das von Laos vorziehen. Dieses Gummi ist eine röthliche, durchsichtige Materie, die zu Verfertigung der Lacke genommen wird: wir, in Frankreich, brauchen es Siegelwachs davon zu machen. Es ist eigentlich selbst eine Art von Wachse, welches gewisse fliegende Ameisen sammeln, und entweder in ihrem Magen ausarbeiten, oder so wie es ist, in den Blumen finden. Sie tragen es auf die Zweige der Bäume, die von den Landes-Einwohnern durchlöchert werden, damit der Anbau sich besser erhalte. Diese Ameisen, zu Hervorbringung und Erhaltung ihrer Jungen, machen und bearbeiten das Lack acht Monate im Jahre, die Bälge ihrer Eyer aber sind es, die ihm die röthliche Farbe geben: denn wenn das Lack vollkommen gereiniget, oder aber nicht viel davon geworden ist, hat es wenig Farbe. Wenn das Gummi gesammelt ist, wird es gewaschen, geschmolzen, und auf einen Marmor geschüttet, wo es in dünnen Blättgen gerinnet: man brauchet es alsdenn den schönen Scharlach, der in der Levante gemacht wird, damit zu färben. Das gröbste, was zurück bleibt, wird zu dem Spanischen Siegelwachse genommen: das rothe färbet man mit Zinnober, das schwarze aber mit Rus.

Die

Die Königreiche Ava und Pegu stehen heut zu Tage unter einem Herrn, dem noch überdieß die Reiche Prom, Martaban, Brama, und andere kleine Staaten gehören, welche zusammen nur ein einziges, und eben dasselbe Reich ausmachen. Alle haben einerley Gesetze, Sitten und Religion, dergestalt, daß man diese sonst abgesonderten Länder jetzt als Provinzen des Königreiches Pegu ansehen kann. Ava, die Hauptstadt darinnen, liegt an einem Flusse gleiches Namens. Die Indianer haben im Gebrauche, daß sie ihren Flüssen den Namen derjenigen Länder geben, wo sie durchfließen. Sie nennen Pegu, den Fluß, der bey der Stadt dieses Namens als der ehemaligen Hauptstadt des Königreiches, vorbey fließt. Ava schien mir von der Größe zu seyn, wie unsere Städte in Frankreich vom dritten Range; die Gassen sind gerade, und auf beyden Seiten mit Bäumen besetzet. Der König hält seine ordentliche Residenz daselbst in einem großen viereckigen Palaste, der aus vier Hauptgebäuden besteht. Man geht durch vier Thore hinein, die nach Morgen, Abend, Mitternacht, und Mittage liegen. Jedes hat seinen besondern Namen, der mit dem Gebrauche, wozu es bestimmt ist, übereinkommt. Das erste wird

nicht aufgemachet, als wenn der König sich dem Volke in dem völligen Glanze seiner Majestät zeiget: man nennet es, das Thor der Herrlichkeit. Durch das andere werden die Gesandten, und alle diejenigen Personen, die, so wie diese, dem Souveraine Geschenke bringen, herein gelassen: es heißt, das goldene Thor. Die, welche von dem Fürsten Gnadenbezeigungen erhalten haben, ingleichen die Verbrecher, die er begnadiget, die Hofbedienten, denen er neue Würden, oder einen neuen Rang ertheilet, gehen aus dem Palaste durch das Thor der Gunst. Das vierte ist das Thor der Gerechtigkeit, und geht nach dem Tribunale, wo die Processe entschieden werden. In der Mitte des Hofes, den die vier Haupt-Gebäude machen, steht ein kostbarer Pavillon, dessen auswendige Mauern mit goldenem Bleche überzogen sind.

Was ich von der Ehrfurcht der Morgenländer für ihre Monarchen angeführet habe, ist in keine Vergleichung zu ziehen mit der Art von Vergötterung, welche die Peguaner ihrem Fürsten erweisen. Sie fallen nicht allein vor ihm selbst nieder, sondern auch vor allem, was zu seinem Gebrauche dienet: so gar denen Gerichten, die auf seine Tafel kommen,

leistet man eine Verehrung, die einer Anbetung gleich kommt. So bald dieser Fürst Mittags gespeiset hat, stößt einer der Bedienten in die Trompete, um allen Potentaten in der Welt zu melden, daß der Kaiser von Pegu ihnen Erlaubniß giebt, sich an die Tafel zu setzen. Sie haben gesehen, Madame, was die Könige von Siam für schwülstige Titel annehmen: dieser aber treibt den Stolz des Thrones in denen Eigenschaften, die er sich zuschreibt, noch weiter. Die Titel eines Fürsten, Königes, oder Kaisers, sind für seine eingebildete Macht nicht hinlänglich; er vergleicht sie mit der Macht des höchsten Wesens. Seine Unterthanen nennen ihn Kiak, welches Gott bedeutet; und wenn er an andere Monarchen schreibt, trägt er keine Scheu, sich der lächerlichsten Ausdrücke zu bedienen, als: eines Königes aller Könige; eines Verwandten der Götter; eines Bruders der Sonne; eines unumschränkten Herrn des Meeres, ꝛc. Die Gewalt über seine Unterthanen ist seinen eingebildeten Vorrechten über andere Potentaten gemäß. Diejenigen, die er zu den höchsten Ehrenstuffen erhebt, hält er in der schärfsten Unterthänigkeit; er verlangt von ihnen mehr Verehrung, als von dem Volke selbst, das er vielmehr vor ihren Erpressungen

zu schützen suchet; das geringste Versehen, in dieser Art, wird mit solcher Härte bestrafet, die jedermann in Schranken hält. Wenn sie mit ihm sprechen, heben sie bey jedem Worte die Arme in die Höhe, und verbücken sich tief. Er hat allezeit einen Abgeordenten aus jeder Provinz an seinem Hofe, der ihm von der Aufführung der Statthalter Nachricht geben muß. Diese haben in jeder Stadt einen Unterstatthalter, und zwölf Gerichtspersonen, welche an gewissen Tagen zusammen kommen, und die Processe entscheiden. Wider ihr Urthel kann man appelliren: ist solches ungerecht, so wird es als ungültig erkläret, und die Richter werden bestrafet; hat aber der Appellant unrecht, so kehret sich der völlige Zorn des Fürsten wider ihn. Diese Einrichtung macht Richter und Partheyen vorsichtig. Der König behält sich die Untersuchung der Haupt-Verbrechen vor: in solchem Falle ernennet er Commissarien, welche die Sache auseinander setzen, und die Schuldigen in seiner Gegenwart befragen müssen; er aber unterzeichnet das Todes-Urthel selbst. Um die Verbrechen zu erfahren, bedienet man sich eben der Proben, wie in Siam, doch sind die Strafen nicht so grausam. Man köpfet die Missethäter; oder sie werden von

Elephanten zertreten; denn keine andere Art von Hinrichtung ist nicht leicht üblich. Ich habe die ganze Zeit über, da ich in diesem Königreiche gewesen bin, keine zu sehen bekommen; man feyerte aber eines der fünf vornehmsten Feste, die nach der Religion des Landes als heilig gehalten werden. Ich war damals in Surian, einer Stadt in dem alten Pegu, die an dem Ausflusse des Ava liegt, und der einzige wichtige Haven dieses Staates ist. Die Portugiesen hatten sie einige Zeit besessen, weil aber die Handlung eine große Menge Fremde dahin zog, erweckte ihr Aufnehmen bey den benachbarten Fürsten Neid, und sie vertrieben die neuen Besitzer. Das Fest, das ich habe feyern gesehen, heißt Sapan-Daiche, oder das Wasser-Fest. Es besteht in dem Vergnügen, das die ganze Nation findet, sich auf der Gasse, auf öffentlichen Plätzen, und überall wo man einander begegnet, mit Wasser zu begießen. Der König und die Königinn machen einander mit Rosen- oder andern wohlriechenden Wasser naß. Die vornehmen Herren haben dergleichen auch in Gefäßen, die sie in der Hand halten, und sich bespritzen, so lange das Fest dauert. Kurz, niemand geht diesen Tag durch die Stadt, der nicht, wie in Wasser getauchet, wieder nach

Hause

Hause käme; denn jedermann machet sich eine Freude, die Vorbeygehenden aus dem Fenster zu begießen. Die anderen Feste heißen, das Fest des Feuers, der Pilgrimschaft, des Wettrennens, und der Wagen. Bey dem ersten errichtet man Pyramiden von verschiedener Größe, und setzet die Nacht über, Fackeln, Wachslichte, oder Lampen herum, damit diejenigen, die den großen Götzen in der Schloß-Kapelle anbeten, sehen können. Diese Pyramiden sind von Rohre gemachet, und mit den kostbarsten Stoffen überzogen. Die Vornehmen lassen sie auf Wagen setzen, die von mehr als drey hundert Personen gezogen werden, und zeigen sie dem Könige. Auch das ganze Volk läuft zu diesem Götzen, ihm Geschenke zu opfern. Das zweyte Fest wird durch eine Pilgrimschaft gefeyert, die der König und die Königinn, zwölf Stunden von der Stadt, anstellen, wo sie auf einem Triumph-Wagen erscheinen, und mit allen Juwelen der Krone gezieret sind. Das dritte wird zu Ehren eines andern Götzen begangen, in Gegenwart des Königes, der Königinn, und der königlichen Kinder, welche sich auf prächtigen Triumph-Wagen dabey einfinden. Das vierte endlich wird auf dem Flusse gehalten, und besteht in Wettrennen in Barken,

das Ihro Majestäten ebenfalls mit ihrer Gegenwart beehren. Es werden Preise für die Gewinnenden ausgesetzet: man theilet kleine goldene und silberne Figuren, in Gegenwart des ganzen Hofes, den Siegern mit vielen Umständen und Anstalten aus, unterdessen daß die andern, welche verloren haben, von den Zuschauern ausgelachet werden.

Man hat mir noch von einem andern Feste gesaget, das in bloßen Tänzen bestehet. Es wird zu Ehren aller Götzen im Lande gefeyert: die Tänzer liest man unter dem versammelten Volke aus, und man sagt, es würden gemeiniglich Zwitter dazu genommen, derer es in dem Königreiche Pegu eine große Menge geben soll. Diese Leute tanzen so lange, bis sie den Athem verlieren, und endlich ganz ohnmächtig hinfallen. Wenn sie wieder zu sich gekommen sind, erzählen sie, daß sie binnen dieser Zeit eine Unterredung mit den Göttern gehabt, und unaussprechliche Geheimnisse von ihnen erfahren hätten.

Alle Peguaner sind Götzendiener, nur daß einige ihre Lehren und Dienst in etwas verändert haben. Etliche folgen noch der alten Religion des Landes, die mit der Siamer ihrer überein kommt; andere nehmen zwey

höchste

höchste Wesen an, wie die Manichäer, und verehren das böse mehr als das gute, weil sie glauben, man müsse das, was einem schaden könne, am meisten schonen. Daher ruffen sie auch dieses böse Wesen bey Krankheiten, oder bey Unfällen, zuerst an: sie thun ihm Gelübde, und erfüllen solche mit der größten Genauigkeit. Ihre Opfer fangen sie mit einem großen Gastgebote an, tanzen und haben Musik dabey: hernach laufen sie in den Gassen wie Unsinnige herum, halten in der einen Hand etwas Reiß, in der andern aber eine Fackel, und schreyen aus Leibes-Kräften, sie suchten den bösen Geist, um ihm Speise zu bringen, und ihn durch dieses Opfer zu besänftigen. Die Furcht, die sie vor seiner Macht haben, ist so beständig und heftig, daß, wenn sie jemanden von ein wenig ungewöhnlicher Gestalt sehen, sie unter allen Merkmalen einer großen Erschrockenheit davon laufen, und meynen, es sey der furchtbare Teufel, der aus der Hölle komme, sie zu plagen. Es giebt Städte, wo die Einwohner beym Anfange des Jahres ihre Häuser mit Lebensmitteln anfüllen, und sie drey Monate lang stehen lassen, um dem bösen Geiste Zeit zu geben, sich zu sättigen, in Hoffnung, er werde sie die übrige Zeit ruhig lassen.

Die Anhänger der Siamischen Lehren haben, außer dieser Verehrung, noch einige andere Gottheiten, denen die Peguaner zwey prächtige Tempel in der Gegend von Surian errichtet haben. In dem einen habe ich eine sechzig Fuß hohe Riesenförmige Bildseule gesehen, in der Stellung einer schlafenden Person. In den andern verstatten die Priester niemanden den Zutritt; sie verbergen ihren Götzen mit solcher Sorgfalt, daß man nicht einmal weis, was er vorstellet: so viel weis man nur, daß es keine menschliche Figur ist. Der Tempel ist auf einem Hügel gebauet, und so vortheilhaft gelegen, daß man ihn auf acht Stunden weit, in der Runde herum, sehen kann. Tausend ungereimte Dinge erzählet man von diesen zweyen Götzen, die das Volk zuversichtlich glaubt. Es ist seiner Religion eifrig ergeben, und eines der gewöhnlichsten Merkmale ihrer Frömmigkeit sind die vielen Kapellen, die sie erbauen. Man trifft ihrer eine sehr große Menge in dem Lande an: einige davon sind von schöner Bauart, ja so gar von außen lackiret und vergoldet. Der König, der gewaltig reich ist, hat in seiner Kapelle Pagoden, (Götzenbilder,) die unschätzbar sind. Eine davon stellt eine menschliche Figur in Lebensgröße

größe vor, die, wie man mir versichert hat, von gediegenem Golde ist. Sie hat auf dem Kopfe eine dreyfache Krone, mit kostbaren Steinen besetzet; auf der Stirne einen Rubin, von der Größe einer welschen Nuß; in den Ohren, Gehänge von unermeßlichem Werthe; und um den Leib eine Binde, wie ein Bandelier, mit Diamanten bedecket.

Die Peguanischen Priester werden eben so benennet, wie die Siamischen; sie folgen ohngefähr eben denselben Gebräuchen, sie bemühen sich eben so streng zu leben, und beobachten gleiche Regeln. Das Volk bezeiget ihnen viele Ehrfurcht, welches eine Frucht des exemplarischen Lebens ist, das diese Ordens-Geistliche führen. Alle Montage früh gehen sie die Gassen auf und nieder, schlagen mit Gewalt auf ein blechernes Becken, und wecken die Einwohner auf, um in ihre Predigten zu kommen. Sie handeln hauptsächlich die Sittenlehre ab, ohne sich viel in Glaubenslehren einzulassen. Die Puncte, worüber sie am meisten predigen, sind, daß man nicht töden, niemanden das seinige nehmen, weder Gewalt noch Unrecht thun, sich vor Ehebruche hüten, und insonderheit eine gewisse Sünde meiden soll, die in Pegu so gewöhnlich ist, daß, um die Leute von diesem

groben Laster abzuhalten, es eine Zeit gegeben hat, wo den Weibern anbefohlen worden ist, sich den Mannspersonen allezeit auf so eine Art zu zeigen, die ein Verlangen nach ihnen erwecke. Weil die Priester in der Meynung stehen, daß man den Himmel mehr durch die Ausübung guter Werke, als durch die bloße Kenntniß der Glaubenslehren erlange, sind sie weder neidisch, noch unwillig, wenn jemand ihre Religion verläßt, und die Catholische oder Mahometanische annimmt. Sie dulden auch alle andere Religionen, wenn sie nur eine reine Moral enthalten, und den Grundsätzen des natürlichen Rechts gemäß sind, die sie in ihren Predigten vortragen. Es sind auch alle Streitigkeiten und theologische Kriege unter ihnen unbekannt. Sie haben gegen Fremde viel gutthätiges Mitleiden: wenn diese Schiffbruch leiden, nehmen sie sie mit Freuden auf; sie geben ihnen Kleider, verbergen und ernähren sie in ihren Klöstern, und suchen sie dem grausamen Gesetze zu entziehen, das diejenigen, die auf den Küsten von Pegu stranden, zu Sclaven machet. Die Kleidung dieser tugendhaften Talapoins bestehet in einem langen braunrothen Rocke ohne Ermel, der bis auf die Füsse geht, und mit einem ledernen Gürtel zugebunden wird, woran

woran eine kleine Flasche mit Rosenwasser hängt, welches man bey den Religions-Uebungen dieses Königreiches sehr brauchet. Sie bedecken den Kopf niemals, und gehen barfuß. Ihr Betragen ist ernsthaft und bescheiden, und unter diesen Umständen gehen sie von Haus zu Haus, Allmosen einzusammeln. Unter dem Arme haben sie einen von Rohre geflochtenen Korb, und in der Hand eine kleine Trommel, worauf sie dreymal vor jedem Hause schlagen: kommt niemand, der ihnen etwas giebt, gehen sie bescheiden weg. Gemeiniglich bringen sie einen guten Vorrath von Reiße, Hülsen-Früchten und Obste mit heim, welches ihre ordentliche Kost ist. Erhalten sie mehr Lebensmittel, als sie in einem Tage verzehren können: geben sie ihren Ueberfluß den Armen, und sind wegen des andern Tages unbesorgt. Wenn sie sterben, werden sie auf Kosten des Volkes, das ihnen große Ehre erweißt, begraben. Der Leichnam wird etliche Tage aufbehalten, und alsdenn auf einem von den kostbarsten Hölzern verfertigten Scheiterhaufen verbrennet. Die Asche wird in den Fluß geworfen, die Gebeine aber werden mit Ceremonien entweder in ihr Kloster, oder unter den Baum, den sie sich zu ihrem Aufenthalte erwählet hatten, begraben: denn in Pegu,

so

so wie in Siam, bringen einige ihr Leben, gleich unsern Einsiedlern, in den Wäldern zu, und andere bleiben, wie unsere Mönche, in den Klöstern. Die Hochachtung, die man für sie hat, geht so weit, daß man sich ein Vergnügen macht, von dem Wasser zu trinken, worinnen sie sich die Hände gewaschen haben. Die Peguaner sind überhaupt unglaublich unreinlich: sie scheuen sich nicht, mit ihrem Viehe in einer Kammer zu wohnen. Andere sind zugleich so abergläubig, daß sie kein anderes Wasser trinken wollen, als aus den Gräben, wo sich die Crocodille aufhalten, denen sie eine Art von Anbetung erweisen. Um dieses Wasser zu schöpfen, setzen sie sich lieber einer augenscheinlichen Gefahr aus, und sind öfters dabey unglücklich.

Die Peguanischen Talapoins haben mit denen von Siam auch dieses gemein, daß sie sich bey den Leichenbegängnissen einfinden, zu den Hochzeiten aber nicht kommen. Wenn der König stirbt, besorgen sie zwey nur mit einem Dache bedeckte Barken, in derer Mitte sie eine Tafel setzen, worauf der Leichnam geleget wird. Unter der Tafel machen sie ein großes Feuer an von wohlriechendem Holze, und lassen die Barken auf dem Strome fortfahren: unterdessen

dessen singen sie, und machen sich lustig, bis das Fleisch des Körpers völlig verbrennet ist. Die übrig gebliebene Asche thun sie in Milch, machen einen Teig davon, tragen solchen bis an die Mündung des Flusses, und werfen ihn in das Meer. Die Gebeine werden in einer Kapelle beygesetzet; und ist keine vorhanden, so wird dem Verstorbenen zu Ehren eine erbauet.

Bey **Verheurathungen** beobachten die Peguaner ohngefähr die nämlichen Gebräuche, wie die Siamer: sie heurathen, und scheiden sich unter eben den Bedingungen, wie jene. Die Männer verlassen ihre Weiber, wenn sie ihrer überdrüßig sind, oder verkaufen sie, wenn sie untreu werden. Diese hingegen rächen die Untreue ihrer Männer mit Gifte. Die Vornehmen des Landes überlassen ihre Braut die erste Hochzeit-Nacht einem andern, um sich einer Mühe zu überheben, worauf anderwärts alle Männer stolz sind. Die Aeltern überlassen ihre **Töchter** den Fremden für Geld: der Preiß richtet sich nach der Zeit, die man ausmacht, wie lange man sie behalten will. Wenn der Contract geendiget ist, kehret die Tochter zu ihren Aeltern zurück, bis sich etwa eine Gelegenheit findet, sich aufs neue zu verhandeln. Reiset der Fremde vor Ende der

ausge-

ausgemachten Zeit weg, kann sie sich unterdessen an einen anderen vermiethen; bey seiner Rückkunft aber ist er berechtiget, sie wieder zu fordern. Sie wird ihm alsdenn auf die Zeit seiner Anwesenheit wieder gegeben, nachher aber geht sie wieder zu ihrem vorigen Besitzer, um seinen Contract auch zu erfüllen.

Ein Mann, der Geld borgen will, macht sich kein Bedenken, seine Frau zu verpfänden; braucht sie der Gläubiger, bezahlt er sich dadurch selbst, und der Schuldner hat seine Schuld getilget. In unsern gesitteten Ländern rechnet man zwar eben so, allein das Pfand bleibt dem Manne.

Das Frauenzimmer in Pegu ist sehr unanständig gekleidet, wenn man den Namen eines Kleides einem Stücke Leinwand geben kann, das kurz, durchsichtig, leicht, und so nachläßig umgebunden ist, daß dem Auge fast nichts entgehet. Ich habe die Ursache davon schon oben erwähnet: es ist die nämliche, welche die Mannspersonen veranlasset, sich vorsichtiger zu bekleiden; allein gleichsam als ob dieses Mittel nicht hinlänglich wäre, dieses Volk von ihrer schändlichen Neigung abzuhalten, so nimmt man seine Zuflucht noch zu andern Erfindungen die unglaublich scheinen. Sie sind so

beschaf-

beschaffen, daß die Ehrbarkeit erfordert, sie zu verschweigen: übrigens ist folgende sehr im Gebrauche. Man bemalet die Knaben im siebenden oder achten Jahre mit einer gewissen blauen Farbe, die sich bey zunehmenden Jahren in der Haut verbreitet, und ihre natürliche Farbe so ändert, daß sie abscheulich und häßlich werden. Das Frauenzimmer hingegen thut alles, was es kann, um sich schön, liebenswürdig und so angenehm zu machen, daß es die Augen der Mannspersonen auf sich ziehen möge. Ihre Gesichtszüge sind nicht zart: sie haben kleine Augen, breite Ohren, einen dünnen Leib, und die Hände und Füsse ungewöhnlich klein. Sie sind gutherzig, höflich, ihren Männern unterthan, und beständig mit Besorgung ihrer Familie beschäfftiget. **Mannspersonen** gleichen den Siamern, und sind feig, faul, betrügerisch und Lügner. Sie lieben weder Wissenschaften, noch Künste: das einzige, worinnen sie geschickt sind, ist die **Feuerwerker-Kunst.** Ihre Racketen sind von Bambus-Rohre gemacht, das sie mit Pulver füllen, und mit einer Haut überziehen. Sie befestigen sie gemeiniglich oben auf den Bäumen; und sie deuten als ein gutes oder böses Zeichen, wie die Racketen losgeht, und in die Luft steigt.

Die

Die Stadt Surian ist die einzige Niederlage des auswärtigen Handels in Pegu. Die Europäer bringen Hüte und Band dahin; die Mogols gedruckte Leinwand; die Chineser andere Indianische Waaren. Sie tauschen dafür ein, Reiß, Helbfenbein, Diamanten, Rubinen und andere Edelsteine. Der Handel wird gemacht, wie in Golconda, ohne daß man dabey redet: man giebt sich einander die Hand, bedecket sie mit einem Tuche, und auf die Art, wie man sie drücket, oder die Finger bewegt, versteht man einander. Die Rubinen aus Pegu sind die schönsten im ganzen Oriente. Der Stein, der diesen Namen führet, ist durchsichtig, brennend roth, und an dem Rande fällt er in die violette Farbe. Man findet ihn vornehmlich zwischen den beyden Städten Surian, und Pegu, in einem Berge, Cablan genennet, und in einem andern zwischen Pegu und dem Königreiche Camboya. Sie wissen, Madame, daß die Steinschneider die Rubinen in vielerley Sorten eintheilen, davon der von Pegu am meisten geschätzet wird: man nennet ihn den Orientalischen Rubin. Er ist, nach dem Diamante, der härteste Edelstein: keine Feile greift ihn an, er widersteht dem heftigsten Feuer, und höchstens wird er davon etwas weich.

Seine

Seine Form ist rund, oval, oder achteckig; man findet ihn zuweilen in einem rothen Sande, zuweilen aber in einem grauen oder röthlichen Felsen. Die übrigen Sorten sind, der Rubin-Balais, der Rubizell, und der Rubin-Spinel. Ihr Preis steigt nach Verhältnisse des Gewichtes, wie die Diamanten.

Von den übrigen **Erzeugungen** des Landes will ich Ihnen nichts sagen, Madame, sie sind ohngefähr so, wie in Siam; die **Luft** aber ist gesünder, und die Europäer befinden sich hier besser, als in den benachbarten Ländern. Die **Blattern** thun außerordentlichen Schaden, und die Peguaner haben vor dieser Krankheit einen solchen Abscheu, daß, wenn jemand damit beladen wird, alle, welche in eben dem Hause, oder in der Nachbarschaft wohnen, entfliehen. Man läßt dem Kranken Wasser und Reiß zurück, und kommt nach einiger Zeit, und fragt, wie er sich befindet. Ist er wieder gesund, so trägt man ihn mit großem Freuden Geschreye im Triumphe.

Von Surian giengen wir, ohne uns unter Weges aufzuhalten, nach der Insel **Negrais**, in dem Königreiche Arracan; von da aber nach der Insel **Munay**, die wegen der Menge und Schönheit ihrer Pagoden berühmt ist. Hier

residiret der oberste der Raulins, oder der Patriarch der Nation. Die Raulins sind in dem Königreiche Arracan die Priester der Tempel. Einige leben in Gesellschaft beysammen, außer dem Kloster; andere in kleinen Zellen, neben den Pagoden; noch andere halten sich in den Wäldern auf. Sie sind gelb gekleidet, haben den Kopf rasiret, und tragen eine Art von Bischoffs-Hute. Sie müssen sich anheischig machen, unverheurathet zu bleiben; wenn sie aber ihr Angelöbniß nicht halten, werden sie nicht verbrennet, wie in Siam, sondern man entsetzet sie der priesterlichen Würde, und sie treten wieder in den weltlichen Stand. Die Erziehung der Jugend wird denen unter ihnen anvertrauet, die in Städten wohnen: sie lehren den Kindern lesen und schreiben, und unterrichten sie in der Religion, und in den Landes-Gesetzen. Sie sind zu gleicher Zeit der Nation Geistliche, Sternseher und Aerzte. Zu Heilung der Kranken bedienen sie sich nicht so wohl der Arzeneymittel, als vielmehr abergläubiger Gebräuche. Sie verordnen Opfer, um die übelthuenden Götter zu besänftigen, und darinnen besteht mehrentheils ihre ganze Arzeneykunst. Wenn die Opfer nicht helfen wollen, so lassen sie ein Zimmer in des Kranken Hause zu-

zurechte machen, schmücken es aus, bringen ihren Götzen hin, den sie auf einen Altar setzen, bleiben acht Tage da, essen und trinken unter beständiger Musik, und der Vorgesetzte bey dem Feste muß so lange tanzen, bis ihm alle Kräfte entgehen, und er in Ohnmacht fällt. Man glaubt alsdenn, er habe eine Unterredung mit den Göttern, und bespreche sich mit ihnen wegen der Genesung des Kranken. Erfolgt diese, so trägt man den Kranken im Triumphe in den nächsten Tempel, und besprengt ihn mit wohlriechenden Wassern; stirbt er aber, so versichern die Raulins, daß es seiner Sünden wegen geschehen sey, oder aber, es sey ein Zeichen göttlicher Gnade, die ihm ein besseres Schicksal in einem andern Leben vorbehalten hätte. Die überaus große Gewalt dieser Priester vermehret ihre Anzahl unendlich; und es giebt fast eben so viel Tempel, Pagoden und Kapellen, als Priester. Der größte Theil ihrer Tempel ist auf steile Felsen gebauet, und man steigt auf gehauenen Treppen hinauf. Ihre Form ist rund, und oben darauf stehen Pyramiden, mit vergoldeten Kugeln. Inwendig sind sie voller Götzenbilder, davon einige Riesen-Größe haben. Dieß verhindert aber nicht, daß jeder Einwohner in seinem Hause eigene Götzen

habe. Er fällt vor ihnen nieder, überreicht ihnen Blumen, balsamische Kräuter, Früchte, und alle die Gerichte, die er auf seinem Tische hat; er trägt ihre Maalzeichen an seinem Leibe, und brennet sie mit einem heißen Eisen ein; er schwöret bey ihnen, wenn er etwas bejahen oder verneinen will. Die Götzen der Tempel erhalten Geschenke von den Reichen; man schickt ihnen zugerichtete Speisen, die sich die Raulins untereinander wohl schmecken lassen. Der oberste dieser Priester ist die angesehenste Person im Königreiche: der König selbst giebt ihm die Oberhand, und wenn er mit ihm redet, verbücket er sich tief. Wenn dieser hohe Priester stirbt, müssen der Fürst, und alle Vornehme des Hofes, mit zur Leiche gehen: dergleichen Begängniß kostet, wegen der dabey zu machenden Anstalten, und wegen der Kleider, die an mehr als vierzig tausend Priester im Lande gegeben werden, ungeheuere Summen.

Nachdem wir uns längst dem Ufer des Meeres beständig nach Norden gehalten hatten, kamen wir endlich an des Flusses Arracan Mündung, die einen Haven abgiebt, wo Schiffe vom ersten Range liegen können. Wir ließen das unserige daselbst, und nahmen bis nach Orietan, das an dem einen Arme des Flusses

liegt,

liegt, eine Schaluppe. Der große Handel, der in dieser Stadt getrieben wird, zieht eine Menge Fremder aus allen Theilen von Indien an sich. Sie ist die Hauptstadt einer der zwölf Provinzen in dem Königreiche Arracan, und ihre Statthalter führen den Titel als Könige, weil der Fürst, wenn er sie zu diesen Stellen ernennet, ihnen eine Krone auffetzet. Der Arm des Flusses, der nach Orietan geht, verursachet die angenehmste Aussicht: seine Ufer sind mit immer grünenden Bäumen besetzet, derer zusammen stoßende Gipfel ununterbrochene bedeckte Gänge abgeben. Auf denselben sieht man eine Menge Pfaue und Affen, die von Ast zu Ast springen, und den Reisenden den lustigsten Anblick geben. Nahe bey der Stadt ist ein steiler Berg, so voll von wilden Thieren, daß man fast nicht darüber kommen kann. Die Missethäter werden dahin geschicket, und ihnen die Ferse abgeschnitten, daß sie nicht entlaufen können. Orietan ist auch wegen einer prächtigen, in der Gegend dieser Stadt gelegenen Moschee bekannt. Das Volk thut häufige Andachts-Reisen dahin, und alle Jahre feyern sie ein großes Fest, wobey der Götze in einem Triumph-Wagen herum gefahren, und von einer Menge in gelben Atlaß gekleideter Priester

umgeben wird. Die Wahnwitzigen legen sich in den Weg, oder werfen sich unter die Räder des Wagens, und lassen sich überfahren. Andere lassen sich die Haut durch die eisernen Spitzen aufreißen, die an den Wagen des Götzen befestiget sind, und besprengen ihn mit ihrem Blute. Die Andächtigen fangen solches auf, und verwahren es mit vieler Sorgfalt. Der Anblick dieser Reliquie bringt ihre Einbildung in solche Hitze, daß sich alle Jahre neue dergleichen Märtrer finden. Der König kommt jedes Jahr diese Pagode zu besuchen; und es wird, binnen den zwey Monaten seines Aufenthaltes, dem Götzen täglich ein prächtiges Gastmahl zubereitet. Die Reise wird zu Wasser in zierlichen und bequemen Barken angestellet, der Fürst aber wird von seinem ganzen Hofstaate begleitet, und dieser volkreiche Zug gleichet einer schwimmenden Stadt, deren Häuser alle gemalet und vergoldet sind.

Der **Fluß** Arracan tritt zu gesetzter Zeit aus, und setzt das Land unter Wasser, so wie der Menan, und Nil. Während der **Ueberschwemmung** läßt der König seinen Unterthanen eine allgemeine **Fasten** anbefehlen, die sie aber mit Gelde erkaufen können, welches ihm ansehnliche Summen einträgt.

An einem der Arme dieses Flusses, Orietan fast gegen über, liegt Dobasi, eine andere reiche Handelsstadt. Es werden daselbst viele Sclaven verkauft: die dasigen natürlich wilden und grausamen Indianer bringen die Fremden, die an den Küsten des Königreiches Schiffbruch leiden, in die härteste Sclaverey, wobey sie ihnen unmenschlich begegnen. Ihre Seeräuber durchstreifen auch den ganzen Meerbusen von Bengalen, gehen beständig auf Capereyen aus, und machen eine Menge Gefangene.

Wir folgten diesem Arme des Flusses Arracan, und befanden uns gar bald bey der Stadt gleiches Namens, dem Hauptorte des Königreiches. Der Fluß geht der Länge nach durch die Stadt, und veranlasset eine unzählige Menge kleiner Bäche, die durch alle Gassen fließen, und sich hernach in einem weitläuftigen Thale vereinigen, wo die Stadt mitten innen liegt. Sie ist um und um mit hohen und steilen Bergen umgeben, die ihr zur Befestigung dienen; außerdem aber wird sie noch durch ein ziemlich gutes Schloß vertheidiget. Die Häuser dieser Hauptstadt sind armselig, und nicht dauerhaft gebauet. Es giebt zwar einige ansehnlichere Gebäude, darinnen man Bildhauerarbeit und Malerey antrifft; sie sind aber selten,

und von schlechtem Geschmacke. Des Königes Palast ist groß, doch ohne Ansehen. Er steht auf hohen Pfeilern nach Indianischer Art; inwendig aber ist er mit kostbarem Holzwerke, und mit vieler Vergoldung verzieret. In der Stadt giebt es etliche große Markt-Plätze, mehr als sechs hundert Pagoden, und ohngefähr hundert und funfzig tausend Einwohner. Der König will nicht weniger Staat machen, und führt nicht geringere Titel, als die andern Monarchen, seine Nachbarn. Unter andern läßt er sich nennen, einen rechtmäßigen König von zwölf Königen, die ihren Kopf unter seine Fußsolen legen. Jeder Statthalter schickt ihm alle Jahre zwölf junge Mägdgen, von zwölf bis funfzehn Jahren, die unter den schönsten in der Provinz ausgelesen werden. Wenn sie bey Hofe anlangen, zieht man ihnen ein dickes baumwollenes Kleid an, führet sie in die größte Sonnen-Hitze, und läßt sie so lange tanzen, bis ihre Kleider vom Schweiße durchdrungen sind. Diese Kleider bringt man dem Könige, der eines nach dem andern anriecht, und er behält diejenigen Mägdgen, derer Schweiß keinen unangenehmen Geruch von sich giebt; die andern überläßt er seinen Hofleuten. Dieser wollüstige Monarch wählt auf diese Art seine Weiber und Kebsweiber.

Außer den Statthaltern, von welchen ich gesaget habe, daß sie in ihren Provinzen Könige vorstellen, sind noch andere Bediente, die unter ihnen stehen, und das Justiz- und Finanz-Wesen besorgen. Der Statthalter der Provinz Arracan ist der erste Minister im Königreiche. Die übrigen Großen des Hofes sind, der General der Truppen, der Oberste der Leibwache, der Admiral, der Oberstallmeister, der über die Elephanten gesetzet ist, der Canzler oder Oberste von der Justiz, und die übrigen Mitglieder des Staatsrathes. Der König von Arracan zeigt sich seinem Volke in aller Pracht, und mit dem Stolze Asiatischer Monarchen: Tänze, Feuerwerke, Musikanten, Gauckler, Schauspiele, sind in seinem Gefolge. Die Gesandten werden mit mehrerem Gepränge empfangen, als in Siam; sie müssen aber vor dem Fürsten knieend, mit niedergebeugtem Kopfe, das Gesicht gegen die Erde haltend, erscheinen.

Die Barke, die mich von Dobasi nach Arracan gebracht hatte, diente mir auch, die Reise in den mitternächtlichen Theil des Landes zu unternehmen. Man findet daselbst die Städte Perem, Ramu und Dianga; wenn man anders die Benennung als Städte, einem

Haufen niedriger, kleiner, enger Hütten beylegen kann, die wie ein Lager aussehen, wo wir zuweilen unsere Soldaten müssen überwintern lassen. Wahr ist es, sie liegen in dem schönsten Lande von der Welt; in einem Lande, das auf die angenehmste Weise mit Seen und Flüssen durchschnitten ist; wo man Wälder von allen Arten findet; Gärten die mit dem größten Fleiße unterhalten sind; Felder von ungemeiner Fruchtbarkeit; eine erstaunende Menge Vieh; und Dörfer, die so volkreich sind, wie die Städte.

In Perem habe ich Leichen-Ceremonien mit angesehen, die mir diesem Lande eigen geschienen haben. Man setzt den Verstorbenen in einen Saal, und die Priester tanzen um den Sarg: unterdessen müssen die Bedienten Achtung geben, und verhüten, daß die große schwarze Katze nicht hinein, und an den Sarg komme. Wenn sich dieses Unglück zutrüge, müßte die Seele des Verstorbenen viele Jahrhunderte auf der Erde herum irren. Weltlichgesinnte Leute lassen auf den Sarg allerhand Figuren von Elephanten, Adlern, Löwen, ꝛc. malen; die Andächtigen hingegen, aus Demuth, lassen nichts vorstellen, als Ratten, Frösche, und andere dergleichen Thiere. Die Heurathen

geschehen wie in Pegu; nur mit dem Unterschiede, daß der Contract in Gegenwart der Priester aufgesetzet wird, und die Weiber ihren Männern kein Heurathsgut mitbringen. Was die andern Gebräuche betrifft, als Kleidung, Speisen, Wohnung, Hausrath, und die Religion selbst, so ist der Unterschied nicht merklich. Die natürlichen Landes-Erzeugungen sind auch fast einerley; so wie die Gleichgültigkeit für die Wissenschaften, Künste, Manufacturen, ꝛc.

Von Arracan gegen Norden, liegt das Königreich Tipra. Die Weiber haben daselbst Kröpfe, die ihnen bis auf die Brust hängen. Es sind die Einwohner dieser Beschwerlichkeit so sehr unterworfen, daß einige zuweilen ihrer zwey, wie eine Faust groß, haben. Der König des Landes fordert von seinen Unterthanen sonst keine Auflagen, als daß sie ihm sechs Tage im Jahre persönliche Dienste thun müssen, auch nur diejenigen, die nicht von Adel sind, dazu angehalten werden. Uebrigens ist das Königreich arm, und nichts ist Ihrer Aufmerksamkeit darinnen würdig.

Ganz andere Bewandniß hat es mit dem benachbarten Staate, mit dem Königreiche Azem, das von der ehemaligen Hauptstadt,

Azoo,

Azov, seinen Namen erhalten hat. Der König von Azem hält sein Hoflager heutiges Tages zu Kemmerouf. Man behauptet, diese Völker wären die ersten Erfinder des Schieß-pulvers gewesen, und ihr Geheimniß sey von ihnen nach Pegu, von da aber an die Chineser gekommen; daher letztere irrigerweise als Urheber dieser Entdeckung angesehen würden. Mir ist unbekannt, Madame, wie weit diese Sage gegründet ist; so viel aber ist gewiß, daß die Azemiten, nachdem sie den Gebrauch des Geschützes fast sechs hundert Jahre vernachläßiget hatten, sich noch alter Canonen in der Mitte des vergangenen Jahrhundertes bedieneten, als ein Mogolischer General in ihr Land eindrang, und sie bekriegte. Der König von Azem hat sich das Eigenthum aller Bergwerke im Königreiche vorbehalten, unter der Bedingung, daß er von seinen Unterthanen keine weitern Abgaben fordern will; und um sie nicht zu drücken, nimmt er zu dem Berg-Baue Sclaven, die er von seinen Nachbarn kaufet. Es haben daher auch alle Einwohner des Königreiches, den Landmann nicht ausgenommen, ihr reichliches Auskommen: es ist solches wider die Gewohnheit der übrigen Indianer, die nichts als Elend und Sclaverey füh-

fühlen, in einem Lande, wo sie im Reichthume und Ueberflusse leben könnten. Das Gold wird hier nicht ausgepräget; man theilet es in große und kleine Stangen, und braucht es zum innerlichen Handel: denn das Gold außer Landes zu führen, ist nicht erlaubt.

Unerachtet dieses Land alle Bequemlichkeiten zum menschlichen Leben im Ueberflusse hervorbringt, so sind die Azemiten doch von so verderbtem Geschmacke, daß sie das Hundefleisch allem andern vorziehen. Alle Monate wird ein Markt gehalten, wo nichts als Hunde verkauft, und von allen Orten herzugebracht werden.

Keine Salzquellen findet man in dem Königreiche nicht; man bedienet sich des künstlichen Salzes. Die Einwohner verfertigen solches auf zweyerley Art: einmal sammeln sie das Grüne, welches gemeiniglich oben auf stehenden Wassern schwimmet, trockenen und verbrennen es, sieden die Asche davon, seigen sie durch, und brauchen sie als Salz. Die zweyte und gemeinste Art ist, daß sie Feigenblätter trockenen, und ebenfalls verbrennen. Die Asche davon wird in Wasser gethan, zehn oder zwölf Stunden herum gerühret, und durch ein Tuch gegossen; dieses Wasser muß

her-

hernach völlig einkochen, und was auf dem Grunde des Kessels liegen bleibt, ist ein weißes Salz, von ziemlich gutem Geschmacke.

In diesem Theile von Indien giebt es auch genug **Weinberge**, die gute Trauben tragen; dem ungeachtet macht man keinen Wein. Man pfleget die Trauben zu trockenen, und zieht gebrennte Wasser davon ab.

Das **Gummi-Lack** ist hier zu Lande auch sehr gemein. Man macht davon erstlich eine rothe Farbe, womit die Leinwand und die Zeuge gemalet werden; das übrige giebt die Materie ab zu dem schönen Lacke, das auswärts, und besonders nach China stark geführet wird, wo man es dem dasigen noch vorzieht.

Die **Religion** von Azem besteht in dem Götzendienste. Dieses Volk bildet sich ein, daß, wer übel gelebet hat, nach dem Tode eine andere Welt bewohnen werde, wo er Hunger und Durst leiden müsse. Solchem nach, wenn jemand **gestorben** ist, gehen alle Verwandte und Freunde mit zu Grabe, (denn in hiesigem Lande begräbt man die Toden, man verbrennet sie nicht,) und werfen in die Grube allerhand Geschenke, die der Verstorbene im Falle der Noth etwa brauchen möchte. Wenn der König stirbt, legt man die goldenen und silbernen

Götzen,

Götzen, die er angebetet hat, mit in das Grab; ingleichen begräbt man mit ihm einen Elephanten, sechs Pferde, zwölf Kameele, Jagd-Hunde, ꝛc. weil man glaubt, daß er alle diese Thiere in der andern Welt nöthig haben möchte. In vorigen Zeiten brachten sich zugleich die Weiber, die er am meisten geliebet hatte, und die Hofbedienten, die ihm waren am getreusten gewesen, mit Giffte um, um den Ruhm zu haben, in seinem Gefolge zu seyn.

Die Vielweiberey ist in diesem Lande erlaubt; es giebt Leute, die bis vier Weiber heurathen. Um aber alle Streitigkeiten unter ihnen zu vermeiden, erkläret sich der Mann, wenn er sie nimmt, zu was für einer Art von Beschäfftigung er sie brauchen will. Die eine wird zu der innerlichen Wirthschaft bestimmet; die andere muß haußen arbeiten; die dritte wird zu dieser, die vierte zu jener Verrichtung gewählet; alle aber sind zu seinem Dienste, und zu seiner Lust.

Ich bin ꝛc.

Aus dem Königreiche Azem, den 12. Febr. 1744.

Der

Der 53. Brief.

Das Königreich Boutan.

In noch immer fortdauernder Gesellschaft des Pater Sylveira, und meiner Siamer, schlug ich mich zu einer Caravane, die ihren Weg nach dem Königreiche **Bouran** nahm. Dieses Land, das von dem Reiche Tibet überall umgeben ist, hat theils Indianer, theils Tartarn zu Einwohnern, und besteht aus verschiedenen Provinzen. Dieser ihre Beherrscher führen den Titel als **Könige**; allein der **Fürst**, der zu **Lassa**, der Hauptstadt des ganzen Landes, wohnet, giebt ihnen nur den Titel als **Statthalter**. Und in der That erkennen sie ihn für ihren Souverain; sie gehorchen ihm, und sind verbunden, ihm alle Jahre Gesandten zu schicken, welche ihm, als ihrem Könige, huldigen.

Ehe wir nach Lassa kamen, hatten wir eine Reihe **Berge**, einen immer höher als den andern, zu übersteigen, davon auch schon der Anblick fürchterlich war. Die **Wege** sind daselbst so enge, daß man kaum den Fuß setzen kann; und die Klüffte, rechter und linker Hand, würden bey einem Fehltritte höchst gefährlich seyn.

seyn. In diesen beschwerlichen Wegen läßt man sich durch die Einwohner dieser Gebirge tragen, und was Ihnen, Madame, wunderlich vorkommen wird, ist, daß Weiber und Mägdgen diese Arbeit verrichten. Als sie unsere Caravane ankommen sahen, stiegen sie aus ihren Hütten herab, und wurden Handels mit uns einig, uns unsere Sachen und Vorräthe zu tragen. Sie hatten auf ihren Achseln eine Wulst, woran ein großes Küssen befestiget war, das uns zum Sitze diente. Zu jeder Person waren ihrer drey, die einander ablöseten; unsere Sachen aber wurden auf Böcke geladen. Diese Weiber verdienen in fünf Tagen nur eine Rupie, (15. bis 16. Ggl.) und für jeden Bock bezahlet man eben so viel.

Das Königreich Boutan hat viele Städte; die meisten aber sind von so schlechter Wichtigkeit, daß ich nur von der Hauptstadt reden werde. Sie ist zwar klein, allein die große Menge Fremder, die der Handlung wegen von allen Orten dahin kommen, macht sie sehr volkreich: man rechnet ohngefähr achtzig tausend Einwohner. Der König ist Eigenthums-Herr von dem Grunde und Boden, worauf die Häuser gebauet sind; und er leihet, so zu sagen, oder vermiethet ihn nur an die,

welche bauen wollen. Diese bauen auf ihre eigenen Kosten; es wird ihnen aber nicht erlaubet, die Häuser zu verkaufen. Der Reichen Häuser sind von gehauenen Steinen, die andern aber von Ziegeln, an der Sonne getrocknet; und der Armen ihre sind von Leimen. Weder die einen noch die andern haben Dächer; sie sind oben platt, wie Terrassen. Die Mauern sind von außen weiß, und inwendig gemalet; denn die Boutaner wissen nichts von Tapeten. Diese Malereyen stellen ihre Heiligen vor, und sind der einzige Zierrath ihrer Stuben: sie haben weder Tische, noch Stühle, weder Betten, noch andern bey uns üblichen Hausrath. Sie sitzen, schlafen, und essen, auf großen etlichemal zusammen gelegten Filzen. Ihr Küchengeräthe ist, wie bey uns, von Kupfer, Eisen, Topf, Holz, ja von Silber, nach Beschaffenheit und Vermögen der Leute.

Das Erdreich um Lassa ist sehr unfruchtbar; daher alles, was zum Unterhalte und zur Bekleidung nöthig ist, sehr weit her gebracht wird. An statt des Brodes machen die Einwohner einen Teig von Gerstenmehle, der unsern Nudeln, womit wir das Federvieh mästen, gleich kommt. Sie nehmen ihn Händevoll, und drücken ihn zusammen, um ihn leichter in das

Maul zu stecken. Den Weitzen brauchen sie nur zu Kuchen, die sie in Oele oder Butter braten, und womit sie einander bey Feyerlichkeiten bewirthen. Aus der Gerste verfertigen sie einen Trank, wie eine Tisane; ziehen auch ein gebrenntes Wasser davon ab, welches berauschet. Ingleichen machen sie von der Milch ihrer Stutten eine Art von Brandewein. Einige lieben das Fleisch gekocht, andere essen es roh, auch vielmal schon etwas verdorben. Die Fische bekommen sie aus einem großen Flusse, der nahe bey der Stadt vorbey fließt. Die Fischerey ist nur fünf Monate im Jahre erlaubt, nach welcher Zeit der König ein Verbot ergehen läßt, das vom Februar bis zum September dauert. Sie bilden sich ein, daß, wenn man binnen diesen sieben Monaten einen Fisch tödete, die Ernde nicht gerathen würde. Der Endzweck des Verbotes ist ohne Zweifel, um zu verhindern, daß das Volk von der Feldarbeit nicht abgehalten werde, zu einer Jahres Zeit, wo sie am nöthigsten ist. Und wir halten diese Nation für so barbarisch! Sie dürfen auch in der Stadt keine Hüner haben; ein Punct, worüber in unsern Städten von Frankreich, zu Beförderung der Ruhe und Bequemlichkeit der Einwohner, nicht genug gehalten wird.

Man findet allhier Ochsen, Maulthiere, Esel, und Kameele. Die Ochsen, die von den unserigen in etwas unterschieden sind, haben am Halse und Schwanze, lange und schöne Haare, wie unsere Kutsch-Pferde; auf dem Rücken aber ist das Haar kurz, wie bey den Europäischen Ochsen: an dem übrigen Leibe ist es lang und fein, so daß man es spinnt, und zu Kleidern braucht. Die davon gemachten Zeuge sind zwar fester, als die wollenen, aber sie halten bey weitem nicht so warm.

Was das Königreich Boutan vor andern merkwürdiges hat, ist das Thier, das den Bisam erzeuget. Es gleichet einer Ziege, hat aber kurze Haare, wie Borsten, und einen langen Kopf mit zwey großen Zähnen, die auf jeder Seite herausstehen, ohngefähr wie bey dem Elephanten. Es trägt den Bisam zwischen den Geburts-Gliedern und dem Nabel, in einer Haut, wie eine Beule oder Geschwür, von der Größe eines Eyes. In diesem Beutel ist der Bisam befindlich, der wie geronnenes Blut aussieht, und so lange er frisch ist, übel riecht. Um ihn zu bekommen, muß man das Thier tödten; und sein Fleisch ist überaus gut zu essen. Wenn es auf die Welt kommt, hat es schon diesen kleinen Beutel, der mit ihm zugleich wächst.

wächst. Die größten und vollesten wiegen, wenn sie trocken sind, ohngefähr anderthalbe Unze. Anfänglich ist es nichts als ein gefaultes Geblüte, das hernach in dem Beutel gerinnet. Auswendig ist der Beutel mit Haaren bewachsen, und inwendig ist er noch mit einer andern zarten Haut bekleidet, worinnen der Bisam steckt. Der Bisam wird von den Indianern oftmals verfälschet. Derjenige, der nicht eingewickelt ist, muß trocken seyn, von starkem Geruche, von röthlicher Farbe, von bitterem Geschmacke, und wenn man ihn über das Feuer bringet, muß er sich ganz und gar verzehren. Wollte man die Blase, so bald sie abgeschnitten wird, zubinden, ohne daß die Luft vorher eine Zeitlang dazu käme, würde man sie hernach ohne Gefahr nicht öffnen können; die starke aufsteigende Dunst würde verursachen, daß einem das Blut zur Nase heraus dränge. Zum ordentlichen Gebrauche pflegt man den Bisam zu dämpfen, und andere gelindere wohlriechende Sachen darunter zu thun: auf solche Art stärkt er das Herz und den Kopf. Wenn die Jäger ihn verfälschen wollen, so nehmen sie die gehackte Leber, und das Blut des Thieres, und thun es anstatt des herausgenommenen Bisams in die Blase. Diese Vermischung bringt

hernach, in zwey oder drey Jahren, kleine Würmer hervor, die den ächten Bisam verzehren, und bey Eröffnung der Blase vielen Abgang verursachen. Andere thun kleine Stücken Bley in den Beutel, wo der Bisam ist, um ihn schweer zu machen: ein Betrug, der erleidlicher ist, als der erste, weil nur das Gewichte, nicht aber die Güte des Bisams, verringert wird. Diese Betrügereyen zu verhüten, welche anfiengen der Handlung Schaden zu thun, befahl der König von Boutan, daß alle Blasen durch dazu gesetzte Aufseher sollten untersuchet, und mit dem königlichen Siegel besiegelt werden. Man hat bemerket, daß das Bisam-Thier, wenn sein Beutel zu voll ist, sich an den Bäumen oder Felsen reibet, und ihn aufspringen machet; da denn die Jäger diese kostbare Materie sorgfältig sammeln. Es muß eine erstaunende Menge dieser Thiere geben, weil jedes nur eine Blase hat, und auch die größte nur wenig Bisam giebt. Diese Waare macht einen der wichtigsten Artikel des Handels im Königreiche aus.

Das hier eingeführte Geld ist eine runde Münze, die mit etlichen Buchstaben aus dem Namen des Monarchen gestempelt ist. Der Handel überhaupt besteht in Vertauschung

von Thee, Taback, Salze, ꝛc. und in Ermangelung des Geldes, oder der Waaren, bezahlt man mit Chinesischen seidenen Schnupftüchern, die statt baares Geldes dienen. Diese Vertauschungen machen die Reisen höchst beschwerlich: denn man muß alle dergleichen Waaren bey sich führen, um denen, wo man hinkommt, Gnüge zu thun; diese aber lesen zu ihrer Bezahlung aus, was sie wollen, und hätte man nicht, was sie verlangen, ließen sie einen Hunger sterben. Ich bin bey nahe selbst in diese Verlegenheit gesetzet worden: ich wollte Mehl und Reiß kaufen, und für Geld konnte ich keines bekommen; zum Glücke traf ich jemanden an, der mir beydes für Taback überließ.

Die Einwohner beyderley Geschlechtes sind im Sommer mit einem groben baumwollenen oder flächsenen Tuche, im Winter aber mit einer Art von Filze bekleidet. Der König trug eine mit Pelze gefütterte Mütze, mit dergleichen breiten Gebräme, oben mit einer rothen, seidenen, dicken Quaste. Sein Kleid war auf Türkische Art gemacht, außer daß die Weste nicht so lang, auch enger war, und nicht über die Kniee gieng. Seine Strümpfe und Schuhe waren aus einem Stücke, wie Halb-Stiefeln. Die obrigkeitlichen Personen,

wenn sie in ihren Verrichtungen sind, gehen wie die Weiber gekleidet. Sie haben lange, geflochtene Haare, das Corset und den Rock zusammen genähet, einen Gürtel um den Leib von Tuche, und tragen darüber einen Mantel, der nichts als den rechten Arm unbedeckt läßt. Ihre Ohren-Gehänge sind einer Hand breit, und damit sie durch diese Schwere nicht verletzet werden, binden sie sie mit kleinen Riemen an, unter der Mütze, die eine Art von Hute ohne Spitzen vorstellet. Anstatt dieser Mütze tragen die Weiber einen Hut, von dünnen, leichten, geflochtenem Holze, inwendig und auswendig mit rother Leinwand überzogen, und mit einer Menge Perlen besetzet: er sieht einer umgekehrten Schüssel nicht unähnlich. Das übrige ihres Anputzes besteht in vielen Halsbändern von Agtstein und Corallen; das längste davon geht bis auf den Gürtel herunter, die andern aber, nehmen nach und nach ab, bis oben an den Hals. Die nicht in Amts-Verrichtungen begriffenen Boutaner, gehen fast wie die Tartarn gekleidet; nur, anstatt der Mütze, tragen sie einen großen gelben Hut, und lange fliegende Haare.

Man heurathet hier nur eine Frau auf einmal; man kann sie aber wieder fortschicken, und eine andere nehmen: man sieht auch auf

keine

keine Verwandtschaft, ausgenommen bey den Schwestern. Eine beyderseitige Einwilligung ist nicht hinlänglich; man muß auch die Genehmhaltung der Verwandten haben. Keine geistliche Verrichtung findet weder bey der Heurath, noch bey der Niederkunft statt. Die Geistlichen verlanget man nicht, als bey gefährlichen Krankheiten: sie lesen alsdenn mit lauter und starker Stimme in Gebet-Büchern, womit sie den ganzen Tag fortfahren. Den Abend machen sie Pyramiden von Teige, verzieren sie mit drey Rosen von Butter, und mit drey Kreuzen von Strohe, setzen sie in ein Gefäß, und bey angezündeten Wachskerzen, und mit Klingeln in der Hand, fangen sie wieder ihre Gebete an. Die Gefäße mit den Pyramiden heben sie von Zeit zu Zeit in die Höhe, auf die Art wie man opfert, und besprengen sie mit geweihtem Wasser, welches sie zu diesem Gebrauche aufheben. Nach der Ceremonie verbrennen sie die strohernen Kreuze, und tragen die Kuchen an einen Ort, wo sie die Raben fressen können. Wenn der Kranke stirbt, behält man den Leichnam drey Tage im Hause, während welcher Zeit gebetet und gesungen wird: hernach trägt man den Körper vor die Stadt, woselbst besonders dafür bezahlte Leute ihn in Stücken zerschneiden, und

den Hunden zu fressen geben. Des Verstorbenen Verwandte theilen hernach Allmosen aus, und die Reichsten unter ihnen schicken, etliche Tage nach einander, auf die Land-Straßen, und lassen The und Bier umsonst austheilen. Auch an dem Gedächtniß-Tage läßt man die Priester holen, und giebt den Armen zu essen. Dieses Volk, wenn ihm etwas verdrüßliches oder ein Unglück begegnet, läßt eine gewisse Anzahl Kinder um seine Häuser versammeln, und giebt ihnen Essen und Geld, damit sie den übrigen Tag mit Beten zubringen.

Die Boutaner beten einen **Gott in drey Personen** an. Es wäre bey ihnen eine große Gotteslästerung drey Götter zu bekennen: allein sie machen unter diesen Personen einen Vorzug. Sie glauben eine von ihnen sey **Mensch** geworden, aber blos zu seinem Vergnügen; und seine Mutter habe ihn von der Seite, und nicht auf die gewöhnliche Art, zur Welt gebracht. Sie nennen diese Person, **Lama-Concheo**, das heißt, Priester-Gottes. Von der **Schöpfung** der Welt haben sie einige Kenntniß, und sagen, ihr Ende würde durch Feuer erfolgen. Sie glauben **Engel**, ein Paradies, und eine Hölle, und geben zu, daß beyde letztere ewig dauern werden. Sie haben

auch

auch einen Begriff vom Fegefeuer, das ist, von einem Orte, wo die Seelen leiden werden, bis ihre Sünden gebüßet sind. Den Bildern ihrer Heiligen, vor welchen sie sich ehrerbietig verbeugen, und ein großes Vertrauen in sie setzen, zünden sie Wachskerzen an. Ein heiliges Leben besteht bey ihnen in der Geduld, Demuth, Enthaltsamkeit, Gutthätigkeit, in Betrachtungen, und in der Einsamkeit. In Lassa ist ein berühmter Tempel, wo alle Fremde hingehen, ihre Andacht zu verrichten. Neben dem Altare sieht man eine Emporkirche von geschnitztem Holzwerke, und vergoldet, hinter welcher, an einem etwas erhabenen Orte, das Bild eines ehrwürdigen Mannes steht, der einen Chor-Rock um hat, so wie ihn unsere Geistlichen bey feyerlichen Amts-Verrichtungen tragen. Auf dem Kopfe dieser Figur ist ein Triangel, mit ungleichen Seiten, der die Gottheit vorstellet. Unter allen ihren Bildern erweisen sie diesem die meiste Ehre: sie räuchern vor ihm, bringen ihm die meisten Wachskerzen, machen vor ihm die meisten Verbückungen, beugen die Kniee, und fallen vor ihm am fleissigsten nieder. Wenn sie etwas von ihm erbitten wollen, laufen sie in den Tempel, legen daselbst vieles Allmosen nieder, und bezahlen die

Priester oder andere Personen, daß sie für sie beten, und in ihrem Namen eine Procession um die Kirche halten. Dergleichen Umgang geschieht auf den Knieen, oder liegend auf der Erde, mit ausgestreckten Armen über dem Kopfe, mit den Fingern aber wird der Ort bezeichnet, wie weit die Arme gereichet haben; alsdenn steht man auf, geht etliche Schritte, und wenn man an das Zeichen kommt, fällt man aufs neue nieder, und verrichtet auf diese Art unter abwechselnden Niederfallen, Zeichenmachen, und Aufstehen, die Procession. Dieser Umgang währet sehr lange; denn er wird drey oder viermal wiederholet. Der Weg ist auch beständig voller Leute; so wie man die Andächtigen zu Loretto sieht, die den Weg um die Kapelle auf den Knieen machen.

In der Mitten des Tempels von Lassa ist ein durch Vorhänge abgesonderter Platz, wo beständig Mönche singen und lesen müssen, die einander zu gewissen, nach der Kloster-Regel bestimmten Stunden ablösen. Um den Tempel herum sieht man kleine, mit eisernen Gittern verschlossene Kapellen, wo die Särge derer stehen, die als Heilige gestorben sind; denn ob wohl diese Völker ihre Todten ordentlich nicht zu begraben pflegen, so verwilliget man doch

die

die Beerdigung solchen Ordens-Geistlichen, die durch ihren Lebenswandel diesen besondern Vorzug verdienet haben. Um ihre Gräber stehen allezeit große brennende Lampen, und andächtige Figuren, welche die Verstorbenen vorstellen.

In dem Monate März begeht man in dieser Kirche, acht Tage nach einander, ein großes **Fest**, dem eine erstaunende Menge Menschen beywohnet, welche bis von den äußersten Grenzen des Königreiches herzu kommen. Man hat nur auf zwanzig tausend Mönche gezählet, die, das Fest über, auf Kosten des Klosters sind unterhalten worden. Alsdenn sieht man erst, wie die **Processionen** um den Tempel mit außerordentlicher Andacht, und Gedränge gehalten werden: wahr ist es, unter dem großen Haufen sind viele, die nichts thun, als lachen, scherzen, mit großen Schritten gehen, und weder Ehrfurcht für den Ort, noch Anständigkeit für sich selbst bezeigen.

Wenn man das Land durchreiset, trifft man **Mönchs-Klöster** in Menge an, die von den Städten, und von der weltlich Geistlichen Wohnungen ganz abgelegen sind, und wo die Ordens-Regel nach aller Strenge beobachtet wird. Man thut daselbst die **Gelübden** der

Armuth,

Armuth, Keuschheit, und des Gehorsams: auch kein Ordens-Bruder darf ohne Erlaubniß des Superiors aus dem Kloster gehen, noch weniger über Nacht außen bleiben. Wenn ein **Mönch** wegen Unkeuschheit überführet ist, bindet man ihn mit kreuzweis gelegten Armen an die Thüre des Klosters, und in dieser Stellung bleibt er drey Tage: hernach läßt man ihn los, und jagt ihn, als unwürdig länger bey den übrigen Ordens-Brüdern zu wohnen, fort. Es steht ihm aber deswegen nicht frey, das Ordens-Kleid auszuziehen, und sich zu verheurathen; er bleibt ein Mönch, und muß von Kloster zu Kloster gehen, und das Brod betteln.

Diese Mönche sind **gekleider**, ohngefähr so, wie wir die Apostel auf unsern Gemälden vorstellen. Sie tragen einen rothen Rock ohne Ermel, und ein Stück gelben Zeug über die Achseln, womit sie die Arme bedecken, wenn es kalt ist. Jedes Kloster hat einen Superior, welcher **Lama** genennet wird: unerachtet man nun diesen Namen allen Mönchen im gemeinen Leben giebt, so ist doch dieser ihre eigentliche Benennung **Dara**, welches einen niedrigern Grad anzeiget. Der General-Superior aller Priester und Mönche im Königreiche nennet sich den **großen**, oder **heiligen Lama**.

Das

Das Volk bildet sich ein, der Geist Gottes ruhe auf ihm; daher sie ihn als heilig ansehen, und glauben, das, was er in Kirchen-Sachen entscheidet, sey wahr und untrüglich. Dieser Groß-Lama lebt eingezogen, in der Einsamkeit, und kommt nie aus seinem Kloster, als drey oder viermal im Jahre; auch nur ein einziges mal geht er in die Stadt. Er wird alsdenn von einem zahlreichen und prächtigen Gefolge begleitet. Der König selbst, nebst dem Großen vom Hofe, müssen ihm folgen; und alle Truppen stehen im Gewehre. Er ist zu Pferde, in einem Chor-Rocke, mit einem großen und hohen Hute auf dem Kopfe. Verschiedene Lamas vom ersten Range, auch in Chor-Röcken, und mit Hüten, wie unsere Bischöffe, umringen ihren Obern; sie selbst aber werden von Prelaten vom andern Range, und von einem unzählichen Haufen Mönche begleitet.

Wenn der Groß-Lama gestorben ist, gehen die andern Lamas zu den Propheten, und erkundigen sich, wo die Seele des Verstorbenen hingegangen, oder um genauer zu reden, auf wen der Geist Gottes, der ihn belebte, gekommen sey.

Ich muß Ihnen erzählen, Madame, wer dieser Prophet ist; denn hier kann ich Ihnen einen der deutlichsten Beweise, von der Blind-

heit

heit dieses Volkes geben. So wie die Boutaner an einen Menschen glauben, der durch den Geist Gottes regiret wird: so bilden sie sich auch andere ein, die von einem bösen Geiste besessen, und angetrieben werden, Schaden zu thun. Wenn sich nun jemand in einer Stadt findet, der böse oder närrisch genug ist, um zu glauben oder vorzugeben, er sey von diesem Geiste besessen, so verbreitet er Schrecken und Furcht bis auf den Thron. Er überredet das Volk, der Geist der ihn treibe, sage Orakelsprüche, und wenn dieser befiehlt, jemanden Leid zu thun, so müsse er ihm folgen, ohne auf Geschlecht, Alter, Rang, oder Stand zu sehen. Um seinen Ruf zu beweisen, geht er jährlich zehn oder zwölfmal aus, und läßt bewaffnete Leute vor sich hergehen, mit Lanzen, Degen, Dolchen, und mit musikalischen Instrumenten, die einen traurigen Ton von sich geben. Alsdenn kommt er selbst, mit einem gewissen Kleide angethan, worinnen, wie man glaubt, der böse Geist wohnet, und er geht auf die unbescheidenste Art auf den Tempel zu. In der einen Hand hält er einen Bogen und Pfeile, in der andern, einen Säbel, und indem er sich rechts und links, wie ein wütender Mensch, herum drehet, schießt er von Zeit zu Zeit Pfeile, und braucht sein

Schwerd

Schwerd wider den ersten, der ihm vorkommt. Unglücklich ist der, den er trifft, denn er braucht von nichts Rechenschaft zu geben; man legt alle Schuld dem Geiste bey, der ihn treibt, und seine Mordthaten bleiben unbestraft. Sie können sich wohl einbilden, Madame, daß dieser Mensch nur von dem gemeinsten Pöbel begleitet wird; denn so bald man ihn nur höret, machen sich ehrbare Leute auf die Seite. Das Volk fällt vor ihm nieder; er aber setzt seinen Fuß auf ihren Kopf mit einem Stolze und Frechheit, der ihm noch ein grösser Ansehen giebt. Wenn sie ihm Geschenke bringen, verschonet er ihrer; wo nicht, so läßt er ihnen durch seine Gehülfen Stockschläge geben. Wenn er sich stellt, als wollte er auf sie schießen, so laufen sie aus Leibes-Kräften; und weil sie sich durch seine Drohungen schrecken lassen, thun sie, was er von ihnen verlangt. Begegnet ihnen ein Unglück, so schreiben sie es dem bösen Geiste zu, gehen zu dem Propheten, und bitten ihn, daß er den Geist besänftigen wolle. Alsdenn befiehlt er ihnen, eine abscheuliche Bildsäule, die er für seinen Gott ausgiebt, anzubeten, vor ihr zu räuchern, und ihr Geschenke anzubieten. Wird jemand krank, so läuft man ebenfalls zu ihm, und fragt, was für einen Arzt man neh-

men soll; da er denn allezeit denjenigen anrathet, der ihm am meisten giebt. Auch, wer etwas verloren hat, nimmt seine Zuflucht zu diesem Betrüger: weil er nun viele Kundschafter in der Stadt hat, so füget es sich, daß seine Aussage zuweilen zutrifft; und mehr braucht er nicht, um das Ansehen eines Propheten zu erlangen, und zu erhalten. Uebrigens aber leistet man ihm die Ehrenbezeigungen, davon ich gesagt habe, nicht anders, als wenn er sein Ceremonien-Kleid trägt; denn nur in dieser Kleidung ist es, wo sich der böse Geist aufhält. So bald er in seinen ordentlichen Kleidern geht, sieht ihn kein Mensch weder an, noch grüßet ihn. Bey seinem Aufenthalte in den Gegenden von Lassa, welcher alle Jahre acht Tage beträgt, setzt er das unselige Kleid auf ein Pferd, er aber sitzt auf einem andern; und überall, wo er vorbey reitet, fällt das Volk nieder, nicht vor ihm, sondern vor dem Pferde, das das fürchterliche Kleid trägt. Wenn er sich wollte bey dieser Gelegenheit einfallen lassen, jemanden Schaden zu thun, so würde er, wie ein anderer, gestrafet. Nach dem Tode dieses Menschen tritt eines seiner Kinder in seine Stelle, und hat er keine, so nimmt man eines andern dergleichen Propheten-Kind aus den benachbarten

Städten;

Städten; denn alle Städte haben ihren Propheten.

Dieses ist der besondere Mensch, Madame, an den man sich wendet, wenn die Frage ist, den **großen Lama** zu ersetzen. Es mag nun derjenige, den dieser Betrüger vorschlägt, noch so weit entfernet seyn, so holet man ihn, und bringt ihn in das große Kloster, damit er erst unterrichtet werde. Glaubt man nun, daß er die nöthige Fähigkeit zu Bekleidung dieser höchsten Würde erlangt habe, so wird er an den Thron des alten Lama geführet, und man fragt ihn, ob er wirklich der große Lama sey, der allemal da gewesen ist, und der nur einen andern Körper angenommen habe? Er antwortet darauf, daß er es allerdings sey; und weil man einen Beweis von ihm verlanget, so sagt er zu denen, die ihn fragen: geht an den und den Ort, und suchet die und die Sache, welche ich ehedem dahin gelegt habe, und ihr werdet sie finden. Man findet sie auch in der That, Madame, wie Sie leicht glauben werden, und alsbald nehmen ihn die andern Lamas, und setzen ihn auf den Thron. Einer nach dem andern geht hernach hin, ihm Gehorsam anzugeloben: der König, die Großen, und alle Magistrats-Personen thun ein gleiches. Nach dieser Ceremo-

nie, wodurch der neue Lama in sein Amt eingesetzet wird, genießet er der höchsten Gewalt in geistlichen Sachen, bis an seinen Tod. Die Priester aber verabsäumen nicht, das Volk zu bereden, daß er niemals sterbe: sie bemühen sich einen andern Lama zu nehmen, der so viel möglich von der Gestalt und Ansehen ist, wie sein Vorfahr. Zuweilen geschieht es, daß der Lama selbst sich jemanden zur Anwartschaft erwählet. Er läßt alsdenn die Priester zusammen kommen, und eröffnet ihnen, daß er in den Körper eines neugebohrnen Kindes, das er ihnen nennet, übergehen werde. Dieses Kind erzieht man mit der größten Sorgfalt; und wenn es so alt ist, daß es Dinge unterscheiden kann, läßt man es folgende Probe ablegen. Man nimmt etwas von dem Geräthe des Verstorbenen, und menget es unter des Kindes Sachen; kann es dieses unterscheiden, so ist man versichert, daß der Geist Gottes in seinen Körper gefahren sey, und nach dem Tode des Lama wird es zu seinem Nachfolger erwählet. Von dieser Zeit an wird es als das Ebenbild Gottes angesehen, das sich wieder zu erneuern anfängt, in der Person aber des obersten Priesters körperlich wohnet. Er wird daher auch der ewige Vater, oder der allgemeine

Priester genennet; man schreibt ihm alle Vollkommenheiten der Gottheit zu, insonderheit eine genaue Kenntniß der verborgensten Gedanken. Es beten ihn nicht allein die Völker von Boutan an, sondern auch eine erstaunende Menge fremder Völker kommen ihn zu verehren, und seinen Segen zu empfangen. Es kommen ihrer von den Gränzen von Indien, von der Tartarey, und China; ja die Fürsten beeifern sich um diese Wallfahrt so sehr, als ihre Unterthanen. Der hohe Priester liegt alsdenn in einer Art von Alcoven auf Küssen und reichen Decken, und nimmt die Anbetung an, ohne die geringste Bewegung zu machen: er grüßet niemanden wieder, und erhebt sich auch vor dem größten Fürsten nicht. Zuweilen legt er die Hand auf den Kopf derer, die zu seinen Füßen liegen, und diese glauben, dadurch von allen ihren Sünden gereiniget zu seyn. Der Aberglaube geht so weit, daß man so gar seinen Unflat hoch schätzet. Jedesmal daß dieser Mensch seine Nothdurft verrichtet, sammelt man den Abgang sorgfältig, läßt ihn trockenen, macht Pulver daraus, und thut es in Säckgen: die Großen tragen solche als Reliquien am Halse, und schreiben ihnen die Kraft zu, Krankheiten abzuwenden, oder zu heilen. Die Priester

ziehen einen ansehnlichen Gewinnst von diesem pulverisirten Unflat: sie füllen ihn in kleine Büchsen, verkaufen ihn auf den Märkten, und die Andächtigen brauchen ihn als Würze an ihre Speisen.

Der Groß-Lama hat zwey hundert Prelaten, vom ersten Range, in dem Umfange seiner Gerichtsbarkeit, welche alle Kirchen- und andere geistliche Verrichtungen unter seiner Aufsicht besorgen. Zu Aufrechthaltung guter Ordnung und Zucht, stellen sie unter sich eine Art von geistlicher Regirung vor, die aus verschiedenen Personen besteht, welche mit unsern Erzbischöffen, Bischöffen und Priestern überein kommen. Man sieht auch Aebte, Prioren und Superioren, die die Aufsicht über die Ordens-Leute haben. Alle diese Geistlichen stehen bey dem Volke in ungemeinem Ansehen; ja so gar die Großen lassen sich von ihnen regiren, und aller Reichthum des Landes ist in ihren Händen. Die außerordentliche Gewalt des Ober-Hauptes der Lamas ist eben so unvermerkt angewachsen, wie die Macht des Papstes zu Rom. Einige Tartarische Fürsten thaten für sie das, was Carl der große, und andere Monarchen, zum Vortheile des päpstlichen Stuhles gethan haben. Anfänglich war ihre welt-

weltliche Macht in sehr enge Gränzen eingeschlossen; sie breitete sich aber so gewaltig aus, daß sie denen Fürsten selbst, welchen sie den Anfang ihrer Größe zu verdanken hatten, furchtbar wurden. Seit dem haben sie allerhand Veränderungen erlitten, und sich der höchsten Gewalt nach und nach bemächtiget, solche aber auch wieder verloren. Das Königreich Boutan wurde, bald von geistlichen Fürsten, bald von Erb-Königen, beherrschet. Heut zu Tage steht es unter der Botmäßigkeit eines weltlichen Fürsten; es wäre aber kein Wunder, in Betrachtung der großen Zuneigung des Volkes zu den Priestern, daß es bald wieder dem Kirchen-Regimente unterthänig würde. Die geistliche Gewalt der souverainen Bischöffe von Lassa erstreckt sich über sehr weit entlegene Königreiche; einige davon aber wissen sich diesem Gehorsam zu entziehen, und die geistliche Regierfucht leidet öftere Verringerungen. Der Groß-Lama wohnet mehrentheils in dem vornehmsten Kloster zu Lassa, worinnen man auf drey tausend Mönche zählet. In dieser Hauptstadt sind noch fünf andere Mönchs-Klöster, und eines für Nonnen, welche nach der strengsten Regel leben. Diese Nonnen dürfen mit niemanden, als mit ihren Verwandten reden.

Außer denen, die im Kloster wohnen, giebt es noch andere, die in ihren Häusern bleiben, aber eben der Regel folgen, und gewisse Tage im Jahre im Kloster zubringen, um der Superiorinn ihre Unterthänigkeit zu bezeigen. Ungeachtet sie außer dem Kloster leben, höret man doch nicht, daß sie einige Unordnung begiengen. Die Kleidung der Nonnen unterscheidet sich von der Mönche ihrer wenig. Verschiedene Fürsten von Tibet rechnen sich zur Ehre dieses Ordens-Kleid zu tragen: zuweilen kommen auch vornehme Chinesische und Tartarische Herren nach Lassa, und lassen sich einkleiden. Die Mönche haben alle einen Rosenkranz von Agtstein oder Corallen, der an ihrem Gürtel hängt; und wenn sie ihre Gebete hersagen, drehen sie ihn beständig mit den Fingern.

Der Groß-Lama ist ein Mann von ohngefähr funfzig Jahren, und der König kann wohl fünf und vierzig alt seyn. Man giebt ihm in dem ganzen Königreiche keinen andern Titel, als Kan. Seitdem ich in Lassa bin, ist seine Gemahlinn gestorben. Die ganze Zeit ihrer Krankheit sind öffentliche Gebete auf königlichen Befehl angeordnet worden; und damit sich niemand ausschließen konnte, wurde anbefohlen, daß jedermann diese Gebete auch in

seinem

seinem Hause hersagen sollte, und zwar so laut, daß sie die Nachbarn höreten.

Der König von Boutan, wie alle andere Souveraine, hat Staats-Minister, und zu den weniger wichtigen Angelegenheiten, Unterbediente. Der Fürst allein kann Todes-Urthel fällen, und in seiner Abwesenheit richten die Magistrats-Personen den Proceß ein. Der Beklagte führet seine Vertheidigung entweder selbst, oder durch einen Anwald. Wenn er beweisen kann, daß er sein Verbrechen trunkenerweise begangen hat, wird er nicht bestrafet, weil man dem Weine die Schuld giebt. Niemanden ist erlaubt, sich selbst Recht zu schaffen. Wenn ein Dienstbote einen Fehler begeht, und sein Herr ihm einen Backenstreich, oder Schläge mit dem Stocke giebt, kann der Diener klagen, und ihm lassen zehnmal so viel, durch den Scharfrichter auf öffentlichen Platze, wieder geben; wenn aber der Herr seinen Bedienten nicht schlägt, sondern ihn verklaget, wird dieser auf das härteste bestrafet. Wenn jemand beleidiget worden ist, oder sonst Unrecht von einem andern erlitten hat, ist es nicht nöthig, diesen durch die Gerichtsdiener vor Gericht zu fordern; es ist genug, daß man ihm andeutet, er solle vor dem Richter erscheinen. Man bringt

alsdenn Zeugen mit, und die Sache wird gleich entschieden. Der Beklagte kann sich nicht weigern zu erscheinen, er habe denn seine Maaßregeln genommen, das Reich augenblicklich zu verlassen. Wegen Einholung der Nachrichten, und zum gerichtlichen Verfahren, verbraucht man wenig Papier: man kennt auch keine Gefängnisse; man nimmt den Proceß ohne Verzug vor, man spricht das Urthel ohne Aufschub, und in dem Augenblicke vollzieht man es. Das Recht der **Wiedervergeltung** wird ziemlich in Acht genommen: wer jemanden getödet hat, muß wieder sterben; wer einen andern geschlagen hat, kriegt selbst Schläge; wer Schaden gethan hat, muß ihn reichlich ersetzen; wer ein Pferd getödet hat, muß den Werth zehnfach bezahlen. Der **Eid**, den man vor Gerichte leistet, geschieht gemeiniglich so, daß man die Hand in ein Gefäße mit siedendem Oele tauchet, worinnen zwey Stücken Geld, ein weißes und ein schwarzes, liegen: wer das erstere heraus langet, gewinnet den Proceß; er behält aber die Hand verstümmelt. Nach den Gesetzen ist verboten, **Feuergewehr**, ohne Erlaubniß des Königes, aus dem Lande zu schaffen; diese aber wird niemals gegeben, man müßte denn Bürgschaft stellen, es wieder zurück zu bringen.

Die

Die Einwohner dieses Königreiches sind im Umgange gefällig, und machen sich mit den Fremden leicht bekannt, insonderheit wenn sie einigen Vortheil von ihnen erwarten; denn sie sind geizig und eigennützig. Unter sich haben sie selten Streitigkeiten; und weil sie weichlich und feig sind, kommt es noch seltener zum Handgemenge. Von Gestalt sind sie ziemlich wohl gemachet, haben eine starke Natur, und werden alt. Ob sie gleich weiß aussehen, sind sie doch weder schön, noch angenehm. Ueberhaupt sind die Weiber größer und stärker, als die Männer; ihre Köpfe aber sind ihnen sehr beschwerlich. Manns- und Weibs-Personen tragen an dem linken Arme, von der Hand an, bis an den Ellbogen, Armbänder: ungeachtet sie nun in ihrer Kleidung gern geputzet gehen, sind sie doch in anderer Absicht äußerst unreinlich. Sie tragen keine Wäsche, essen das Fleisch roh, und waschen weder Hände noch Gesicht, noch weniger den übrigen Leib. Sie legen sich auf keine Künste und Wissenschaften; die wenigen Einsichten, die man bey ihnen etwa noch findet, trifft man unter den Geistlichen an; die übrigen können kaum lesen und schreiben. Gewisse Dinge benennen sie in ihrer Bücher-Sprache anders, als im gemei-

nen

nen Leben; dieser Unterschied ist ohngefähr so, wie das Italienische und Lateinische.

Nunmehr, Madame, habe ich einen beschwerlichen Weg zu unternehmen: es kommt darauf an, daß ich, jenseits der Gränze von Laos, einen Arm des großen Flusses, der durch das Königreich Tunquin fließt, erreiche. So bald als ich daselbst werde angekommen seyn, will ich Ihnen schreiben.

Ich bin ꝛc.

Lassa, den 9. März, 1744.

Der 54. Brief.

Die Königreiche Tunquin, und Cochinchina.

Bey meiner Abreise von Lassa habe ich den seltenen Vortheil gehabt, Madame, einen Wegweiser und Freund zu finden, der sich lange Zeit in Tunquin aufgehalten, und daselbst mit Leuten von allerley Stande und Würden gelebet hat. Er ist ein Engländer, den ich zu Surate habe kennen gelernet, und der zu Erweiterung seiner Kenntnisse reiset, wie ich. Er gedenket bald nach Pekin abzugehen, welches ich

als eine günstige Gelegenheit für mein Vorhaben ansehe, die ich nicht vorüber lassen werde. Unterdessen will ich mich, in Ansehung des Landes, wo wir gegenwärtig sind, in eine etwas nähere Beschreibung einlassen. Vor alten Zeiten war es eine Provinz von China, und noch jetzt ist es ihm zinsbar. Seit länger als sechs hundert Jahren, und bis auf den heutigen Tag, ist es von seinen eigenen Königen beherrschet worden; ja es hatte solche noch ehe es die Chineser eroberten. Diese schickten einen Vice-König hin, der die vorige Regirungs-Form änderte, und die Gesetze und Gewohnheiten seines Landes einführte. Die Tunquiner schüttelten dieses fremde Joch ab: die Nation ergriff unter der Anführung eines beherzten Mannes, Li, die Waffen; dieser überwand die Chineser in etlichen Schlachten, und er hatte sich des Ruhmes zu erfreuen, sie aus Tunquin zu vertreiben. Diejenigen, die er zu diesem Aufstande vermocht hatte, setzten ihm aus Erkenntlichkeit die Krone auf, und das einzige, was die Chineser erhalten konnten, war, daß künftighin der neue König, und seine Nachfolger, sich als Vasallen des Kaisers von China erklärten, und ihm Tribut bezahlen wollten. Die Tunquiner beobachten dieses mit unverbrüchlicher Treue:

denn

denn zu der bestimmten Zeit verabsäumen sie niemals, ihren Gesandten nach Peckin zu schicken, der dem Monarchen Geschenke bringt, und ihm huldiget. Der Tribut besteht in goldenen und silbernen Figuren, die wie Verbrecher gestaltet sind, welche um Gnade bitten: es ist dieses eine der Bedingungen des Vertrages. Die Chineser empfangen diese Gesandten mit vieler Pracht; nicht, um die Tunquiner dadurch zu ehren, sondern um der Huldigungs-Ceremonie desto mehr Ansehen zu geben. Der Kaiser schickt auch Gesandte nach Tunquin; diese aber bezeigen sich daselbst so stolz, daß sie nicht einmal den Monarchen würdigen, ihm einen Besuch zu machen; er muß mit ihnen in ihrem Palaste Unterhandlung pflegen. Bey dem Antritte seiner Regirung wird er von dem Kaiser bestätiget, der ihm das Siegel schickt, dessen er sich während seiner Regirung bedienen soll.

Das in dem Genusse der Unabhängigkeit vermeynte Glück der Tunquiner ist für sie eine Quelle des Unglückes, und der schwersten Kriege geworden. Der Ausgang der letztern Empörung war, daß man zwey Souveraine in dem Königreiche ernennete; einen, der nur den Titel führte, den anderen, der es wirklich war. Der erste, Bova genennt, welches König sagen will,

will, ist das Haupt der königlichen Familie von Li, und genießt, dem Ansehen nach, aller Vorzüge des Thrones, hat aber keine Gewalt auszuüben. Der andere, Chova, welches General heißt, weniger begierig den Titel eines Königes, als dessen Macht zu haben, commandiret die Truppen, vergiebt alle Stellen, ordnet die Auflagen an, hat den größten Theil der Einkünfte des Reiches in seinen Händen, und übet alle Gerechtsame eines Souverains aus. Die Europäer selbst machen keine Schwierigkeit, ihm den Titel eines Königes beyzulegen; und um einigen Unterschied im Range zu beobachten, geben sie dem Titular-Könige den Namen, als Kaiser. Die Nachkommen des einen, wie des andern, erben eben dieselben Vorrechte, und es sind nunmehr fast zwey hundert Jahre verflossen, daß diese Regirungs-Form in Tunquin eingeführet ist. Der Bova kommt selten aus seinem Palaste, und sein Hof ist fast ganz verlassen. Er kann keinen Besuch von den Großen annehmen, als monatlich zweymal; auch, was die Regirung betrifft, kann er keinen Befehl geben, ohne Einwilligung seines Collegen. Die Prinzen, seine Söhne, empfinden diese Sclaverey ebenfalls: sie gehen nicht aus, als viermal im Jahre; und jedesmal werden sie von Offi-

cieren begleitet, die der Chova ihnen mitgiebt. Das Recht der Erstgeburt bestimmt nicht ihre Gelangung auf den Thron; der Wille ihres Vaters wählt denjenigen, den er am würdigsten findet, oder den er am liebsten hat. So bald dieser ernennet ist, kommt der Chova, mit den Großen des Reiches, ihn zu begrüßen, und leistet einen Eid, daß er ihn nach dem Tode seines Vaters auf den Thron setzen will. Im Falle der Bova sich keinen Nachfolger selbst erwählet, kann der Chova einen Sohn des verstorbenen Kaisers, oder einen andern aus der kaiserlichen Familie, zur Krone ernennen; denn die Staats-Verfassung erfordert, daß der Thron allemal einem Prinzen aus der Familie des Li zu Theile werde. Die ganze Gewalt dieses Kaisers kommt darauf an, daß er die Befehle des Chova, blos als eine Formalität, bestätiget. Er unterzeichnet und besiegelt sie; er würde sich aber vieler Gefahr aussetzen, wenn er sie nicht genehm halten wollte. Aus seinem Palaste kommt er nicht, als bey gewissen öffentlichen Festen, welche mehr die Religion, als den Staat angehen: dergleichen ist die Weihung der Länder, wobey er die Ceremonie des Pflügens vornimmt, wie ehedem die Könige von Siam, um dem Ackerbaue ein mehreres Ansehen zu geben.

So traurig der Hof dieses Fürsten, und so verlassen er ist, so lebhaft, und zahlreich ist der von seinem Collegen. Diesem machen die Minister und Großen des Königreiches alle Morgen die Aufwartung, und begeben sich mit anbrechendem Tage zu ihm in den Palast. Eine Menge Verschnittener zeigen sich alsdenn in den verschiedenen Zimmern, welche die Bittschriften von den Mandarins empfangen, und ihnen hinwiederum die Befehle des Souverains zu wissen thun. Alle Bittschriften werden ihm knieend überreichet, und jedermann sucht den andern in Respects-Bezeigung und Erniedrigung zu übertreffen. Die größten Herren erscheinen vor ihm nicht anders, als barfuß; übrigens begegnet er ihnen mit Gütigkeit; ihre Versehen werden mit Gelde, oder mit Landes-Verweisung bestrafet, und nur das Verbrechen der Verrätherey wird mit dem Leben gebüßet. Die Strafen sind niemals grausam: der Gewohnheit nach werden die Verbrecher vom königlichen Geblüte erdrosselt; die übrigen, von geringerem Range, werden geköpfet. Der Chova, der eine große Menge Kebsweiber unterhält, verheurathet sich nicht, als bis er glaubt, keine Kinder mehr zu zeugen. Seine Gemahlinn ist von königlicher Herkunft, und ihr Rang,

vermöge welches sie über alle Kebsweiber geht, giebt ihr den Titel, als Landesmutter. In der Wahl der Weiber sehen die Tunquinischen vornehmen Herren weniger auf Schönheit, als auf Geschicklichkeit im Singen, Tanzen, und allem, was zur Ergötzlichkeit dienet. Diejenige, die dem Chova den ersten Sohn zur Welt bringt, genießt große Vorzüge; aber allezeit weniger, als die rechtmäßige Gemahlinn. Die andern Kebsweiber, wenn sie Mütter werden, erhalten den Titel, vortrefflicher Frauen, und ihre Kinder, wenn es Söhne sind, vortrefflicher Herren, die Töchter aber, als Prinzessinnen. Der älteste von des Chova Söhnen heißt Chura, welches einen jungen General bedeutet. Wenn er auf den Thron kommet, müssen sich seine Brüder und Schwestern mit demjenigen Unterhalte begnügen, den er ihnen ausmachet, und der in der Familie abnimmt, je mehr sie sich von dem Hauptstamme entfernen. Im fünften oder sechsten Grade hören die Gnaden-Gelder auf.

Die Anzahl der Verschnittenen des Königes, so wie seiner Weiber, beläuft sich ohngefähr auf vier oder fünf hundert. Sie haben bey Hofe viel zu sagen, und ihr Herr setzt sein ganzes Vertrauen in sie, es sey in Regirungs-

Sachen,

Sachen, oder in häuslichen Angelegenheiten. Ihr Credit macht sie so übermüthig und unbändig, daß sie von der ganzen Nation verabscheuet werden. Wenn sie etliche Jahre in dem Innersten des Palastes Dienste gethan haben, schwingen sie sich, nach und nach, zu den höchsten Würden. Aller Reichthum des Königreiches ist in den Händen dieser niederträchtigen Lieblinge; und nach ihrem Tode kommen diese, durch alle Arten von Erpressungen und Ungerechtigkeiten, angewachsene Güter wieder in die Hände des Souverains. Merkwürdig ist, daß der Stand eines Verschnittenen hier nichts erniedrigendes mit sich führt, besonders wenn die Mannbarkeit durch einen unversehenen Zufall verloren gegangen ist. Bey Anfange jedes Jahres erneuern die ersten Kron-Bedienten dem Könige ihren Eid der Treue. Einen dergleichen Eid nehmen sie selbst von ihren Weibern, Kindern und Gesinde. Wer eine Verrätherey entdecket, wird nach Verhältnisse des darunter geleisteten Dienstes belohnet.

Der König von Tunkin unterhält ordentlich eine Armee von hundert und funfzig tausend Mann, worunter zehn oder zwölf tausend zu Pferde begriffen sind; und bey außerordentlichen Vorfällen wird diese Armee doppelt verstärket.

stärket. Der Fürst hält alle Jahre eine allgemeine Musterung seiner Truppen, wobey er auf die Größe der Soldaten sehr sieht: die ansehnlichsten werden zu seiner Leib-Wache ausgehoben. Die Tunkiner sind aber schlechte Soldaten: dieses ist theils dem weibischen Character ihrer Oberen zuzuschreiben, welche gemeiniglich aus den Verschnittenen des Hofes gewählet werden; theils kennet man keine Kriegs-Belohnungen. Selbst bey denen, die Gelegenheit haben, sich hervor zu thun, ändert die Tapferkeit ihren Zustand nicht: man hat fast kein Beyspiel, daß ein niedriger Officier, seiner Tapferkeit oder Geschicklichkeit wegen, wäre befördert worden. Geld und Gunst sind die einzigen Wege, wodurch man sich heben kann. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Tunkiner bey Feldzügen mit ihren schlechten Truppen so wenig ausrichten. Sie bringen ihre Zeit hin, sich zu verschanzen, die Mauern der Städte anzusehen, sich in Schlacht-Ordnung zu stellen; sie nehmen aber keine Belagerung vor, und liefern keine Schlacht. Sie ziehen sich mit Geschwindigkeit zusammen, marschiren hitzig an, lagern sich mit großer Zurüstung; bey dem geringsten Anfalle aber verschwinden sie so geschwind, als sie sich versammelt hatten.

Tunkin begreift sieben oder acht Provinzen unter sich, davon die wichtigste Cacho heißt, und ihren Namen der Hauptstadt giebt. Diese liegt mitten im Königreiche, an dem Flusse Songkoi, welches, großer Fluß, sagen will. Sie ist fast die einzige Stadt in Tunkin, die so wohl wegen ihres Umfanges, als wegen der Menge ihrer Einwohner einige Aufmerksamkeit verdienet. Der Zulauf von Leuten ist erstaunend, zumal Markt-Tages, die am ersten und funfzehnten, jedes Monates gehalten werden. Die Landleute der benachbarten Dörfer, die ihre Waaren zu verkaufen bringen, tragen zu dieser Menge viel bey; dem ungeachtet aber geht alles in der größten Ordnung zu. Jede Art von Waare hat ihre angewiesene Gasse, wo sie verkaufet wird; und diese Gassen gehören verschiedenen Dorfschaften, die allein das Recht haben, ihre Waaren daselbst auszulegen.

Die Gebäude in Cacho, wenn man des Königes Palast, das Zeughaus, und die fremden Kauf-Häuser ausnimmt, sind von Erde und Holze, und sehen nicht anders aus, wie Baracken. Der Palast, der weitläuftig und geraumig ist, nimmt sich wegen seiner großen Thore, und schönen Ansicht wohl aus. Inwen-

dig ist er kostbar verzieret: Gold und lackirte Arbeit glänzen überall. In der Stadt sieht man noch Ueberbleibsel von einem alten marmornen Schlosse, die werth sind, daß man seine Zerstörung bedauert. Es soll eines der schönsten Gebäude in Asien gewesen seyn, ist aber durch die vielen unglücklichen Kriege verheeret worden. Das Zeughaus ist noch ziemlich mit Geschütze versehen. Die von Ziegelsteinen aufgeführten fremden Kaufhäuser machen unter der großen Menge Stroh-Hütten, womit die Stadt besetzet ist, ein vorzügliches Ansehen. Die unzählige Menge mit Lebensmitteln beladener Barken und Schiffe, die der Fluß der Stadt zuführet, macht, daß man alles im größten Ueberflusse haben kann. Die Einwohner der Provinzen, die sich mit diesem Gewerbe hauptsächlich beschäfftigen, haben in den benachbarten Dörfern Häuser. Diese Dörfer liegen so nahe bey einander, insonderheit am Ufer des Flusses, daß es unmöglich fällt, ihre Anzahl zu bestimmen. In der Mündung des Flusses langen die Europäischen Schiffe an, die nach Tunkin handeln. So bald die da herum wohnenden Landleute solche ankommen sehen, bauen sie in Eil verschiedene Hütten auf, versehen selbige mit allen noth-

nothdürftigen Bequemlichkeiten, und vermiethen sie den ankommenden Fremden; sie überlassen ihnen so gar ihre Weiber zur Aufwartung, oder zum Vergnügen, vermittelst einer gewissen Summe Geldes, die nach der Zeit eingerichtet wird, die sie bey ihnen zubringen.

Sie verlangen vermuthlich nicht, Madame, daß ich eine eigene Beschreibung von den Natur-Erzeugungen dieses Landes mache. Sie werden sich leicht vorstellen, daß, da es so nahe an Siam gelegen ist, solche mit diesen ohngefähr einerley sind. Es wächst hier weder Getreyde, noch Wein; der Reiß ist die hauptsächlichste Nahrung. In den Gärten findet man eine Art von Capern, die einen weit angenehmern Geruch haben, als alle andere Blumen, die ich kenne. Sie behalten ihr wohlriechendes noch vierzehn Tage, nach dem sie abgebrochen sind; und die Weiber bey Hofe thun sich so viel darauf zu Gute, daß sie einen der vornehmsten Zierathen ihres Anzuges daraus machen. Die Seidenwürmer sind in Tunkin so gemein, daß die seidenen Stoffe nicht theuerer sind, als die baumwollenen; und die ärmsten Leute sind damit bekleidet. Eine andere Seltenheit dieses Landes besteht in der Gleichgültigkeit der Katzen gegen die Mäuse.

Diese vermehren sich daher auch außerordentlich; und nicht die Katzen ziehen wider sie zu Felde, sondern die Hunde sind dazu abgerichtet, und fangen sie mit vieler Geschicklichkeit. Die Hitze hier im Lande ist nicht außerordentlich: man schreibet solches theils der Menge von Canälen zu, womit diese Gegenden gewässert werden, theils den zu gewissen Zeiten fallenden Regen. So gar ist es in den Monaten Januar und Februar kalt; aber Eis und Schnee sieht man niemals. Eigentlich unterscheidet man nur zwey Jahres-Zeiten, so wie in den mehresten Ländern von Indien; eine trockene, und eine, worinnen es regnet. Tunkin ist in seinem Umfange nicht größer als Portugal; man zählet aber viermal so viel Einwohner. Diese Völker reisen niemals außerhalb ihrem Lande; es müßten denn einige Unglückliche seyn, die sich in fremde Dienste begeben. Sie haben viel von der Eitelkeit der Chineser, ihrer ehemaligen Herren, von denen sie auch die Regirungs-Form, die Wissenschaften, und die Schrift angenommen haben, unerachtet sie die Nation selbst hassen.

Hier, sowohl als in China, erlanget man kein obrigkeitliches Amt, ohne graduiret zu seyn, und die Gelehrsamkeit ist der einzige Weg

zu

zu Ehren zu kommen. Der Adelstand, nebst den dazu gehörigen Einkünften, ist die Belohnung derer, die sich in der Rechtsgelahrheit, in der Mathematik, in der Astrologie, 2c. hervor thun. Es sind gewisse Tage zur Prüfung derer angesetzet, die sich zu einem Amte angeben, und zuweilen erstreckt sich die Anzahl der Candidaten auf drey tausend. Der König selbst beehret diese Ceremonie mit seiner Gegenwart, und erkläret diejenigen als Adeliche, die den Fragen der Mandarins Genüge gethan haben: er läßt ihnen einen Rock von violetnen Atlaß geben, und weiset ihnen Dörfer und Flecken an, woraus sie ihre Einkünfte ziehen können. In gelehrten Abhandlungen bedienet man sich der Chinesischen Sprache, so wie wir der Lateinischen; im gemeinen Leben aber redet der Hof, so wohl als das Volk, die Landessprache. Diese ist mit unendlich vielen gleichlautenden Wörtern angefüllet, davon der Sinn nicht anders zu errathen ist, als durch den verschiedenen Ton, den man ihnen giebt: woraus denn eine Art von Singen entsteht. Die Tunkiner nehmen ihre Moral aus den Schriften des Confucius. Sie haben keine öffentlichen Schulen, sondern jeder nimmt sich einen Lehrmeister, wie er ihn nöthig zu haben glaubt. Die Arzeneykunst erstreckt

sich bey ihnen auf die Kenntniß einiger gemeinen Kräuter, auf die Kunst zu schröpfen, zu brennen, und Ader zu lassen, welches letztere sie mit einem Fisch-Knochen an der Stirne verrichten. Sie haben Seiden-Manufacturen, machen irdene Gefäße, Papier, vortreffliches Lack, und arbeiten ziemlich gut in Holze und Eisen. Diesem ungeachtet hat Tunkin keinen Handel: im ganzen Königreiche ist kein Kaufmann, der für zwey tausend Thaler Waaren hätte. Es wird nicht einmal Geld geschlagen; sondern man bedienet sich fremder, hauptsächlich aber Chinesischer Münze.

Diese Unthätigkeit rühret von der ungemeinen Faulheit dieses Volkes, und von seiner Neigung zu Ergötzlichkeiten, her. Es liebt nichts, als Singen, Tanzen, und Lustbarkeiten; und in den Häusern der Reichen sind überall besondere Zimmer dazu angeleget. Ordentlich sind alle Abende, und vielmal ein großer Theil der Nacht, zu diesem Vergnügungen bestimmt. Selbst in den Dörfern sind Häuser erbauet, wo man an den Festtagen zusammen kommt, tanzet, singt, und Comödien spielet: ja das Volk in Paris kann auf die Schauspiele nicht begieriger seyn. Diese Lustspiele werden mit allerhand Possen untermenget, mit comischen

Vor-

Vorstellungen, verliebten Liedern, schwülstigen Gedichten, mit musikalischen Instrumenten, und mit Leibes-Künsten. Ich habe eine Frau gesehen, die sich auf einer Art von Schaubühne zeigete, und auf dem Kopfe eine Schaale voll kleiner angezündeter Lampen trug, mit welcher sie erstaunend geschwind herum sprang, und allerhand Bewegungen machte, ohne daß eine von den Lampen auslöschete, oder sich verrückte.

Man feyert hier ein öffentliches Fest zu Anfange des Jahres, das ohngefähr dreyßig Tage dauert. Es ist diese Jahres-Zeit besonders bestimmet, sich allen möglichen Lustbarkeiten, so wohl öffentlich, als in den Häusern, zu überlassen. An den Ecken der Gassen werden Theater aufgerichtet; die Musikanten lassen sich überall hören; und Lärmen, und Muthwille, werden auf das äußerste getrieben. Alle öffentliche und Privat-Verrichtungen sind unterbrochen. Das große Reichs-Siegel wird in ein Kästgen geleget; alle rechtliche Handlungen werden ausgesetzet; die Gerichts-Höfe geschlossen; kein Gläubiger kann seine Schuldner verfolgen; Diebstahl, Zänkereyen, Gewaltthätigkeiten, bleiben unbestraft; und die Ahndung der Haupt-Verbrechen wird bis zu einer andern Zeit verschoben, nur mit der Vorsicht, daß man die Verbrecher in

Ver-

Verhafft nimmt. Der erste Tag dieses Festes wird traurig hingebracht; denn der Gebrauch ist, daß niemand aus seinem Hause geht, aus Furcht, man möchte einem Gegenstande von übeler Bedeutung begegnen, welcher einem das ganze Jahr Unglück bringen könnte. Des andern Tages macht man einander Besuche; alsdenn nehmen die Lustbarkeiten ihren Anfang, und man suchet den Zwang des vorigen Tages reichlich einzubringen. Es giebt in Tunkin noch andere Feste, welche eben so lustig begangen werden; andere aber, wo die Andacht mehr Antheil hat. Man bringt bey letzteren allerhand Fleischwaaren auf das Grab seiner Vorfahren, oder beschwöret und verbannet die bösen Geister, ꝛc. Das Hahn-Kämpfen, nebst den dabey angestellten Wetten, kosten den Hofleuten ungemeine Summen: sie müssen diese Thiere mit des Königes seinen kämpfen lassen, und es ist eingeführet, daß des Monarchen Hähne allezeit gewinnen.

Die Tunkiner, so wie alle Indianische Völker, haben im Gebrauche, sich die Zähne zu schwärzen; damit sie nicht, sagen sie, den Thieren gleichen, die sie weiß haben. Schwarze und starke Haare hängen auf ihren Achseln herum. Ihre Kleidung besteht in einem langen Rocke; ihre Fußbekleidung aber in ein paar Solen,

ohne

ohne Strümpfe; ja viele gehen barfuß. Die Vornehmen lassen ihre Nägel wachsen: es ist dieses ein Unterscheidungs-Zeichen, das nur Leuten von hohem Stande zukommt. Was die Gemüths-Neigung anbelanget, so haben die Tunquiner alle die Fehler, die aus der Unwissenheit und Faulheit entstehen. Sie sind neidisch, verläumderisch, unbeständig, Trunkenbolde, eingenommen für ihre Nation, verächtlich gegen die Fremden, und halten alle das Vortheilhafte, was sie von andern Völkern sagen hören, für Fabeln. Sie haben in Gewohnheit, daß sie einander ihre Besuche sehr früh abstatten: es wäre eine unverzeihliche Unhöflichkeit, in ein Haus um Mittags-Zeit zu kommen. Nicht weniger unanständig wäre es, einen Sterbenden zu erinnern, daß er in seinen Sachen Ordnung machen solle. Von Natur sind sie lustig, und vermeiden alles, was ihnen Traurigkeit verursachet. Selten besuchen sie Kranke, und niemals sprechen sie mit ihnen von der Krankheit. Man fragt einander auch nicht, wie man sich befindet, sondern wo man gewesen ist, und was man gemacht hat. Wenn sie sehen, daß jemand nicht wohl ist: erkundigen sie sich nicht, was ihm fehlet, sondern wie viel Schüsseln Reiß er alle Tage ißt? Während der

Mahl-

Mahlzeit vermeiden sie alle Gespräche, die sie zerstreuen, und ihnen das Vergnügen zu essen, benehmen könnte; bitten sie aber jemanden zu Gaste, so erkundigen sie sich nach den Gerichten, die er vorzüglich liebet, damit sie jeden nach seinem Geschmacke bewirthen können. Die Speisen werden reinlich zugerichtet, und mit wohlriechenden Sachen beräuchert. Man bedienet sich zwar keiner Servietten, Tischtücher, Löffel, oder Gabeln; aber das Fleisch wird geschnitten, ehe es auf die Tafel kommt, und sie stecken es mit zwey kleinen Stäbgen in den Mund, die sie sehr geschickt zu brauchen wissen.

Was ich Ihnen gesaget habe von den Siamern, in Ansehung der Abgaben, die man ihnen aufleget, der Frohndienste, die sie leisten müssen, und des dazu erforderlichen Alters, dieses alles wird hier mit eben der Strenge gefordert. Man glaubt, diese Mittel wären nöthig, um ein ungelehriges Volk im Zaume zu halten, welches seine Oberen beunruhigen könnte, wenn es nicht zur Arbeit gezwungen, und unter der schärfsten Zucht gehalten würde. Eine Ausnahme davon machen die Großen, die öffentlichen Staatsbedienten, die Magistratspersonen, die Kriegsleute, und

die

die Gelehrten. Alles, was nicht unter diese Classen gehöret, muß entweder Auflagen entrichten, oder, zum Unterhalte der königlichen Elephanten, Gras hauen, und Laub von den Bäumen brechen.

Der bey den Römern üblich gewesene Gebrauch, jemanden an Kindes statt anzunehmen, ist in diesem Königreiche ebenfalls eingeführet, und verbindet zu gegenseitigen Pflichten. Das aufgenommene Kind ist dem Vater eben den Respect und Unterthänigkeit schuldig, wie seinen ersten Aeltern; so wie der Vater seiner seits diesen Kindern eben die Sorgfalt erweisen, und ihnen eben so viel Antheil an der Erbschaft lassen muß, als den andern.

Die Heurathen werden hier, wie in Siam, ohne Zuziehung der Obrigkeit, oder der Priester, vollzogen: die dabey gebräuchlichen Ceremonien sind auch eben dieselben; so wie die Gesetze wegen der Vielweiberey, und Ehescheidung. Ehebruch wird durch den Tod beyder Verbrecher gestrafet: die Frau wird durch Elephanten zertreten; und der Liebhaber kommt durch das Henkers-Schwerd um. Allein diese Hinrichtungen geschehen selten: man erfordert Beweise, die schwerlich beyzubringen sind.

Die

Die Entscheidung peinlicher Processe gehöret lediglich für den Statthalter jeder Provinz; und in bürgerlichen Fällen ist ihm ein Mandarin zugegeben, der die Beobachtung der Gesetze besorgen muß. Alle diese Untergerichte stehen unmittelbar unter dem Tribunale der Hauptstadt. Die Todes-Urthel werden von dem Monarchen bestätiget. Wenn ein Statthalter einen Befehl vom Könige empfängt, so darf er ihn nicht eher lesen, bis er vorher seine Mütze, und seinen Rock abgeleget hat; ein gleiches geschieht von den Unterbedienten in Ansehung ihrer Vorgesetzten.

Zweyerley Religionen kann man in Tunkin rechnen: eine, die der König, die Mandarins, und die Gelehrten gewählet haben; die andere, wozu sich die Weiber, die Verschnittenen, und das Volk bekennen. Erstere kommt darauf an, daß man Gott, als ein allmächtiges Wesen, innerlich verehret; gegen die Verstorbenen einige Pflichten heimlich beobachtet; und moralische Tugenden, wie auch die Gesetze des natürlichen Rechts, ausübet. Bey dieser Religion hält man sich an keine Priester, Tempel, oder an die eingeführte Form eines äußerlichen Gottesdienstes; daher höret man auch nichts von Streitigkeiten, Aergernis-

gernissen, noch weniger von Verfolgungen. Die zweyte hat ihre Götzen, Pagoden, und Priester. Allein die Armuth dieser Tempel, das Ungeschickte der Götzen, und die Verachtung, die man für die Priester hat, zeigen, daß diese Religion weder für die Großen noch Reichen gemacht sey. Zu diesen zweyen Secten mengen sich Einbildungen, und Grillen, wegen der Wanderung der Seelen, nebst tausend Betrügereyen der Zauberer, oder solcher, die sich dafür ausgeben. Diese eignen sich die Macht zu, böse Geister zu vertreiben, und Krankheiten zu beschwören. Das Volk verehret sie, und die Großen verachten sie: unterdessen bedienen sich beyde ihres Rathes bey Heurathen, bey Leichenbegängnissen, oder wenn sie bauen wollen. Ihre Antworten, welche von den Einfältigen, als Drakel-Sprüche angesehen werden, sind allezeit mit tausenderley unsinnigen Vorgeben angefüllet. Der größte Theil dieser Zauberer ist blind, entweder von Geburt, oder durch Zufälle. Am meisten werden sie gebrauchet, daß sie schickliche Oerter zu den Begräbnissen vorschlagen sollen. Diese Wahl ist bey den Tunkinern von der größten Wichtigkeit, weil sie die Beerdigung als eine ihrer vorzüglich-

sten Religions-Uebungen ansehen. Sie bilden sich ein, das Schicksal ihrer verstorbenen Verwandten hänge mehr, oder weniger, von der Dienstleistung ab, die sie ihnen dabey erweisen: würde selbige vernachläßiget, so irreten ihre Seelen in der Welt herum, und wären den dringendsten Bedürfnissen ausgesetzet; diese nun zu erlangen, fänden sie sich oftmals genöthiget, die Lebendigen zu plagen. Zuweilen vergehen ganze Jahre, ehe man eine deutliche und bestimmte Antwort von den Zauberern erhalten kann; unterdessen bleibt der Leichnam in einem verschlossenen Sarge beygesetzet, die Familie aber ist verbunden, ihm dreymal des Tages Speise zu bringen, Fackeln und Lampen anzuzünden, Weihrauch und allerhand anderes Räucherwerk zu verbrennen, und sie müssen vor dem Körper niederfallen, auch ihr Heulen und Geschrey unaufhörlich erneuern. Es sind nur reiche Leute im Stande, den Aufwand aller dieser Anstalten zu bestreiten; die Armen als die es nicht so genau nehmen, begraben ihre Verwandten zehn oder zwölf Tage nach dem Absterben. Dieses Volk ist einen Theil seines Lebens nur mit der Sorge beschäfftiget, was man nach dem Tode mit seinem Körper machen werde. Tag, und Ort des Begräbnisses, sind

ihnen

ihnen keine gleichgültigen Dinge: die geringste Hinderniß, die kleinste Veränderung, hat Einfluß auf das Schicksal einer Tunkinischen Seele. Die Besorgung des Sarges ist noch ein sehr beunruhigender Gegenstand: man verlanget, er solle schön seyn, und man ersparet keine Kosten. Vornehmlich aber will man in reichen Kleidern begraben seyn. Sie würden glauben, Madame, Hochzeit-Anstalten bey diesen Begräbnissen zu sehen. Der, welcher in seinem Leben ganz schlecht bekleidet einhergegangen ist, läßt sich auf das kostbareste anziehen, um in das Grab zu steigen. Die Mannspersonen haben sieben Röcke über einander, und die Weibspersonen, neun. Der Sarg wird auch ausgeschlagen, und in den Mund legt man ihnen Stücken Gold, oder Silber. Man glaubt, die Todten dadurch vor Mangel, die Lebendigen aber vor ihren Verfolgungen zu verwahren. Noch eine Hauptpflicht der hinterlassenen Verwandten ist, daß sie an dem Tage der Beerdigung, und die ganze Trauer über, die lebhafteste Betrübniß müssen merken lassen. Bey der Leichenbegleitung lehnen sie sich mit gekrümmten Rücken auf Stöcke, als Leute, die von der Last des Schmerzens niedergedrückt werden. Sie sind in grobe graue Röcke gehüllet, werfen sich von Zeit zu

Zeit auf die Erde, lassen den Sarg über sich weggehen, und erfüllen die Luft mit Geschreye und Seufzen. Die Pracht des Zuges ist nach dem Vermögen der Familie eingerichtet. Die Vornehmen haben verschiedene Särge, einen in den andern gesetzet, sie werden unter kostbaren Baldachinen getragen, vorne und hinten aber mit einem zahlreichen Gefolge begleitet. Jedermann suchet dem Verstorbenen Ehre zu erweisen, in Hoffnung, man werde dergleichen nach dem Tode auch erhalten. Die Trauer, die verschiedene Jahre währet, ist hier eine Zeit, worinnen man büßet, und vollkommen eingezogen lebet. Man verschneidet sich die Haare; man hüllet sich in einen Sack, bedecket den Kopf mit Strohe, verläßt seine ordentliche Wohnung, schläft auf der Erde, ißt nur grobe Speisen in irdenen Gefäßen, entsaget allen Vergnügen und Festen; man darf nicht heurathen, und wollte man diese strenge Lebensart verabsäumen, würde man sein Recht an der Erbschaft verlieren.

Die Nähe von Tochinchina machte mir Lust dahin zu reisen, und mein Englischer Reise-Gefährte, der mir schon viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, erbot sich, mich zu begleiten: wir nahmen solchemnach unsern Weg zur

See,

See, als den kürzesten und leichtesten. Dieses Königreich war ehedem eine Provinz von China, und hernachmals von Tunquin: heut zu Tage ist es, vermittelst eines Tributes, den es an die Chineser bezahlet, keinem von beyden unterworfen. Wir fanden die Sitten dieses Landes von denen, welche die Völker haben, wo wir herkamen, wenig verschieden; wir hielten uns auch nirgends auf, als in der Hauptstadt, woselbst wir wenige Zeit blieben. Diese Hauptstadt wird Kehue genennet, und der König hat hier seine Residenz. Seine Gewalt ist unumschränkt; er vergiebt alle Stellen nach seinem Gefallen, die Güter, die Freyheit, und das Leben seiner Unterthanen stehen in seinen Händen. Niemand darf sich ihm nähern, als auf achtzig Schritte, und nur seine Minister und Officiere können mit ihm sprechen. Wenn er öffentlich erscheinet, welches nicht leicht geschieht, fallen alle Leute nieder, und niemand untersteht sich, ihn anzusehen. Die fünf oder sechs Provinzen, die sein Königreich ausmachen, werden durch Mandarins, und verschiedene Gerichtshöfe regiret. Die dabey vorgehenden Betrügereyen und Unterschleife würden am Leben bestrafet werden, wenn die Beschwerden des Volkes bis zu dem Monarchen

dringen könnten. Die Straf-Gesetze sind hart, und ihre Vollziehung grausam: man kann sie aber mit Gelde erkaufen. Der Verschnittenen giebt es in diesem Lande eine große Menge, weil die leichten Verbrechen durch Verstümmelung bestrafet werden, und sie überdieß die einzigen sind, die man zu dem Dienste im Serail brauchen kann. Von diesem Palaste will ich keine Beschreibung machen: an Oertern, wo die Künste wenig bekannt sind, wird die Baukunst vernachläßiget. Er besteht in nichts, als in weitläuftigen Gebäuden von Erde und Holze, worinnen große Höfe befindlich sind. Da der Fürst seine Unterthanen eben so sehr zu fürchten hat, als er von ihnen gefürchtet wird, sind seine Zimmer beständig mit einer zahlreichen Wache, und mit Canonen besetzet. Wenn dieser Fürst mit seinen Nachbarn Krieg führet, müssen alle seine Unterthanen mit ihm zu Felde ziehen. Die Abgaben, die er ihnen auferleget, werden in Früchten geliefert, und in Vorrathshäuser gebracht; einige geben Pferde, Schiffe, Sclaven, ꝛc.

Die Religion ist eben so, wie in Tunquin. Sie theilet sich in Atheisten, Deisten, und Götzendiener. Letzterer sind die meisten, sie sind aber auch die ärmsten. Ihre Tempel, die gänzlich einge-

eingehen, zeugen von ihrer Armuth. Wenn sie opfern wollen, bessern sie selbige ein wenig aus; und wenn die Ceremonie geschehen ist, machen sie wieder Ställe, oder Wirthshäuser daraus. Einige Missionnaire haben unsere Religion in diesem Königreiche geprediget, und vielen Fortgang gefunden. Da die Einwohner sanftmüthig und menschlich sind, zeigen sie weniger Widerwillen für Gebote, welche die Ausübung dieser beyden Tugenden vorschreiben: destomehr Abneigung aber haben sie für das Gebot der Keuschheit, weil sie außerordentlich wollüstig sind. Die lüderlichen Weibspersonen, derer es eine große Menge im Lande giebt, überlassen sich jederman für einen sehr mäßigen Preis; und wenn selbige nicht zureichen, so wird der Mangel durch der Männer allzugroße Nachsicht ersetzet. Uebrigens lebt man sehr mäßig, und erhält sich mehrentheils von Reiße und Fischen. Die Lebensmittel werden um einen sehr geringen Preis verkaufet: mit einem Sol, (fast 4. Pf.) bezahlt ein Mann seinen Unterhalt auf einen ganzen Tag; und mit noch weniger den Genuß einer Frau. Aus Furcht vor Feuers-Gefahr, kocht das Volk nicht in seinen Häusern, sondern an dem Ufer der Flüsse, wo die meisten Städte hingebauet sind. So bald sich nun

nun ein gewisser Wind, von dem Meere her, erhebt, geht ein Mann mit einer Art von Trommel an dem Ufer auf und ab, und warnet die Leute, das Feuer auszulöschen. Diese Vorsicht ist um so viel nöthiger, da die Häuser sehr leicht gebauet sind; die Wände sind von Rohre, die Fenster von Papiere, die Dächer von Strohe; die Fußböden sind mit Matten beleget, und die Zimmer durch Schirme unterschieden. Alle diese Wohnungen stehen weder in Ordnung noch in Gassen abgetheilet: bald sieht man ihrer auf einem Haufen beysammen, bald andere einzeln zerstreuet, so daß man glauben sollte, sie wären unversehens dahin gesetzet worden. Etliche haben zwey Stockwerke, die meisten aber nur ein Erd-Geschoß. Dieses alles, Madame, zeigt wenig Wohlleben an; auch hat man in der That hier keinen Begriff davon. Gold und Silber sind sehr rar: ein Mann, der fünf oder sechs hundert Livres, (133 bis 160. Thlr.) im Vermögen hat, ist reich, und er wird als ein Beyspiel angeführet. Jedermann ist in Seide gekleidet: sie ist in solchem Ueberflusse vorhanden, daß man die Fischer-Netze, und die Schiff-Seile davon machet. Das Pfund Zucker gilt nicht mehr als zwey Sols (ohngefähr 8. Pf.) und alles übrige nach Verhältniß.

Eine

Eine besondere Erzeugung dieses Landes ist ein Baum, dessen Früchte aussehen, wie ein großer Sack voller Maronen. Dieser Sack hält zuweilen bis sechs hundert Stück. Er besteht aus einer sehr dicken Haut; und da die Zweige des Baumes nicht stark genug seyn würden, eine solche Last zu tragen, so kommt die Frucht aus dem Stamme selbst hervor. Wenn sie reif ist, öffnet sich der Sack, und man nimmt die Maronen heraus, die sich braten lassen, wie die unserigen.

Die Chineser, die sich in Cochinchina niedergelassen haben, treiben die dasige Handlung meistens allein. Der Eingebohrnen außerordentliche Faulheit macht sie zu aller Arbeit untüchtig. An Festtagen kommen sie auf öffentlichen Plätzen zusammen, setzen sich auf Matten in einen Kreis, und jeder verzehret daselbst sein mitgebrachtes Mittags-Essen; dabey werden von den Gaucklern allerhand Possenspiele aufgeführet, die das Volk belustigen. Die Cochinchineser bitten einander gern zu Gaste: sie tragen kein Bedenken, wider die Gewohnheit der meisten Indianer, Fleisch zu essen. Sie geben daher in der Wahl, und Zubereitung der Speisen, keinem einzigen Volke in Asien etwas nach. Ihre Gastgebote sind

allezeit mit Spielen, Comödien, und Muſik begleitet.

Hier nun, Madame, endigen ſich meine Judianiſchen Reiſen. China, und Japan, werden mir ein weitläuftiges Feld zu neuen Unterſuchungen öffnen. Vier Jahre ſind es nunmehr, daß ich ein Land durchwandere, welches ſeiner Reichthümer und Seltenheiten wegen merkwürdig iſt. Keines hat ſich berühmter gemacht, keines iſt von den Alten mehr bewundert worden, keines aber auch weniger gekannt geweſen. Ein gemeines Vorurtheil verwandelte alles daſelbſt in Wunder: die Erde trug nichts als Rieſen; der Indus und Ganges waren mit Ungeheuern angefüllet; die Soldaten des Alexander ſtellten ihm mit Thränen vor, daß jenſeit dieſer zweyen Flüſſe keine Menſchen wohnueten. Hat aber etwas die Indianer von andern Völkern vorzüglich unterſchieden, ſo iſt es die **Pracht** und das feyerliche ihrer Gottesdienſtlichen **Ceremonien** geweſen. Bey ihren großen Feſten hielten ſie Umgänge, wo ſie, zu Ehren ihrer Götter, alles was das Land koſtbares und rares hatte, ſehen ließen. Eine große Menge Elephanten, mit Golde und Edelſteinen bedecket, giengen voran; prächtige Triumph-Wagen, mit gedie-

genem

gnem Golde überzogen, wurden durch zusammen gejochte, und mit Blumen bekränzte Ochsen gezogen; diesen folgeten Soldaten, welche Becken, Schaalen, Tische, und Küssen, zu den Gastmahlen trugen; einige führten zahm gemachte Leoparden, Tyger, und Löwen; andere trugen allerhand Arten von Vögeln; und die Musikanten ließen sich auf tausenderley Instrumenten hören.

Die **Ueppigkeit** und **weichliche** Lebensart der Indianischen Fürsten ist noch ein anderer Gegenstand, wovon wir die trefflichsten Beschreibungen haben. Sie waren beständig mit einem Gefolge von Weibern umgeben, derer Bezeigen, Handlungen, Gesänge, und ganzer Umgang, nichts als Wollust einflößeten. Wenn ein Fürst öffentlich erschien, trugen seine Hofbedienten goldene Rauchfässer vor ihm her, um den Weg mit einem angenehmen Geruche zu erfüllen. Er ließ sich in einer mit Perlen gestickten Sänfte tragen, worinnen er auf purpernen, mit Golde gewirkten Küssen ausgestreckt lag. Sie haben gesehen, Madame, daß die Indianischen Völker, und Monarchen, diese ehemalige Neigung für Feste und Pracht, die der königlichen Hoheit so eigen ist, noch bis itzt nicht verloren haben. Was aber diese

Völker hauptsächlich von allen andern in der Welt unterscheidet, ist ihr Vorzug, Dinge allein zu besitzen, welche die andern Nationen anlocken. Es ist keine einzige, welche nicht die Nothdurft, oder die Gewinnsucht, zu ihnen führte; sie hingegen haben nicht nöthig, anderwärts Proben ihrer Dürftigkeit abzulegen.

Ich bin ꝛc.

Kehue in Cochinchina, den 4. April, 1744.

Ende des vierten Theiles.

Verzeichniß

der in diesem Theile enthaltenen Materien.

Der 42. Brief.

Die Maldivischen Inseln.

Der Malabarischen See-Räuber Grausamkeit 4
Lage der Maldivischen Inseln, und ihre Beschreibung 5
Muthmaßung über den Ursprung der Maldiver 6
Ein König der Maldiver läßt sich taufen: verschiedene auf den Maldivischen Inseln erfolgte Veränderungen 7
Beschreibung von Male, der Hauptstadt dieser Inseln 8
Natürliche Landes-Erzeugungen dieser Inseln 9
Auf was Weise die Einwohner Steine aus dem Meere ziehen 10
Muscheln, die statt Geldes gebrauchet werden 11
Das Clima der Maldivischen Inseln 12
Gewöhnliche Krankheiten auf diesen Inseln: der Maldiver Religion, und abergläubige Gebräuche 13

Dieser Völker Gebräuche, in Erziehung ihrer Kinder 14
Ihr Bezeigen gegen Missethäter 15
Kleidung der Maldiver 17
Die Maldivischen Edelleute barbieren sich selbst, oder einer den andern: Schilderung der Maldiver 18
Ihre Regirungs-Form: wie das Recht bey ihnen gehandhabet wird 19
Ihre verschiedenen Grade des Adels 20
Der Adelichen Bezeigen gegen ihren Landes-Herrn 21
Die Einkünfte des Königes: seine Leib-Wache 22
Dieser Fürst speiset niemals mit seinen Unterthanen: wie diese Völker ihre guten Freunde bewirthen: Freyheit der Weiber auf den Maldivischen Inseln 23

Der 43. Brief.

Die Insel Sumatra.

Beschreibung dieser Insel: die Pflanze, die den Pfeffer hervorbringt: ihre Beschreibung: die Art, wie der Pfeffer gebauet, und eingesammelt wird 25
Eine andere Landes-Erzeugung, das unauslöschliche Oel 27
Inglei-

Ingleichen, ein Same, der den Kopf einnimmt: der Cocus-Baum: Grausamkeit der Einwohner, die das Innere der Insel besitzen 28
Macht der Holländer in Sumatra: das Königreich Achem: seine Hauptstadt 29
Die Häuser der Stadt Achem 30
Der Palast des Königes: Anzahl der Weiber, die in dem königlichen Serail wohnen 31
Wie sie den König bedienen: ihre Beschäfftigung: welche unter ihnen den Titel, als Gemahlinnen, haben 32
Eifersucht, und Grausamkeit eines Königes von Achem 33
Wie die von den Kebsweibern gezeugten Kinder des Königes erzogen werden: Einkünfte des Königes von Achem 34
Seine Kriegesmacht 35
Die Zahl seiner Elephanten: wie man ihnen begegnet: sonderbares Betragen eines Königes von Achem gegen seine Elephanten 36
Titel, welche der König von Achem führet 37
Wie seine Hofleute ihm die Aufwartung machen: seine Staats-Minister 38
Strenge der Gesetze, und Schärfe der Strafen: ein Beyspiel davon 39
Wie der König seine Unterthanen belohnet 40

Gerech-

Gerechtigkeit, in Ansehung der Schuldner: der Landes-Einwohner Ehrerbietung für die Gesetze 41
Die gewöhnlichsten Strafen: eine Art von Handel zwischen den Verbrechern und dem Nachrichter 42
Eine Religions-Ceremonie, die der König alle Jahre beobachtet 44
Eigenschaften der Achemer: ihre Handwerke, Künste, Schulen 45
Regirungs-Form des Königreiches Achem: der ehemaligen Bewohner Grausamkeit 46

Der 44. Brief.

Die Insel Java.

Geschichte der von den Holländern unternommenen ersten Reisen nach Indien 48
Wie Houtmann ihnen den Weg dahin weiset 49
Die Holländer vertreiben die Portugiesen aus ihren dasigen Besitzungen, und bemächtigen sich der Handlung nach Indien 50
Sie bauen die Stadt Batavia auf die Ruinen von Jacatra: Beschreibung von Batavia 52
Die Gegend um Batavia 55

Der

Der Lantor, ein diesem Lande eigener Baum: die Ordnung und Einrichtung der Holländischen Compagnie unter ihren Bedienten: großes Ansehen ihres General-Gouverneurs 56
Seine Beschäfftigungen 57
Der General-Director, der Staatsrath, und die Gerichtshöfe zu Batavia 58
Wie sehr die Holländische Compagnie die Bereicherung ihrer Bedienten befördert 59
Unterschleife dieser Bedienten 60
Truppen der Holländischen Compagnie: ihre Seemacht 61
Ihre Sorgfalt, die Schiffs-Besatzungen zu verändern: Dienste der Matrosen: wie selbige bestrafet werden 62
Die Holländischen Flotten 63
Die verschiedenen Einwohner von Batavia 64
Sitten der Holländischen Weiber in Batavia 65
Ihre Beschäfftigung 66
Die schlechte Erziehung der in Indien gebohrnen Holländerinnen 67
Ihre Pracht 68
Die Holländischen Weiber müssen eine ausdrückliche Erlaubniß erhalten, nach Indien zu gehen 69

Geschwindes Glück, das sie daselbst machen können 70
Das Königreich Bantam, auf der Insel Java: seine ehemalige Verfassung 71
Jetzige Beschaffenheit der Stadt Bantam 72
Ihre Polizey 73
Religion des Königreiches Bantam 75
Staatsrath des Königes 76
Der König, und die Vornehmen, verpachten ihre Domainen und Güter, an ihre Sclaven: ihre Gewalt über selbige 77
Freyheit, so viel Weiber zu haben, als man ernähren kann: Zustand der Kebsweiber 78
Die bey den Heurathen üblichen Gebräuche 79
Zwang der Eheweiber: ihre Kleidung 80
Ihre übrige reichliche Lebensart: müssen bey Feuers-Gefahr löschen helfen 81
Des Verfassers Audienz bey dem Könige 82
Der König wird bey der Tafel durch Weiber bedienet 83
Anzahl, und Kleidung der übrigen Weiber, die in den königlichen Palaste Dienste leisten: die Königinn von Bantam 84
Tänzerinnen des dasigen Hofes: ihre Tänze bey der königlichen Tafel 85

Die

Die Zierrathen und Kleinodien der königlichen Würde: die Zierrathen und Merkmale der Großen und Vornehmen 87
Kleidung der Javaneser: ihre Eigenschaften 88
Chineser, die in diesem Königreiche wohnen: ihr Gewerbe 90
Ihre Lebensart, Neigungen, und Gebräuche 91
Das Königreich, und die Stadt Mataran: ihre Beschreibung 93
Die Stadt Ringrat ist die Residenz des Königes: Turniere, die der König zu halten pfleget 94
Ihre Beschreibung 95
Der König von Mataran wird blos durch Weiber bewachet 96
Anzahl dieser Wache in dem Palaste, und ihre Verrichtung 97
Gebräuche der Javaneser bey ihren Kranken, und Verstorbenen: das Königreich Balamboang 98
Hat seine Freyheit behauptet: seine Religion: ein Feuerspeyender Berg daselbst: die Inseln, Bali, und Madure: sonderliche Gebräuche dieser Völker 99
Beschreibung der Insel Java: ihre wilden Thiere, der Machan 100

Der Rhinoceros: eine Art von Affen, Waldmann genennet 101
Die übrigen Thiere: die Pflanzen, und Gewächse von Java 103

Der 45. Brief.

Die Inseln, Borneo, Macassar, und die Molluckischen Inseln.

Verschiedene Bewohner der Insel Borneo: die ältesten heißen, Beajous 104
Ihre Beschaffenheit, und Gebräuche 105
An der Seeküste wohnen Mahometaner 106
Barbarey der Völker von Borneo 107
Natur-Erzeugungen dieses Landes: der beste Kampfer wächst allhier: Vogelnester, die man zu essen pfleget 108
Mannigfaltigkeit von Vögeln und Affen: die Insel Macassar, oder Celebes: ihre Hauptstadt, Bone: Macassar, eine andere Stadt 109
Wie letztere gebauet ist: ihre schönen Marktplätze 110
Die Landes-Erzeugungen: Gold, Tischer-Hölzer, Blumen, Früchte 111
Opium, und seine Wirkung 112

Aller-

Allerhand Arten von Thieren, worunter große Affen sind, die den Weibern sehr nachtrachten: die Einwohner der Insel Celebes sind gute Soldaten: ihre Erziehung 113

Ihre Kleidung, und Gebräuche: besondere Hochzeit-Ceremonie 114

Der Adel wird in drey Classen eingetheilet: wie die Thron-Folge eingerichtet ist: ingleichen die Beherrschung der ganzen Insel 115

Wie die Mahometanische Religion auf der Insel eingeführet worden ist 116

Die Moluckischen Inseln: ein Feuerspeyender Berg, auf der Insel Ternate 118

Die Stadt Gammalama: der Paradies-Vogel auf der Insel Ternate 119

Der Würznelken-Baum: seine Beschreibung 120

Eigenschaft der Würznelken 122

Auf der Insel wächst kein Getreide: der Sago wird anstatt Brodes gegessen: Beschreibung des Baumes, worauf er wächst: sein Safft dienet zum Getränke 124

Ursprung, Religion, Sprache, und Gebräuche der Molucker: ein sonderbarer Gebrauch, die Bevölkerung betreffend 125

Gesetze wegen der Heurathen: Eigenschaften des dasigen Frauenzimmers 126
Ceremonien, bey Ablegung eines Eides, besonders auf der Insel Amboina: die Holländer sind Herren von dieser Insel 127
Beschreibung der Stadt Amboina: die meisten Würznelken werden in hiesiger Gegend erbauet 128
Die auf der Insel Sologo eingeführten Gebräuche, und Religion 129
Die Portugiesen haben sich auf der Insel Timor niedergelassen 130
Sitten der Eingebohrnen dieser Insel 131
Auf der Insel Machian ist ein Feuerspeyender Berg das merkwürdigste: die Völker der Insel Gilolo sind Wilde: auf der Insel Banda wachsen die Muscatennüsse 132
Beschreibung des Muscaten-Baumes: seine Frucht, und Blumen 133
Ein besonderer Vogel auf der Insel Banda 134
Großer Eifer der dasigen Einwohner für die Mahometanische Religion 135
Die Bandaner führen beständig Krieg: ihre besondere Art von Waffen: Ceremonien, bey Beerdigung ihrer Toden 136

Die

Die ersten Beherrscher der Moluckischen Inseln: der Portugiesen daselbst verübte Grausamkeiten 137
Ankunft der Spanier: die Holländer bleiben endlich Besitzer dieser Inseln 138
Ihre verschiedenen Landes-Erzeugungen: der Schatten eines Baumes auf der Insel Sologo ist tödlich 139
Ein anderer Baum auf den Moluckischen Inseln, dessen Holz unverbrennlich ist: sehr große Schlangen: eine Pflanze, auf der Insel Ternate, deren Blätter zu Schmetterlingen werden 140

Der 46. Brief.

Die Philippinischen Inseln.

Mindanao, ist eine der vornehmsten Philippinischen Inseln: Gewohnheit des Landes-Fürsten, die fremden ankommenden Schiffe messen zu lassen 142
Würmer, die die Schiffe zerfressen 144
Die Handlung mit den Fremden will wenig sagen 145
Die Einwohner bieten ihr Frauenzimmer, unter dem Namen, Pagali, den Fremden an: Gebrauch der Pflanze, Betel: ihre Wirkung 146

In dem königlichen Palaste zu Mindanao, und in der Vornehmen Häusern stehen in den Zimmern Canonen gepflanzet: Beschreibung dieser Gebäude: der Einwohner Lebensart überhaupt 147
Die vier Haupt-Völker dieser Insel: ihre Religion, Bauart, Lebensart, und Gewohnheiten 148
Aeltern, und Kinder, machen einander zu Sclaven: Laster, die man verabscheuet, und ihre Bestrafung 149
Der Adel wird in verschiedene Classen getheilet: des Fürsten Serail: wer den Titel als Königinn führet 150
Bey Gastgeboten erscheinen Tänzerinnen: man führet noch andere Schauspiele auf 151
Waffen der Einwohner dieser Inseln: Gepränge mit den Verstorbenen zu Mindanao 152
Die dasigen Weiber sehen häßlich aus: Hochzeit-Gebräuche: Kleidung 153
Beschreibung der Insel Mindanao 154
Die Insel Manilla: ihre Hauptstadt 155
Ihre Geistlichen 156
Ihr Inquisitions-Gericht: was für Wissenschaften gelehret werden: Schulen, und andere Stifftungen 158

Gewalt

Gewalt der Statthalter 159
Verschiedene Benennung der Einwohner zu Manilla 160
Ihre Kleidung: die Chineser haben allen Handel in ihren Händen: werden Sangleys genennet 161
Die Chineser werden in der strengsten Zucht gehalten 162
Der Haven Cavite: die Lage von Manilla ist für die Handlung sehr vortheilhaft 163
Worinnen der Manillische Handel besteht 164
Die Insel ist den Erdbeben sehr unterworfen: besondere Eigenschaft der Gewitter 165
Sonderbare Eigenschaft des dasigen Clima: die Provinz Camarines hat einen Feuerspeyenden Berg, und die Provinz Bachi, einen großen See 166
Der Schwerd-Fisch in diesem See: besondere Art von Fledermäusen 167
Heiße Quelle, nicht weit von diesem See 168
Die Insel Paragua 169
Die dasigen Gebräuche: die Calamianischen Inseln: die Insel Panay 170
Große Geschwindigkeit der dasigen Wilden: Leichtgläubigkeit der Spanier: die Insel Zebu, wo Magellan umgebracht worden ist 171

Die Inseln Leith, und Samar, wo die Bohne des heiligen Ignaz wächst 172
Wirkung dieser Frucht 173
Dreyerley Völker der Philippinischen Inseln: ihre Sitten, Wohnung, Kleidung, Gesetze, Unabhängigkeit, Waffen, Religion, Gestalt 174
Noch andere Völker bewohnen diese Inseln: ihre Gesetze 176
Wie ihre Streitigkeiten entschieden werden 177
Wie der Diebstahl untersuchet wird: diese Völker sind sehr wollüstig: Bestrafung des Ehebruches 178
Gebräuche bey Verheurathungen; bey der ersten Hochzeit-Nacht 179
Ihr Adel: Beschäfftigung der Manns- und Weibs-Personen 180
Farbe der Weiber: ihre Zähne: ihr Zeitvertreib: dieser Völker Religion 181
Ihre Art zu grüßen: große Fruchtbarkeit der Philippinischen Inseln 182
Die dasigen wilden Thiere: große Menge Affen, ihre Geschicklichkeit 183
Die Zibet-Katze: der Taguan: die dasigen Vögel, worunter der Tavon merkwürdig ist 184

Die Fische: der Drouyon, oder das Fisch-Weib:
Crocodille, wie solche erleget werden 186
Früchte und Kräuter: eine besondere Art von Krankheit auf diesen Inseln 187
Die verschiedenen Völker dieser Inseln werden Pintados genennet: Tribut, den sie geben müssen: Geschichte der Eroberung dieser Inseln von den Spaniern 188
Woher sie die Benennung der Philippinischen Inseln erhalten haben: ihre Landes-Producte: Preiß des Zuckers 189

Der 47. Brief.

Die Marianischen Inseln, Neu-Guinea, und Neu-Holland.

Beschreibung der Marianischen Inseln: ihre Entdeckung, und verschiedene Benennungen 190
Die größte dieser Inseln heißt Guahan: die Jesuiten legen Schulen daselbst an: der Einwohner Häuser: der Spanier Nutzen von diesen Inseln 192
Beschreibung der Insel Guahan: Stadt und Haven Agadna: ihre Einwohner 193
Man glaubt, die Einwohner der Insel hätten, vor Ankunft der Spanier, das Feuer nicht gekennet 194

Ihre Religion 195
Ihre Leichenbegängnisse, und Trauer 196
Ihre Betrübniß, und gebräuchlichen Ausdrücke bey dem Tode ihrer Verwandten 197
Beschreibung der Bewohner der Marianischen Inseln: ihre Sitten, und Gebräuche 198
Ihre Laster: ihre Unabhängigkeit 200
Ihre Gesetze; Streitigkeiten; Kriege, und Kriegs-Zucht 201
Ihr Gewehr: ihre Beschäfftigungen. 202
Sie sind unwissend: ihre Geschichtsbücher 203
Ihre Gedichte; Sprache: sie bilden sich auf ihren Adel viel ein: die dreyerley Stände dieses Volkes 204
Ihre Neigungen 205
Zusammenkünfte der Weiber: diese Inseln sind sehr bevölkert: eine davon, die Insel Tinian, ist unbewohnet 206
Clima der Marianischen Inseln: ihre Fruchtbarkeit 207
Eine wundernswürdige Frucht, die Brod-Frucht genennet 208
Beschreibung der Insel, Neu-Guinea 209
Die Insel Sabuda: ihre Einwohner 210
Die Insel der Petoncles: ingleichen, des Königes Wilhelm: die übrigen Indianer des festen Landes von Neu-Guinea 212

Die

Die Insel, Garet-Denis: ihre Einwohner 213
Die Beherrscher der Inseln von Neu-Guinea sind Vasallen des Königes von Ternate 215
Ihre Einwohner: ihre Lebensart, und Religion: die Inseln der Palaos, oder die neuen Philippinischen Inseln 216
Die wichtigste darunter heißt, Lamurrec: der Einwohner Sitten und Gebräuche 217
Die Inseln, Grafton, Monmouth, und Bachi: besondere Einrichtung ihrer Dörfer 218
Ihre Einwohner essen Heuschrecken: ihr gewöhnliches Getränke 219
Der Einwohner Neigung, und Gebräuche: sie haben keine Religion 220
Entdeckung von Neu-Holland: ihre Einwohner 222
Ihre Landes-Erzeugungen an Bäumen, und Thieren 223
Häßliche Thiere, Guanos genennet: ihre Fische: die Wilden einiger benachbarten Inseln 224

Der 48. Brief.

Das Königreich Siam.

Beschreibung einer Wasser-Hose 228
Ursprung der Siamer 230
Veränderungen, die das Königreich Siam erlitten hat 231

Ver-

Verbindung des Siamischen Königes, Chaou-Naraie, mit Ludwig XIV: Geschichte des Siamis. Ministers, Constantin Phaulkon 234
Der König von Siam schickt Gesandte nach Frankreich 235
Ludwig XIV schicket einen Gesandten nach Siam: dessen prächtige Aufnahme 236
Diese Gesandtschaft erwecket Mißvergnügen bey den Siamern: einer, Namens Pi-tracha, erreget einen Aufstand 238
Er wirft sich zum Reichs-Verweser auf: Phaulkon wird hingerichtet: der König Chaou-Naraie wird abgesetzet 239
Schönheit der Ufer des Flusses Menan: sein Austreten 240
Ceremonie, welche nach der Ueberschwemmung geschieht: die Stadt Bankok 241
Lage dieser Stadt: schöner Anblick der an dem Ufer des Flusses leuchtenden Würmer: große Menge Affen, und eine Art von Reihern, (aigrettes) 242
Die Mönche des Landes heißen Talapoins: ihre Klöster sind Schulen: die Wissenschaften, welche darinnen gelehret werden 243
Beschreibung der vielen Dörfer, die zwischen Bankok und Siam liegen: Beschreibung der Stadt Siam 244

Jede

Jede der fremden Nationen in der Stadt hat ihr eigenes Quartier: sie müssen dem Könige alle Jahre den Eid der Treue erneueren: Gebäude der Stadt: der königliche Palast 247
Reichthum der Tempel, Pagoden genennet: ihre Beschreibung 249
Die Vorstädte von Siam: des Königes Residenz ist zu Louvo: die Macht dieses Monarchen: die Vornehmen des Reiches heißen, Mandarins: Respect, den der König von seinen Unterthanen fordert 252
Schwülstige Titel des Königes von Siam 253
Seine Staats-Minister, und die Mandarins, müssen vor ihm niederfallen: wie er die fremden Gesandten empfängt 255
Sein Palast wird als heilig angesehen: seinen Namen darf niemand nennen: seine Wache 256
Der Dienst innerhalb des Palastes 257
Der König hat nur eine Gemahlinn: ihre Hofstatt: ihre Macht: Anzahl der Kebsweiber 258
Lebensart des regirenden Königes 259
Anstalten, wenn der König von Siam sich öffentlich sehen läßt 261
Wenn dieser Fürst auf dem Flusse spatzieren fährt 262

Gebräuche der Siamer bey Leichenbegängnissen: Beerdigung einer königlichen Prinzessinn 263
Wenn der König mit Tode abgeht 268
Der Privatpersonen Begräbnisse 269
Das Ceremoniell des Siamischen Hofes ist höchst verdrüßlich 270

Der 49. Brief.

Fortsetzung von Siam.

Die gewöhnlichen Krankheiten in Siam 271
Heilungsart der dasigen Aerzte 272
Die Siamische Dichtkunst: der Siamer Unwissenheit in der Musik 273
Ihre musikalischen Instrumente 274
Eine in der Gegend von Siam merkwürdige Pyramide 275
Beschreibung eines Klosters der Talapoins 276
Lebensart dieser Mönche 277
Wovon sich diese Mönche, und überhaupt die Siamer, nähren: Ueberfluß des Landes an Lebensmitteln 278
Preiß des Fleisches, und anderer Lebensmittel: Zubereitung der Speisen 279
Ihre Mahlzeiten: ihr Getränke 280
Der König, die Großen, und die vornehmen Geistlichen, essen auf silbernen, und porcellaine-

cellainenen Tafel-Geschirren: die Talapoins bereden das Volk, die Stifftung ihres Ordens käme vom Himmel 281
Sie theilen sich in vier Classen 282
Wie die Aufnahme in diese Classen geschieht 283
Die Einsetzung eines Priors 284
Die Wahl der Superioren; der Sancrats, oder Aebte: der General der Talapoins hält sich bey Hofe auf 285
Wozu der Orden der Talapoins verbindet: er genießet großer Vorrechte 286
Mittel, die Anzahl der Mönche zu verringern: Stolz der Talapoins: ihre Klöster sind Freyheits-Oerter 287
Dennoch haben die Geistlichen keine Gerichtsbarkeit: Amt der Priester: die Prediger werden von den Zuhörern beschenket 288
Die Talapoins sind an viele nichtsbedeutende Gebräuche gebunden 289
Führen auch eine sehr strenge Lebensart: worinnen sie besteht 290
Sie begeben sich alle Jahre in die Einsamkeit 291
Ihre Lebensart ist sehr abgemessen: wie sie den ganzen Tag zubringen 292
Ihre Kleidung: sie tragen eine Art von Fecher, Talapat genennet 294
Die Talapoinnen, oder Nonnen 295

Der Siamer Religion: sie ist voller lächerlichen Fabeln 296
Unterredung mit einem Talapoin-Prior, über die Religion, und Freygeister in Siam 297
Die hohen Feste, die in dem Königreiche gefeyert werden 301
Die Art des Fortkommens in Siam: zweyerley Arten von Tragsesseln 302
Die eine Art heißt Palankin: Sonnenschirme darf nicht jedermann tragen: ihr Unterschied 303
Ballons, eine Art von Schiffen 304

Der 50. Brief.

Fortsetzung von Siam.

Gebräuche bey Abstattung der Besuche 307
Die Siamer sind sehr rangsüchtig: ihr Ceremoniell 308
Ihre Häuser, Hausrath, und Lebensart: ihre Gesichtsfarbe 310
Ihre Kleidung 311
Ihr Adel 312
Die Besoldungen, und Bedienungen bey Hofe: die verschiedenen Classen betitelter Personen 313
Die Weiber der Standespersonen: die Statthalter; einige haben den Titel als Könige 314

Die

Die Gerichtshöfe: der Hofbeamten Verrichtung 315
Welcher Minister Pra-clam, oder Barcalon heißt 316
Der Siamer Gesetz-Buch: wie die Processe geführet werden 317
Besondere Mittel, die Beschuldigten zu überführen 319
Die Strafen sind sehr grausam 320
Das gemeine Volk in Siam wird in Sclaven, und Freye, eingetheilet 322
Alle freye Unterthanen müssen mit dem Könige zu Felde ziehen: seine Land-Truppen 323
Seine See-Macht: seine Kriege, und wie solche geführet werden 324
Die in seinem Solde stehenden fremden Truppen: sie machen einen Theil seiner Leib-Wache aus 325
Der König von Siam hat keine Festungen: der auswärtige Handel ist in seinen Händen allein 326
Ehrlichkeit der Siamer in Handel und Wandel: die Einkünfte des Königes 327
Das Geld in Siam: der Einwohner Gewerbe 328
Ihre Frohndienste: die Siamer heurathen zeitlich: sie heurathen nur unter einander in ihren Familien 329
Wie die Hochzeiten vollzogen werden 330

Manche Leute kaufen ihre Weiber: wie es bey der Ehescheidung gehalten wird: wie viel das gröſßte Heuraths-Gut beträgt 331
Der Siamer Kebs-Weiber: die rechtmäßigen Weiber behalten ihren Familien-Namen: Ehebruch ist etwas seltenes: Eifersucht spüret man nur bey den Vornehmen 332
Erziehung der Töchter: wie man mit ihnen verfährt, wenn sie ausschweifen: wie des Königes Frauenzimmer bey dergleichen Gelegenheit bestrafet wird 333
Kein Talapoin kann bey einer Verheurathung gegenwärtig seyn 334
Der Väter Gewalt über ihre Weiber und Kinder: Erziehung der Kinder 335

Der 51. Brief.

Fortsetzung von Siam.

Die Stadt Tchainat: die Siamer ziehen den Aufenthalt in Dörfern, dem in Städten vor: die Stadt Laconcevan: Bäume, worauf Ameisen-Haufen befindlich sind 337
Wie man sich auszudrücken pflegt, wenn man von dem Könige von Siam redet: Magneten-Gruben 338
Lustbarkeiten, Comedien, Marionetten, und Gaucklerspiele der Siamer 339

Lebensart der Comedianten: die Stadt Tian-Tong: aus dem Baume, Tankor, wird Papier gemachet 341
Verschiedene andere Bäume, aus derer Früchten man Kütt, und Firniß machet: die Stadt Metac: Beschreibung des Rhinoceros 342
Die meisten Städte in Siam verdienen keine Aufmerksamkeit 345
Ungeachtet man ihnen prächtige Namen giebt: das Königreich Siam ist fast nichts, als eine ungeheuere Wüste: Anzahl der Einwohner: Einkünfte des Königes, und seine Schätze 346
Die Bäume, Pflanzen, Blumen, in Siam 347
Das Obst: die Thiere: unter den Vögeln ist der Nokto merkwürdig 348
Die Siamer glauben die Seelen-Wanderung: das Hahn-Kämpfen, dawider die Priester sehr eifern: See- und Fluß-Fische 349
Der See-Hund, oder Menschenfresser, auch Requiem genennet; der Gebrauch seiner Haut: der Groß-Kopf 350
Der Crocodill: die Wasser-Eidexe: besondere Eigenschaft der glänzenden Würmer 351
Feyerlichkeit bey Aufnahme der Gesandten 352
Hochachtung, welche die Siamischen Gesandten für die Beglaubigungs-Schreiben ihrer Souveraine haben 356

Das königliche Siegel: Ceremonien, welche beym Gebrauche desselben beobachtet werden 357
Was ein Gesandter nach seiner Zurückkunft in Siam in Acht nehmen muß: die Feyerlichkeit der Eröffnung der Ackerarbeit 358
Der Siamer Lustbarkeiten: Kampfspiele: Ochsen Rennen 359
Der fliegende Drache 360
Die königlichen Schiffahrten auf dem Flusse 361
Die vornehmsten See-Plätze in Siam: Einsetzung zweyer Magistrats-Personen in Tenasserim 362
Der Siamer Freundschafts-Eid: ihre Laster 363
Die Siamer haben Verstand: ihre übertriebene Verehrung für Personen von hohem Stande 364
Bescheidenheit, und Schamhaftigkeit, sind diesem Volke eigen: sind nicht eifrig in ihrer Religion: sie lieben die Wahrsagerkunst 365
Ihre abergläubigen Meynungen 366
Die verschiedenen Nationen, die in der Stadt Siam wohnen 367
Die Siamische Sprache 369
Die Gelehrten, und ehrbare Leute, reden eine besondere Sprache, Bali genennet 370

Der 52. Brief.

Die benachbarten Königreiche von Siam.

Die Stadt Malacca: die Portugiesen erobern sie 371
Ihr ehemaliger blühender Handel: der Vorzug ihrer Sprache: die Portugiesen breiten das Evangelium in dem Königreiche Malacca aus, die Handlung aber geht ein: die Holländer bemächtigen sich des Landes, und schaffen die Catholische Religion ab 372
Die Bewohner der Halb-Insel, deren Hauptstadt Malacca ist: ihre Lebensart 373
Das Königreich Patana: der Einwohner Eigenschaften 374
Der große Vertrieb daselbst mit den wohlschmeckenden Vogel-Nestern: auch die Pfaue sind sehr gemein: das Königreich Camboya: die Hauptstadt liegt am Fluisse Mecon 375
Ein Tempel in Camboya von besonderer Bauart: die Vornehmen im Königreiche werden in verschiedene Classen getheilet 376
Die Talapoins dürfen sich nicht in Staats-Geschäffte mengen 377
Der Mandarins Ansehen: die Religion des Landes 378

Der Camboyer Kleidung: wem sie zins- und lehnbar sind: ihre Sitten 379
In den Wäldern von Camboya wächst ein Baum, dessen gifftiger Safft auf besondere Art wirket: das Königreich Laos: die Regirung dieses kleinen Staates 380
Seine Sprache, Schrift, Religion: das Volk muß durch die schärfften Gesetze im Zaume gehalten werden 381
Unter die Natur-Erzeugungen gehören das Helfenbein, der Benzoin, das Gummi-Lack 382
Wie dieses Lack erzeuget, und wozu es gebrauchet wird 383
Die Königreiche Ava und Pegu: die Hauptstadt Ava, des Königes Residenz: der königliche Palast hat vier besondere Thore 384
Die Peguaner vergöttern ihren Fürsten 385
Seine schwülstigen Titel: er wird Kiak genennet: Gewalt über seine Unterthanen 386
Seine Statthalter: wie die Processe entschieden werden: die Missethäter werden nicht so grausam bestrafet, wie in Siam 387
Die Stadt Surian: ein öffentliches Fest, das Wasser-Fest genennet 388
Namen, und Beschreibung der vier andern großen Feste 389
Noch ein anderes Tanz-Fest, wozu gemeiniglich Zwitter genommen werden, derer es

in

in dem Königreiche Pegu eine große Menge geben soll: die Religion des Landes 390
Der Peguaner Opfer, und Furcht vor einem bösen Geiste 391
Zwey prächtige Tempel in der Gegend von Surian: Kostbarkeit der königlichen Pagoden, oder Götzenbilder 392
Die Peguanischen Priester: ihre Predigten, und Sittenlehren 393
Ihre Kleidung 394
Ihre Lebensart: ihr Begräbniß 395
Ihre Anstalten und Besorgung, wenn der König stirbt 396
Der Peguaner Verheurathungen: ihre Töchter überlassen sie den Fremden für Geld 397
Ihre Weiber verpfänden sie: Kleidung des Peguanischen Frauenzimmers 398
Die Peguaner sind von eben der Gemüths-Beschaffenheit, wie die Siamer: sie sind geschickt in der Feuerwerker-Kunst 399
Die Stadt Surian ist die einzige Niederlage ihres Handels: die Peguanischen Rubinen sind die schönsten im Oriente; wo man sie findt 400
Die Landes-Erzeugungen: das Clima: die Blattern thun großen Schaden: die Inseln, Negraille, und Munay, in dem Königreiche Arracan 401

Die Priester der dasigen Tempel heißen Raulins: sie erziehen die Jugend: sie sind zugleich die Sterndeuter, und Aerzte der Nation 402
Ihre Tempel, und Götzen 403
Der oberste dieser Priester ist die angesehenste Person im Königreiche: Anstalten, wenn er stirbt: die Stadt Orietan 404
Ihr großer Handel: schöne Aussicht auf dem Flusse Arracan: eine prächtige Moschee in der Gegend dieser Stadt: ein großes Fest wird jährlich daselbst gefeyert 405
Ueberschwemmung des Flusses Arracan, wobey Fasttage gehalten werden 406
Die Stadt Dobasi: es werden daselbst viele Sclaven verkaufet: Beschreibung der Hauptstadt Arracan 407
Des Königes Palast, Staat, und Titel: wie er seine Weiber und Kebsweiber wählet 408
Die Statthalter: der erste Minister, und die übrigen Großen bey Hofe: wie sich der König dem Volke zeiget: Empfang der Gesandten: die Städte des Nordlichen Theiles des Landes 409
Leichenbegängnisse in Perem: die Heurathen 410
Die übrigen Gebräuche, die Religion, die Landes-Erzeugungen des Königreiches Arracan: das Königreich Tipra: die da-

sigen

sigen Weiber haben große Kröpfe: das Königreich Azem 411
Im Königreiche Azem soll das Schießpulver zu erst seyn erfunden worden: die dasigen Bergwerke; die Einwohner sind wohlhabend 412
Kein Gold wird in diesem Lande gepräget: die Azemiten essen Hunde-Fleisch: wie das Salz bey ihnen verfertiget wird 413
In dem Königreiche Azem giebt es viele Weinberge: auch vieles Gummi-Lack: die Religion des Landes: wenn jemand stirbt: wenn der König stirbt 414
Die Vielweiberey ist in diesem Lande erlaubet 415

Der 53. Brief.

Das Königreich Boutan.

Der vornehmste Beherrscher dieses Landes wohnet in der Hauptstadt Lassa: übele Wege nach Lassa 416
In diesen beschwerlichen Wegen läßt man sich tragen: Beschreibung der Hauptstadt: ihre Einwohner 417
Das Land ist sehr unfruchtbar: woraus die Einwohner Brod machen 418
Ihr Fleisch: ihre Fische 419
Ihre Thiere: besondere Art von Ochsen: das Bisam-Thier: Beschreibung des Bisam 420

Das in dem Königreiche geprägte Geld: der Handel 422
Der Einwohner Kleidung: wie der König bekleidet ist; ingleichen die obrigkeitlichen Personen 423
Der Weiber Kleidung: man heurathet hier nur eine Frau 424
Ceremonien der Geistlichen bey Kranken: wenn der Kranke stirbt 425
Der Boutaner Religion 426
In Lassa ist ein berühmter Tempel: der daselbst befindliche Götze 427
Processionen um diesen Tempel: kleine, um den Tempel gebauete Kapellen 428
Ein großes Fest wird alle Jahre in diesem Tempel gefeyert: es giebt viele Klöster in dem Lande: ihre Gelübden 429
Wie die Mönche bestrafet werden: ihre Kleidung: der Superior dieser Klöster heißt Lama; die Mönche, Dara: der General-Superior heißt der große, oder heil. Lama 430
Abergläubige Einbildungen des Volkes von dem Groß-Lama: der Prophet von Lassa 431
Beschreibung dieses Propheten 433
Wie der Groß-Lama ersetzet wird 435
Zuweilen erwählet er sich selbst einen Nachfolger: er wird der ewige Vater, oder der allgemeine Priester genennet 436

Es werden Wallfahrten zu ihm gehalten: er wird angebetet: auch sein Unflath wird verehret: dieser wird als Reliquien, oder Krankheiten zu heilen, oder an die Speisen als Würze gebrauchet 437

Anzahl der Prelaten, die unter dem Groß-Lama stehen: sie stellen eine Art geistlicher Regirung vor: ungemeines Ansehen der Geistlichen 438

Weltliche, und geistliche Macht der Bischöffe von Lassa: Wohnung des Groß-Laina: Mönchs- und Nonnen-Klöster in Lassa 439

Der Nonnen Lebensart: ihre Kleidung: Titel des Königes von Boutan 440

Die Regirungs-Form, und die Entscheidung der rechtlichen Angelegenheiten, in Boutan 441

Das Recht der Wiedervergeltung ist eingeführet: wie die Eide vor Gerichte geleistet werden: kein Feuer-Gewehr darf außer Landes verführet werden 442

Beschaffenheit der Einwohner dieses Königreiches: ihre Kleidung, und Lebensart: sie sind unwissend: Unterschied, den sie in ihrer Sprache haben 443

Der

Der 54. Brief.

Die Königreiche Tunquin und Cochinchina.
Tunquin ist sehr lange Zeit von seinen eigenen Königen beherrschet worden: die nachher erfolgte Veränderungen: der König hat sich als einen Vasallen von China erklären müssen 443
Worinnen der Tribut besteht, den er überschickt: nach der zuletzt erfolgten Empörung sind zwey Regenten in Tunquin entstanden: wie sie genennet werden 446
Der eine hat nur den Namen, der andere alle Gewalt: auch ihre Kinder empfinden diesen Unterschied 447
Wie die Thronfolge eingerichtet ist 448
Der Hof des einen ist sehr traurig, des andern sehr zahlreich: andere Vorzüge dieses letzteren: die Strafen in Tunkin 449
Die Verschnittenen stehen bey dem Könige in großem Ansehen 450
Sie mißbrauchen ihren Credit: der dem Könige zu leistende Eid der Treue: die Armeen von Tunkin 451
Jährliche Musterung der Truppen: des Königes Leib-Wache: die Tunkiner sind schlechte Soldaten: ihre Art Krieg zu führen 452
Cacho ist die Hauptstadt des Landes: die Gebäude daselbst: der Palast 453
Ruinen eines marmornen Schlosses: das Zeughaus: die Kaufhäuser: große Menge von Lebensmitteln: unzählige Dörfer liegen um die Stadt: ihre Einwohner versorgen die ankommenden fremden Schiffe mit allen Bequemlichkeiten 454

Natur-Erzeugungen des Landes: eine besondere Art von Capern wächst in den dasigen Gärten: Ueberfluß von Seide: eine andere Seltenheit dieses Landes, wegen der Katzen 455
Clima, und Jahres-Zeiten von Tunkin: seine Größe: Eigenschaften der Einwohner: Bedingung, zu einem obrigkeitlichen Amte zu gelangen 456
Der Adelstand ist eine Belohnung derer, die sich in Wissenschafteu hervorthun: erforderliche Prüfung zu Erlangung eines Amtes: Gebrauch der Chinesischen- und der Landes-Sprache: der Tunkiner Wissenschaften 457
Ihre Manufacturen: Tunkin hat keinen Handel: es wird kein Geld geschlagen: der Einwohner Neigung zu Lustbarkeiten: ihre Lustspiele 458
Zu Anfange des Jahres wird ein großes Fest gefeyert 459
Beschreibung dieses Festes: der Tunkiner Kleidung 460
Ihre Gemüthsart, und Gebräuche 461
Ihre Art zu essen: die Abgaben und Frohndienste sind hier eingeführet, wie in Siam: eine Ausnahme davon 462
Die Heurathen: die Gesetze: wie der Ehebruch bestrafet wird 463
Rechtshändel: zweyerley Religionen in Lande 464
Die Tunkiner glauben die Wanderung der Seelen: die Zauberer werden sehr hochgehalten: zu was sie am meisten gebrauchet werden: die Tunkiner sehen die Beerdigungen, als eine der vornehmsten Religions-Uebungen, an 465

Die Ursache davon: die Anstalten bey Leichenbegängnissen 466
Ihr Bezeigen bey der Leichenbegleitung 467
Ihre Trauer: Cochinchina 468
Beschreibung dieses Königreiches: die Sitten des Landes: die Hauptstadt, und königliche Residenz: die Gewalt des Königes: wie das Land regiret wird 469
Die Gesetze: große Menge der Verschnittenen: das Serail: alle Unterthanen müssen mit zu Felde ziehen: die Abgaben: die Religion: die Tempel 470
Der Einwohner Gemüthsart: wohlfeile Lebensmittel: dieses Volk kochet nicht in seinen Häusern 471
Beschreibung der Häuser: Armuth des Landes: der große Ueberfluß an Seide: Preis des Zuckers 472
Ein besonderer Baum, dessen Früchte wie Maronen aussehen: die Chineser treiben die Handlung des Landes allein: der Cochinchineser Lebensart 473
Indien ist von den Alten sehr bewundert worden: der ehemaligen Bewohner von Indien Pracht, und ihre Ceremonien beym Gottesdienste 474
Die Ueppigkeit, und weichliche Lebensart der alten Indianischen Könige: die heutigen Indianischen Völker haben solche auch itzt nicht verloren 475
Ihr Vorzug vor anderen Nationen 476

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph de, 1714-1779 / Wichmann, Christian August, 1735-1807 / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 4

Leipzig (1770)

It.coll. 215 h-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465868-8
VD18 80353711-001